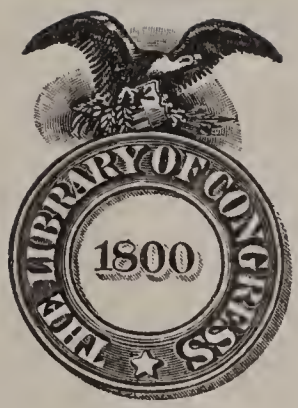
DG 806
.V17
Copy 1

THE LIBRARY OF CONGRESS
1800


LIBRARY OF CONGRESS
1800

Das heutige Rom.

Skizzen und Characterbilder

aus

dem wirklichen Leben

von

A. Valladier.

Zweite Auflage.

2
2012

LIBRARY OF CONGRESS
1885
CITY OF WASHINGTON.

Autorisirte Ausgabe.

Berlin.
Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)

1870.

Der Abdruck einzelner Artikel wird strafrechtlich verfolgt.

DG206
.V1

Inhalt.

		Seite
1.	Von Paris nach Rom	1 — 7.
2.	Ueberblick	7 — 13.
3.	Die St. Peterskirche	13 — 17.
4.	Ein päpstliches Amt in St. Peter	18 — 22.
5.	Platz St. Peters. Der päpstliche Segen. Frohnleichnamsfest	22 — 26.
6.	Caffee's	27 — 31.
7.	Restaurationen	31 — 34.
8.	Der Corso. Carneval	34 — 43.
9.	Der Vatican	44 — 46.
10.	Forum	46 — 49.
11.	Der Volksplatz	49 — 53.
12.	Der Venetianische Platz	53 — 56.
13.	Villa Borghese. Tombola	57 — 62.
14.	Capitol. Santo Bambino	62 — 67.
15.	Das Colosseum	67 — 69.
16.	Laterna magica	69 — 87.
17.	Der Papst mit Gefolge	87 — 89.
18.	Die Paulskirche	89 — 91.
19.	Pincio	92 — 94.
20.	Theater	94—102.
21.	Ehe	102—104.
22.	Eheliches Glück	104—106.
23.	Tagewerk einer römischen Dame	107—111.
24.	Soireen	112—115.
25.	Verehrung der Madonna. Sancta Maria Maggiore	116—122.
26.	Spanischer Platz. Propaganda	122—126.
27.	Die Capelle Sancta Sanctorum. Die heil. Treppe. Wunderthätiges Christusbild	126—131.
28.	Forum des Trajanus	131—133.
29.	St. Peter in Ketten. Speranza	134—139.
30.	Pantheon	139—141.
31.	Platz Rotonda. Straßenprediger. Befana. Cicciada	142—146.
32.	Die Engelsburg	146—148.
33.	Johanneskirche zum Lateranus	148—151.

Seite

34. Quirinal. Monte Cavallo . . . . . 151—156.
35. Aquäducte . . . . . 156—157.
36. Die appische Straße . . . . . 158—160.
37. Thermen . . . . . 160—162.
38. Kirchhöfe . . . . . 162—166.
39. Die Katakomben . . . . . 166—168.
40. Transtavere . . . . . 168—170.
41. Madonna der göttlichen Liebe . . . . . 170—172.
42. Künstlercarneval . . . . . 173—175.
43. Der Ghetto . . . . . 176—180.
44. Suburra . . . . . 180—183.
45. Banditen . . . . . 183—187.
46. Asylrecht . . . . . 187—189.
47. Justiz . . . . . 189—199.
48. Heerwesen . . . . . 199—201.
49. Finanzen . . . . . 202—209.
50. Platz Colonna. Börse . . . . . 209—211.
51. Handel . . . . . 211—215.
52. Douane . . . . . 215—217.
53. Ripa grande . . . . . 217—219.
54. Tabackfabrikation . . . . . 219—221.
55. Eisenbahnen . . . . . 221—225.
56. Unterrichtswesen . . . . . 226—230.
57. Literarische Gesellschaften und Conservatorium . . 230—232.
58. Platz Minerva. Geistliche Academie . . . . . 233—236.
59. Das Jubiläum . . . . . 236—240.
60. Sittenpolizei . . . . . 241—248.
61. Kirchenbann . . . . . 248—250.
62. Die heilige Woche. Palmsonntag . . . . . 251—252.
Mittwoch . . . . . 252—254.
Donnerstag . . . . . 254—259.
Freitag . . . . . 259—260.
Samstag . . . . . 260—261.
63. Das Osterfest . . . . . 262—265.
64. Tod des Papstes . . . . . 266—269.
65. Conclave . . . . . 269—282.
66. Krönung des Papstes . . . . . 283—288.

1. Von Paris nach Rom.

Nicht lange wird es mehr dauern, so wird die Metropole der katholischen Welt, die heilige Stadt, die ewige Stadt mit ihren Wundern von den Schwärmen ihrer Besucher aus allen Enden des Continents in einem Zug und wie im Flug zu erreichen sein. Bereits übersteigt die Locomotive den Brenner, wie den Sömmering; nicht lange, so wird sie auch über den St. Gotthard und durch den Mont-Cenis dringen, und die Bildung vermittelnden Schienen werden ein eisernes Band legen, das die Weltstadt mit der übrigen civilisirten Welt enger und näher verbinden wird. Da indessen Italien, und zumal der Kirchenstaat, am spätesten dieser Wohlthat des Fortschritts theilhaft wurde, so wird man noch einige Zeit, um an das Reiseziel Rom am bequemsten zu gelangen, einen Theil des Wegs mit dem Dampfboot zu machen haben. Gerne wählt man die Stationen Genua, Livorno und Civita-Vecchia, und bis der Riesentunnel durch den Mont-Cenis wird fertig sein, hat man von Paris aus als erste Station Marseille.

Marseille ist die bevorzugte Stadt für Alle, die weder Lärm, noch Wind, noch Staub scheuen, und ohne Ekel gewisse Ausströmungen vertragen können, die aus einem Gemisch verschiedener Arome bestehen. Wer die

Stadt seit einigen Jahren nicht gesehen hat, erkennt sie nicht wieder. Die Marseiller haben von den ungeheueren Bauten, die man in Paris vornimmt, gehört, und sind im Zug, es zu machen, wie der Frosch in der Fabel: „Sieh her, meine Schwester, kann ich's nicht auch so?" Sie haben, gleich Herkules, einen Fluß herbeigeleitet, um ihren Augiasstall zu reinigen, haben eine neue Stadt zur alten hinzugefügt, Häfen gegraben, Straßen und Boulevards gebrochen, Promenaden geschaffen, Monumente errichtet: und das Alles für das Bedürfniß des Verkehrs, der von Tag zu Tag wächst.

In einer Nacht fährt man auf einem comfortablen Boot der kaiserlichen Messagerie nach Genua. Man bewundert die prachtvolle Lage der Stadt, die am Abhang elegant gezeichneter Berge sich amphitheatralisch ausbreitet. Man eilt ans Land, und sieht sich bald in einem Labyrinth von armseligen, krummen, dunkeln Straßen, die nur für Fußgänger und Maulthiere zu passiren sind. Aus diesen gelangt man auf einmal mitten in eine lange und breite Straße mit prachtvollen Palästen auf beiden Seiten. Staunend besichtigt man einige dieser kostbaren Wohnungen, und steht betroffen über soviel Pracht, wovon keine Stadt in Frankreich eine Idee geben kann. Nicht weit von da ist ein Platz, der den Namen **Fontana amorosa** führt; aber es ist da nicht eine Fontaine. Da sieht man alle Elegants der Stadt in symmetrischer Reihe auf einem eisernen Geländer mit herabhängenden Beinen sitzen, die warten in dieser malerischen Position auf die vorüberpassirenden hübschen Damen. Diese defiliren vorbei,

Vestalinnen gleich, in langem Schleier von weißem Mousselin, einer Mode, welche der Schönheit äußerst günstig ist.

Nach diesem Genuß eilt man zu dem glänzenden Café Concordia, wo man ein excellentes Frühstück findet, und geht dann von Neuem, das Merkwürdige zu sehen. Man wird in eine kleine Kirche geführt, Annunziata genannt, die wenig von den Künstlern geschätzt, aber in den Reisebüchern sehr gepriesen ist. Die Bewohner Genua's schätzen das Gold sehr, und haben dem lieben Herrgott, der Madonna und den Heiligen ihre große Huldigung dadurch bewiesen, daß sie dieselben ganz mit Gold bedeckten. Man kommt, wie geblendet heraus. In der Kathedrale St. Lorenz war man nicht so freigebig, sie ist zwar reicher an wahren Schönheiten; aber kein Mensch redet von ihr, man bewundert nur die Annunziata. Im Dogenpalast zeigt man einige schöne Säle, welche überzeugen können, daß in Genua viel Gold übel angewendet ist. — Auf der schönen Promenade Acqua Sola genießt man eine prachtvolle Aussicht, dann begiebt man sich zu Schiff, um den anderen Morgen frühe in Livorno zu sein.

Zu Livorno findet man gleich, daß da ein anderer Maßstab für Verwendung des Goldes ist. Es giebt da weder öffentliche Gebäude, noch Monumente; obwohl viel Handelsgewerb da ist, hat man eine Börse nicht für nöthig erachtet, weil die ganze Stadt Börse ist. Man trifft da Handelsgenossen aus aller Welt, spricht alle Sprachen, trägt alle Trachten, bekennt alle Religionen,

treibt alle Handelszweige. In dem Freihafen, wo alle Freiheit verbannt ist, sieht man sich unter Kniffen, den Zugvogel zu rupfen, umlagert von Leuten aller Art, welche Dinge aller Art feil bieten. Die Stadt hat mit ihren breiten, geraden, hübsch geplatteten Straßen doch wenig Reiz für den Fremden, er eilt, die Stätte des Wuchers und Ausbeutens zu verlassen.

Im Hafen von Civita-Vecchia kommt man wieder Morgens in aller Frühe an, zur Zeit, wo eben die Galeerensträflinge bei der Arbeit zu sehen sind. Ein Bagno als Frontispice des Kirchenstaats, den Fremden ein keineswegs erquicklicher Anblick, muß bei denen, welche mit der Einbildung kommen, es müßten unter dem Scepter des heil. Vaters die glücklichsten Leute sein, ein ernstliches Bedenken erregen. Und wie kommt es, daß dieser Aufenthalt der Verbrecher so außerordentlich bevölkert ist? Ist die Bevölkerung so verdorben, oder sind die Gesetze so schlecht? Die Frage läßt sich später besser beantworten; einstweilen nur die Bemerkung, daß die Vergehen, wie die Verbrechen gleicherweise zum Bagno führen, und daß die politischen Verurtheilten mit den Dieben und Mördern beisammen sind. Diese Strenge scheint zu beweisen, daß die Regierung der Kardinäle das Princip handhabt: wer recht liebt, züchtigt recht!

Die Reisenden halten sich in Civita-Vecchia nicht auf, da sie voll Eifer sind, nach Rom zu kommen, und von einem Orte weg, wo man nur mit Commissionairen, Packträgern und niederen Gewerbsleuten zu thun hat. Was ihn etwa da aufhält, ist die Gepäckvisitation, wobei

es gewöhnlich so hergeht: Es existirt auf allen Zahlstätten ein Tarif, der stillschweigend jedermann auferlegt wird. Für ein oder zwei Paul*) in die Hand des Douanier gedrückt, ist dieser so human, sein Geschäft kurz abzuthun; für einen halben Scudo wird er so gefällig, nur ein einziges Coli zu untersuchen und einen flüchtigen Blick hinein zu werfen; für einen Scudo wird man ganz frei, es wird gar nichts untersucht, und der Fremde wird noch dazu Excellenz titulirt: Dem sich zu entziehen wäre unmöglich: man wird fast wie ein Feind behandelt, Koffer und Kisten werden verstoßen, die Nachtsäcke ausgeleert, Alles durcheinandergeworfen, und man kann froh sein, wenn nicht in dem Getümmel etwas abhanden kommt.

Glücklich, daß man jetzt durch eine Eisenbahn den Plackereien und Prellereien einer Diligence und abscheulicher Privatwagen entzogen ist, denen man, um nach Rom zu kommen, noch bis zum Jahre 1859 ausgesetzt war. Diese Neuerung, zum Aerger der hartnäckigen Liebhaber des Hergebrachten, verdanken wir, gleichwie die Gaseinrichtung, den Telegraphen und die Dampfboote, der einsichtigen Gewährung Sr. Heiligkeit des jetzigen Papstes **Pio IX.**, welcher mit diesen Schritten auf der Bahn des Fortschritts begonnen hat, seine Unterthanen aus dem stagnirenden Zustande der Stabilität herausgelangen zu lassen.

Im Waggon überlegt sich der Reisende die Wahl eines Hôtel's. Das Reisebuch, hat er bereits erfahren,

*) Ein römischer Scudo = 2 Fl. 30 Kr. S. W. (5 Fr. 36 C.) enthält 10 Paul (à 15 Kr.) und dieser 10 Bajocchi.

ist unzuverlässig; er befragt sich bei Reisegenossen. Ein Engländer empfiehlt das Hôtel de Londres, ohne zu wissen, daß es von einem Franzosen gehalten wird; ein Geistlicher preist das Hôtel de la Minerva; ein Kaufmann das Hôtel Cesari; ein Anderer das Hôtel de l'Allemagne; ein Römer versichert, am bequemsten und billigsten sei ein Chambre garnie in einem Privathause. Er denkt, mit Engländern bin ich nicht gern zusammen, die halten mich für ein Geschöpf niederer Race, wenn ich nicht ihre Sprache rede; und die Damen gar halten Unhöflichkeit für eine Tugend, wenn man ihnen nicht vorgestellt worden ist. Im Hôtel de la Minerva finde ich zwar viele Franzosen, die sind aber meistens Geistliche oder Legitimisten! nun respectire ich zwar alle Ueberzeugungen, aber es behagt mir doch nicht, nur von den Helden von Castel-Fidardo oder den Tugenden einer problematischen Hoheit reden zu hören. Mit Deutschen bin ich auch nicht gerne, denn die rauchen, wenn sie nicht essen, und essen, wenn sie nicht rauchen; und sind nie gut auf die Franzosen zu sprechen, weil sie meinen, die gönnen ihnen nicht ihren Rhein. Also aus Sparsamkeitsrücksichten, und um anderer Annehmlichkeiten willen, welche Junggesellen da finden sollen, ziehe ich die Privatwohnung vor, und bis daß ich die rechte gefunden, ist mir das Hôtel Cesari bequem, weil da keine table d'hôte ist, und ich kann speisen, wo ich will.

Nun verfährt man in Rom bei Wohnungsvermiethungen also: Ein Hausbesitzer, der sich selbst achtet, affichirt nicht, wenn eine Wohnung frei wird; er sagt's

im Vertrauen einem Freund, der wieder einem Anderen, und so fort, und so verbreitet sich das Geheimniß weiter. Manche legen die Schaam bei Seite und affichiren: **Est locanda.** — Nicht so ist's mit meublirten Wohnungen oder Zimmern, da giebt es mannigfache Annoncen in mehreren Sprachen und verschiedenen Nüancen der Empfehlung.

Die **Piazza di Spagna** ist unregelmäßig, holperig, von unansehnlichen Häusern umgeben, und dennoch sind dort von den Fremden, besonders Engländern, die Wohnungen sehr gesucht, obwohl die Preise gar nicht mäßig sind und die Meublirung nicht einmal nobel. Aber die Engländer haben ihre Launen. Scheuen Sie diese Genossenschaft nicht und suchen dort noch eine **Chambre garnie**, so finden Sie überall in reizendem Negligé eine sehr zuvorkommende **Padrona di lasa**, welche Sie freundlichst empfängt. Denn das Gewerbe von Vermiethungen der **Chambres garnies** wird durchweg von Frauen betrieben, die in wetteifernder Geselligkeit sich an Willfährigkeit einander überbieten.

---

2. Ueberblick.

Ein Fremder, der zum ersten Male nach Rom kommt, ist höchlich erstaunt, wie Alles, was er vor Augen sieht, so ganz anders ist, als er sich's gedacht, als er in

Beschreibungen und Gedichten gelesen hatte. Aber durch den ersten Eindruck muß man sich nicht herabstimmen lassen. Ist die Stadt auch nicht so ideal und poetisch, wie er geträumt hatte, so ist sie doch eine Stadt der Wunder, ein Gegenstand heiliger Scheu für die Frommen, eine unerschöpfliche Quelle für den Forscher und Künstler. Doch hat man sich ebensowohl vor den übertriebenen Lobeserhebungen der Bewohner und besonders der Ciceroni zu hüten. Daß dergleichen Leute über die Gebühr preisen, daß die Bücherfabrikanten Märchen auftischen, gehört zu ihrem Handwerk, und daß Leute ohne Kenntnisse und Bildung begierig hinnehmen, was zur Stillung ihrer Neugierde geboten wird, ist begreiflich. Aber auch Leute von Verstand und Ernst sieht man ohne Weiteres die gemachten Urtheile annehmen, und ihre Aufmerksamkeit an werthlose Dinge verschwenden.

Man erweist der Stadt, die so reich an Schätzen aller Art ist, einen schlechten Dienst, wenn man mit kindischer Charlatanerie Alles anpreist. Sowie ein Fremder solche Täuschung erkennt, wird er ganz mißtrauisch. Wollte man aber beflissen sein, in einem Buche alle diese Lügen, Märchen und Mystificationen aufzudecken, so würde man damit arg verstoßen: man würde in der gastlichen Stadt keinen sicheren Aufenthalt mehr haben, und den wenigsten der Leute, die sich gern mystificiren lassen, würde man damit nur einen Gefallen thun.

Die Leute ohne Einsicht nun, die täglich in Schwärmen kommen, mit Heißhunger die Stadt zu bewundern, machen's dabei meistens so: Sie gesellen sich, wie die

Zugvögel in Truppen, bei denen ein Gelehrter, ein Künstler, ein Kritiker und eine Anzahl Einfältiger sind. Sie machen vor einem Gegenstand halt, und ihr Cicerone sagt seine Lection in einer malerisch bunten Sprache, die Jeder versteht, her. Man heftet die Augen gespannt auf den Gegenstand, wagt auch schüchterne Fragen, die der Führer nicht zu beantworten weiß. Dann greift man zu dem Lügenbüchlein und ein Vorleser liest; sowie er einhält, um selbst zu schauen, schreiben die Anderen Notizen, oder zeichnen Skizzen, man ist befriedigt und bewundert. — Man läßt sich auch wohl zu einem pomphaft beschriebenen Monument hinführen, und da kann sich's treffen, daß nur noch ein Trümmerhaufen da ist, denn das Kostbarste hat man zu anderen Bauten verwendet; immerhin findet man's doch zum Bewundern. Und läßt der Kritiker ein Wörtchen des Tadels fallen, so wird er von den Anderen zurückgewiesen; denn man ist ja nicht gekommen, zu bekritteln und zu bezweifeln, was gedruckt im Buche steht. Ein andermal trifft sich's, daß der Vorleser sich versehen hat, und liest, was für einen anderen Gegenstand gehört. Man merkt es nicht, außer etwa der Kritiker, der hütet sich aber eine Bemerkung zu machen. Der Cicerone merkt's auch und schweigt auch. Die Anderen finden es passend, oder wagen auch nicht zu zweifeln. Ein andermal steht man bewundernd vor einer Ruine, die wohl vom Cicerone gut erklärt wird; man will jedoch vergleichen, was im Buche steht, findet's aber nicht. Man sucht fort und fort, und findet mit Staunen, daß sie da anders benannt ist, und in einem anderen Buche wieder

anders, und in einem dritten nochmals anders. Da beginnt ein Streit, indem Jeder behauptet, was sein Buch sagt, sei das Richtige, denn der Verkäufer sagte ihm, dieses Buch sei das beste. Doch läßt man sich beschwichtigen, da es ja doch zum Bewundern ist, wie es auch heißen mag, und man bleibt friedlich zusammen, um an Trinkgeld und Kosten zu sparen.

Häufig nimmt man sich aber nicht einmal die Zeit zu solchem Beschauen, denn man will in einigen Monaten ganz Italien sehen. Gewöhnlich kommt man denn um die Zeit des Carneval, um dieses berühmte Schauspiel zu sehen; kauft ein Büchlein, das in acht Tagen Rom kennen lehren will, rennt einige Wochen lang durch die Straßen, Museen, Monumente, Villa's; reist dann weiter nach Neapel, um in der heiligen Woche wieder in Rom zu sein; macht kleine Ausflüge nach Tivoli, Frascati u. a. und meint dann, Rom und Umgebung zu kennen. So bekommt man den Kopf voll irriger, unvollständiger, confuser Ideen, die sich in der Erinnerung vermischen und verwirren.

Wer nur wenige Tage in Rom verweilt, sieht nichts. Altes zerfallenes Gemäuer, Trümmer von Steinen, umgestürzte Säulen und Statuen; Sarcophage, die zur Viehtränke dienen, Tempel in Kirchen umgewandelt, ungeheure öde Paläste, Museen voll Kunstwerke, die er nicht im Sinne behalten kann; häßliche Straßen, besudelte Gebäude, schmutzige Mönche, heuchlerische Priester, kecke Diebe und Bettler — das ist's, was er sieht. Was er aber nicht sieht, das sind die Sitten und Gebräuche, die

Zerrüttung und die Verderbniß bei Beamten und Richtern, die Intoleranz der Geistlichen, denen die Religion als Deckmantel oder Waare dient; der Aberglaube, die Mißbräuche, die Willkür, der Sittenverfall und die Schamlosigkeit in allen Ständen.

Komme ich in den Fall, Jemandem als Cicerone zu dienen, so sage ich ihm erst meinen Plan, um mit Nutzen zu sehen. Ich denke und sage ihm: Reisen haben doch nicht den Zweck, die Neugierde zu befriedigen; sie sollen eine gute Erziehung vollenden, Geschmack und Urtheil bilden, Vorurtheile zerstören, die Menschen einander nahe bringen, um sich gegenseitig zu vervollkommnen, indem ein Volk beim anderen kennen lernt und entleiht, was ihm zu Hause abgeht. Zu diesem Zwecke gelangt man aber nicht, indem man die Oertlichkeiten besieht, in Eile durch die Städte rennt und im Flug durch das Land eilt.

Meine Art, Rom zu zeigen, erfordert bei Dem, welchen ich begleite, einige Geistesthätigkeit, einige Gabe und Lust der Beobachtung. Dann verweile ich etwas bei den Gegenständen und erzähle gern, was an den Stellen vorgeht; berichte auch die Märchen und Wundersagen im Glauben des Volks, die sich an manche Orte knüpfen. Ich habe lange die Sitten der Bewohner studirt und eine Menge Beobachtungen gesammelt, wovon in den Reisebüchern nichts steht. Dafür habe ich alle Orte besucht, wo man sie beobachten, betrachten, belauschen kann; habe manches Stündchen Zeit verschlendert, das Gewühl der Menge und die entlegenen Plätze aufgesucht, mit Interesse

dem Weibergeklatsch auf der Straße und den Neuigkeitsfabrikanten in den Cafée's zugehört, bin bei dem Straßenprediger stehen geblieben, habe den Trauungen und Festen in den Kirchen beigewohnt, bin den Schlichen und Tritten Derer gefolgt, die das Heilige mit profanen Dingen entweihen; bin Abends in die öden Quartiere und Vorstädte gestreift und habe dem Gezänk der Minerti zugehört, die vom Schimpfen zum Raufen kommen. Viel hab' ich die Ungenirtheit der Geistlichen beobachtet, ihre galanten Schliche und weltlichen Reden, ihr leichtfertiges Benehmen. Ich schaue auch gerne nach den Fenstern und besehe mir die Leute beim Spaziergang, belauere die Frauen, wie sie ihre Männer beliften. Ich habe allen Ceremonien und Volksbelustigungen beigewohnt, kenne alle öffentlichen Orte, wo man sich zusammenfindet, und habe auch im Stillen beobachtet, im Salon und in den Boudoirs, den Bureaux, Werkstätten, Vorzimmern und hinter den Coulissen.

So bin ich im Stande, Rom zu zeigen, wie es wirklich ist, ohne täuschenden Aufputz. Ich begleite nur zu den bedeutenderen und merkwürdigeren Monumenten. Meine Ansichten weichen manchmal von den gangbaren ab, aber ich dringe sie Niemandem auf. Ich sage meine Gedanken ganz unverholen, um zu überzeugen, und wenn und wo ich irre, ist's gewiß mit Ehrlichkeit. Ich habe Manches zu tadeln, zu enthüllen; aber ich weiß auch das Gute zu schätzen. Und wenn ich eine herrschende Unsitte, ein eingerissenes Verderben, allgemein verbreitete Vorurtheile, Mißbräuche, Laster unverblümt tadele und unver-

schleiert der Kenntniß blosstelle: so erkenne ich um so schätzbarer die Ausnahmen an, und der Verständige wird einsehen, daß man bei allgemeinen Beobachtungen und Urtheilen nicht mit den Einzelnen abrechnen kann.

---

3. Die St. Peterskirche.

Man preist die Peterskirche gewöhnlich als das erste Meisterwerk; aber sehr ohne Gebühr. Urtheilt man nach äußeren Maßen, so giebt es in Rom kein anderes religiöses Gebäude, das ihm an colossalen Verhältnissen zu vergleichen wäre. Fremde, welche die Meisterwerke gothischer Baukunst kennen, sind nicht so enthusiastisch dafür eingenommen. Und die frommen Seelen, welche in mystischer Weise die Nähe Gottes suchen, sind noch weniger befriedigt.

St. Peter zu Rom ist ein zusammengesetztes Bauwerk, ohne Einheit des Styl's und Charakters; eine colossale Idee, die unter fünfundzwanzig Päpsten durch vierzehn Architecten zur Ausführung kam. Da nun jeder dieser beflissen war, die Pläne seiner Vorgänger zu modificiren, und seine eigenen Gedanken in Geltung zu bringen, so entstand aus dieser Stoppelei eine mangelhafte Façade, ein immenses Innere und eine erhabene Kuppel. Wer sich einen exacten Begriff von der Größe des Gebäudes machen will, muß Richtscheid und Compaß mitbringen, weil die transparente Luft dieses Clima's Täuschung über die

Distanzen veranlaßt. Hat er nun mit Staunen berechnet, daß das immense Schiff hunderttausend Menschen fassen kann, und wenn er die bronzenen Sterne beachtet, welche in die Marmorplatten eingefügt sind, um das Maaß der größten Kirchen der Christenheit zu vergleichen, so weiß er, daß St. Peter alle überragt — an Umfang. Dem Besucher, welcher die Reise innerhalb dieser Räume unternimmt, sagen wir: Wenn Ihre Augen die Stärke des allzu intensiven Lichts vertragen können; wenn Sie nicht vom Glanz des Goldes geblendet sind, und der Mosaik, die man zur Kunst stempelt, einige Achtung zollen; wenn Sie den Prunk, das Augenfällige und Colossale lieben; wenn Sie sich nicht geärgert fühlen, im Tempel des Herrn alle weltliche Zerstreuung und profanen Kunstschmuck zu finden: so durchwandern Sie diesen unendlichen Bazar nach allen Richtungen, und Sie werden Alles finden, nur nicht die Weihe der Religion.

Hernach, wenn er die Reise gemacht hat, sagen wir: Mit einem einzigen Gang ist man nicht im Stande, alles Interessante, was St. Peter umschließt, zu würdigen. Kehren Sie öfters wieder, und Sie werden immer neue Schätze entdecken. Wenn Sie Vorliebe für den kühnen und poetischen Baustyl haben, der die Cathedralen zu Cöln, Wien, Antwerpen, Sevilla u. A. schuf: so werden Sie eingestehen, daß man, bei dieser gegebenen Form das Bestmögliche zu machen verstand, und daß, wenn auch nicht Alles vom reinsten Geschmack, doch wohl an seinem Platz und in gefälligen Proportionen ist. Unser Urtheil fassen wir in dem Gedanken zusammen: Größe, Solidität,

Reichthum ersetzen hier, was man anderwärts von Leichtigkeit, Grazie und Eleganz findet.

Will man die merkwürdige Kuppel besteigen, so hat man sich mit einem Billet bei einem Pförtchen des Seitenschiffs zu melden und da seinen Namen einzuschreiben. Ist man auf der Plattform angekommen, so sieht man sich wie mitten in einer Stadt, da Hunderte von Handwerkern, Sanpietrini genannt, mit ihren Familien oben wohnen. Blickt man vom Geländer auf die mikroscopischen Figürchen unten, und dann auf die Kuppel zurück, so gewinnt man einen Maßstab für das Colossale des Werkes. Auch dieses gilt für ein Meisterstück der Kunst. Wäre es dies, so gehörte das Verdienst dem Pantheon, welches sowohl die Idee als das Modell lieferte. In Sachen der Kunst aber ist der Begriff des Schönen maßgebend, und ein Bauwerk, welches schön sein soll, muß Majestät und Eleganz, Solidität und Grazie verbinden, Auge und Geschmack befriedigen, dem Character seiner Bestimmung entsprechen, und zur Größe der Idee muß verständige Ausführung und Harmonie der Details hinzukommen.

Die Kuppel ist eine doppelte, indem die innere Wölbung den Gesetzen der Solidität entspricht, die äußere den Anforderungen der Eleganz *).

*) Sie muß aus der Entfernung betrachtet werden, und je weiter, desto schöner und erhabener ist sie. Man muß sie frühe morgens schauen, wenn sie, von den ersten Strahlen des Tages beleuchtet, aus einem leichten Nebel sich ablöst. Um Mittag ist sie reizend zu sehen, wie sie in azurner Atmosphäre schwimmt. Wenn die Abendsonne

Zwischen beiden Kuppeln führt eine enge und unbequeme Treppe auf die obere Galerie der Laterne, wo man das prachtvollste Panorama der Welt zu genießen hat. Da sieht man die ewige Stadt zu seinen Füßen ausgebreitet, mit ihren Monumenten, Ruinen und glänzenden Kuppeln, von den Windungen der Tiber umgeben. Man sieht die herrliche Campagna, so malerisch mit ihren Ruinen von Aquäducten und Grabmälern, und einer üppigen Vegetation, die ohne Pflege der Bewohner wuchert. Am Horizont sieht man das Meer sich im flimmernden Sonnenschein spiegeln. Nicht fern erblickt man das Albanergebirge und das antike Latium, dann die Berge des Sabinerlandes und Umbriens mit den Appeninen im Hintergrund, deren schneeige Gipfel gegen das Azur des Himmels abstechen. Näher ist der elegante Soracte und endlich der Berg Mario mit einer Krone von Tannen und Cypressen. Wo in aller Welt kann man ein prachtvolleres Panorama schauen?

Unter dem Reiz dieses zauberhaften Anblicks wird alle Poesie der Seele wach, man erneuert in sich das Bild vergangener Jahrhunderte. Man denkt sich diese unbebauten Felder mit reichen Ernten, diese öden Land-

---

sich purpurn färbt, gewährt ihr graciöser Umriß am feuerstrahlenden Himmel einen wundervollen Anblick. Selbst wenn der Himmel von schwarzem Gewölk umhangen, ist sie schön, wenn der durch die Wolken zuckende Blitzstrahl sie erkennen, und inmitten des Dunkels ihr goldenes Kreuz erglänzen läßt, als zeigte Gott den Menschen dies Zeichen der Erlösung. Dann beugt man sich vor dem Genie des Künstlers, der ein so poetisches Werk schuf.

schaften mit prächtigen Villen bedeckt, diese Stadt zehnfach mehr bevölkert, mit Dichtern, Künstlern, Feldherrn und Soldaten gefüllt; man schaut im Geiste da Kaiser thronen, welche die Schicksale der Welt in ihrer Toga tragen, und Millionen Sclaven Riesenbauwerke errichten, welche die Zeit nicht antastete, aber Menschenhand zerstörte.

Man sieht alle diese Herrlichkeiten von Barbaren zerstört, mit Füßen getreten. Aber dieser Ruhm erbleicht vor den Lehren des Sohnes eines Zimmermanns. Eine christliche Stadt entsteht, noch glänzender als die frühere. Das Heidenthum verschwindet vor der erhabenen Christuslehre, die alle Menschen als gleich erkennt. Eine neue Macht erhebt sich, Päpste beherrschen die Welt und schalten über Scepter und Kronen.

Aber auf diese Zeiten des Glanzes folgt Verfall und Scandal. Die Päpste mißbrauchen ihre Macht, und um weltliche Herrscher zu sein, nehmen sie weltliche Schwächen und Laster an. Sie machen aus der Religion ein Gewerbe, aus dem Seelenheil eine Waare. Da folgen blutige Religionskriege, Kirchenspaltungen; Nationen trennen sich ab, die Päpste sinken zur Stufe geringer Fürsten herab; in ihren schwachen Händen verlieren die Blitze des Vaticans ihre Kraft. Nun sehen wir den Stuhl Petri wanken, und vielleicht haben wir bald zu schauen, wie die weltliche Macht verschwindet, welche nicht paßt für den Stellvertreter Dessen, der sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

4. Ein päpstliches Amt in St. Peter.

In der heiligen Woche strömt eine ungeheure Menge Fremder in die Peterskirche, um den Anblick der Ceremonien zu genießen, welche man hier päpstliches Amt heißt.

In den beiden ungeheuren Quergängen des Kreuzes sind zwei hohe Schaubühnen für die Damen bestimmt, die nur in schwarzer Kleidung, ohne Hut und mit einem Schleier überm Kopf zugelassen werden. Die Männer dürfen, wohin sie wollen, doch nur in schwarzem Anzug oder einer Uniform.

Diese Versammlung ermangelt gänzlich der Würde, sie ist nur von dem einzigen Gefühl der Neugierde beherrscht. Man drängt und stößt sich, um dem Altar so nahe wie möglich zu kommen; unglaublich, wie unerträglich ein Mensch aus Neugierde werden kann, zumal ein Engländer. Er drängt, drückt, tritt seine Nachbarn um einen Centimeter Raum, und vertheidigt ihn bis aufs Blut mit der Faust; er nimmt alle Schultern in Anspruch und begafft mit der Lorgnette unverschämt den Papst, die Cardinäle, die Damen. Hernach befriedigt er seinen Magen ohne alle Rücksicht auf Schicklichkeit oder die Heiligkeit des Ortes. Dann zieht er ein Album und skizzirt sich die Scenen.

Auf den Bühnen der Damen geht es fast ebenso her, nur daß man sich lieber drücken läßt, als selbst drückt. Sonst, gleiches Lorgnettenspiel, gleicher Appetit.

Erst läßt man die Personen um den päpstlichen Thron herum die Revue passiren, die einen festen Platz haben. Dann schweift der Blick auf die Cardinäle, die auf beiden Seiten des Chors in Reihen sitzen, hinter ihnen die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Abbé's und andere Glieder des Clerus. Läuft man mit dem Auge über diese zwei Reihen purpurumhüllter Eminenzen, so begegnet man in diesen matten und welken Gesichtern wenig Geistesstrahlen, bis auf den tiefen und scharfen Blick des Cardinals Antonelli, dessen Gewalt Niemand aushalten kann. Um so mehr begafft man seine Collegen als wie Wunderthiere, die um die Haltung zu wahren, das Gaffen erwiedern. Besonders die Damen belorgnettiren sie, und lachen und schwatzen dabei untereinander. Nun wird auch die Unterhaltung unter den Zuschauern laut: man zeigt sich die Personen, kritisirt und disputirt.

Betrachtet man die große Tribüne für Könige und Prinzen, ach! wie ist die dieses Jahr so leer, man sieht nur depossedirte Majestäten! Da ist die stattliche Figur der Exkönigin von Spanien zu sehen, mit lustigem Gesicht, zur Seite ihre zwei Töchter, deren demüthiges Aussehen gegen die prahlerische Haltung des Herrn Munnoz absticht. — Dort das kleine schwarze Gesicht gehört der verwittweten Königin von Neapel, der man alles Unheil ihrer Familie Schuld giebt. — Dort sehen Sie den Exkönig Franz II., der vorgab 100,000 Mann seines Befehls gewärtig zu haben, und doch vor einer Handvoll heroischer Abentheurer wich, um sich in eine Casematte einzuschließen. Neben ihm die junge und schöne Königin,

deren Photopraphie allerwärts gesucht ist, obwohl S. E. der Cardinal-Vicar sie auszustellen verboten hat.

Der gefällige Mann, der so freundlich den Cicerone macht, erzählt weiter von fürstlichen Personen, die sonst hier zu finden waren. Von einem alten Exkönig, der so häufig nach Rom kam, um seine Sünden abzubüßen; von der Perle am russischen Hof, der Großfürstin Olga; von S. k. H. dem Prinzen von Wales, der einst mit unserem Berichterstatter beim Carneval ein moccoletto spielte.

Auf der Diplomatentribüne sieht man ernste Persönlichkeiten, welche sich verbunden glauben, Geheimnisse zu hüten, die sie gar nicht haben: ihre Physiognomien sind undurchdringlich, den Ehrenplatz behauptet der französische Gesandte; auch gewahrt man noch Gesandte von gekrönten Häuptern, denen ein Revolutionssturm längst die Krone entrissen hat.

Auf der Tribüne der römischen Prinzessinnen sieht man eine Menge Brillanten und anderen Schmuck, aber hübsche Frauen sieht man nicht. Es giebt zwar Schönheiten genug auch in der hohen Aristokratie, aber sie sind nicht hier.

Blicken wir rechts vom Altar, wo der reiche Schmuck von Bändern, Kreuzen und Medaillen uns blendet, da ist die Tribüne für den Commandanten der französischen Occupationsarmee und seinen Stab. Daneben sind die Officiere der päpstlichen Armee, alle mit der Ehrenmedaille von Castel-Fidardo geschmückt. Nur zu Rom giebts eine Auszeichnung zur Verherrlichung einer Niederlage. Zu

bemerken ist, daß auf dieser Tribüne die Manoeuvres des Aufstehens und Niedersitzens, Bekreuzens, Kniebeugens, das mea culpa etc. mit einer Präcision ausgeführt werden, welche beweist, daß diese Herren die Messe sehr fleißig besuchen.

Hernach kommen zwei kleine Tribünen für privilegirte Damen; dann ruht der Blick mit Vergnügen auf den Stufen, die mit Frauen besetzt sind, welche die Bestimmung zu haben scheinen, die Zuschauer zu erheitern. Hier findet man auch auf weiblicher Brust Decorationen, reich mit Diamanten und kokett arrangirt. Das sind Ehrenzeichen religiöser Orden an Damen von höchstem Rang verliehen.

Um den Altar des Papstes herum sieht man unter der Menge reiche Uniformen glänzen, die mehr für den Salon, als fürs Schlachtfeld passen. Man sieht darunter manche lächerlichen Figuren: das sind Engländer. Wenn diese Insulaner auf dem Continent reisen, bringen sie häufig eine Uniform der Miliz mit, die auffallend ist durch Besonderheiten.

Dort der Herr mit rothem Rock, Oberstenepaulettes und goldener Kette, ist ein einfacher Ordensritter Gregors des Großen. Ferner die prachtvolle Person in schwarzem Anzug mit seidenem Mantel und Degen, Jabot, Kragen und Manschetten mit Spitzen — das ist ein Edelmann — nicht zu sagen Domestik — eines Cardinals. Jener aber, dessen feine Kleidung und Manieren den Mann von Erziehung verrathen — ist ein Bettler von Stand, der zu Wagen bei den reichen Fremden Gaben sammelt, und

nur Goldstücke einnimmt. Und der dort mit so freundlicher Miene, der mit jederman spricht — ist ein Plaisirmeister, unpatentirter Courtier nicht assecurirter Waare ohne Garantie der Regierung.

Doch es scheint, wir sind nicht in guter Gesellschaft? — Zu Rom darf man die nicht in den Kirchen voraussetzen. Haben Sie doch Acht auf Ihre Uhr und Porte-Monnaie; zumal in der heiligen Woche muß man auf Industrieritter gefaßt sein. Von den Frauen ganz zu geschweigen.

Sie staunen über die prachtvolle ungarische Husarentracht, ganz mit Gold bestickt, und darüber die reiche Dalmatica von rothem Sammt und Seidenfutter. Sind das Prinzen? Oder doch Obersten? Ach nein, diese Individuen gehören dem Cardinal Fürst Schwarzenberg, und Sie werden sie bald auf seiner Prachtcarosse hinten auf stehen sehen.

Mit der heiligen Ceremonie beschäftigt sich Niemand als der Papst, der gar nicht wahrnimmt, was um ihn vorgeht, sein Geist ist ganz auf den Altar concentrirt, und seine Seele ist bei Gott.

---

5. Platz St. Peters.

Der päpstliche Segen. Frohnleichnamsfest.

Auf der breiten Kirchentreppe sieht man vor sich den Petersplatz mit seinen hübschen Fontainen, seiner doppelten

Colonnade und dem mit Hieroglyphen bedeckten Obelisk. Dieser Platz ist aller Welt bekannt; ich begnüge mich zu berichten, was auf demselben zu bestimmten Zeiten vorgeht.

Man denke sich diesen unermeßlichen Raum mit mehr als hunderttausend Menschen angefüllt, die am heiligen Ostertag zusammenströmen, um den Segen des Papstes zu empfangen: es sind Leute jedes Standes, jedes Alters, aus allen Theilen der Welt, von allen Sprachen, allen Trachten und Religionen, Leichtsinnige und Gleichgültige, Schwätzer und Ketzer, Schismatiker, Skeptiker, Götzendiener. Die dichte Menge drängt und bewegt sich in allen Richtungen, man schreit, man drückt, man zankt sich. — Mittags zwölf Uhr erscheint der Papst. Tambour schlagen, Trompeten erschallen, die Fahnen neigen sich, Kanonen donnern, die Glocken läuten. Alle Augen richten sich nach dem heiligen Zug, der majestätisch gegen die päpstliche Loge schreitet. Das Haupt der Christenheit bleibt stehen, er hebt seine Arme zum Himmel empor, und Alle, von einem unwiderstehlichen Gefühl fortgerissen, sinken auf die Knie, und beugen ihre Stirne demüthig in den Staub, und wenn der heil. Vater die sacramentalen Worte spricht: Et benedictio Dei omnipotentis Pater et Filius et Spiritus Sanctus descendat super vos et maneat semper, herrscht fromme Stille, welche in dem ganzen weiten Raum die Stimme, welche die heiligen Worte sprach, zu vernehmen gestattet.

Während dieser feierlichen Minute hatte ein einziges Gefühl die ganze Versammlung durchdrungen; es gab

nicht Titel, nicht Macht, noch Reichthum; es gab nur Menschen, die ihren Schöpfer verehrend, vor seinem Repräsentanten zu Boden gesunken waren. Die Religion ist ein erhabenes Gefühl, das zu Allen die gleiche Sprache redet; die Religion, das heißt alle Religionen ohne Unterschied der Formen. Hätte Gott gewollt, so gäbe es nur eine einzige Religionsform auf der Erde; aber was er allen seinen Geschöpfen in's Herzens Grund gesenkt hat, ist das religiöse Gefühl.

Aber die Menge steht wieder auf, und damit erheben sich auch wieder die Schranken, welche die Menschen scheiden.

Am Frohnleichnamsfest, Corpus Domini zu Rom genannt, ist der Petersplatz auch von einer großen Menge gefüllt; aber diese Versammlung ist viel weltlicher, viel koketter: die Frauen tragen ihren Putz zur Schau, die Männer suchen die Frauen auf; man kommt ein Schauspiel zu sehen.

Der Papst erscheint auf einer großen Estrade. Getragen von zwölf Lakeien in rothem Brocat, sitzt er in einem großen Fauteuil dergestalt in Draperien gehüllt, das es den Anschein hat, als läge er auf den Knien. Vor ihm ist ein Tisch, worauf das heil. Sacrament steht, welches der Papst den Gläubigen zur Anbetung darbietet; aber, ach, es sind nur Neugierige. Die profansten Unterhaltungen werden laut geführt, Cigarrendunst mischt sich mit dem Weihrauch, Lächeln wird von Lächeln erwiedert und Liebesblicke getauscht, galante Reden ringsum, höch-

stens in nächster Nähe des heil. Vaters, der in Gebet versenkt ist, die Zunge gefesselt.

Die Procession, welche langsam defilirt, ist freilich wenig geeignet, zur Frömmigkeit zu stimmen. Die Zöglinge der Waisenhäuser und Seminarien, unendliche Reihen aller geistlichen Orden und die Weltgeistlichkeit der zweiundfunfzig Parochien, der Collegialkirchen und Basiliken mit ihren Fahnen, eine Menge Prälaten, Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen und Cardinäle, alle officiell zum päpstlichen Hofe gehörigen Personen, der Papst im Geleite seiner Nobelgarde und seiner Schweizer, der Senator Roms mit seinen Assessoren in Goldröcken, die Minister und hohen Civilbeamten, die Generalstäbe des französischen und römischen Heeres, und Abtheilungen aller Truppengattungen, Infanterie, Cavalerie, Artillerie — alle diese defiliren unterm Geläute aller Glocken, dem Donner der Kanonen von der Engelsburg und dem Rauschen der Militairmusiken, welche die munterstеn Tanzweisen ihres Repertoirs aufspielen. Verwirrung, Zerstreuung, Neugierde überall; Sammlung, Gebet, Gefühl nirgends: so ist in Rom die Procession am Frohnleichnamsfeste.

Ein religiöses Fest und ein Volksfest liegen zu Rom nebeneinander. Zu Ostern und am Vorabend St. Peters, zur Zeit des Ave Maria, findet man auch auf diesem Platze das Volk freudig und lärmend beisammen zu einer der beliebtesten Belustigungen: die Beleuchtung der Kuppel, Façade und Colonnade versetzt die Römer in einen Freuden-

taumel beim plötzlichen Erscheinen der lieben festlichen Lichter.

In Frankreich hat das Illuminationslämpchen immer politische, manchmal aufrührerische Bedeutung; zu Rom in religiösem Gewand ist es demüthig: ist es ja zur Festfeier unseres lieben Herrgotts, der Madonna und der Heiligen berufen. Für das weltliche Fest dagegen zum Schlusse des Carneval gehört das heidnische moccoletto.

Eine ganze Stunde lang sieht man das Volk sich leidenschaftlich allen Freudensbezeugungen hingeben: man lacht, schreit, stößt sich herum unter unvermeidlicher Begleitung von Pferdetritten. Dabei machen Taschendiebe vortreffliche Geschäfte.

Etwas vor ein Uhr Nachts, d. h. eine Stunde nach Ave Maria, stellt sich die Ruhe von selbst her; achtsames Schweigen folgt auf den Lärm. Wer noch eine Uhr hat, sieht darauf, jedermann ist gespannt, alle Blicke richten sich, offenbar bereitet sich etwas Großes vor. Wirklich, beim ersten Glockenschlag reichen Hunderte von Händen empor, beim zweiten ist die Helle schon verdoppelt, in einem Augenblick flimmern Tausende von Lampen in hellstrahlenden Flammen.

Die Römer bilden sich auf diese Schnelligkeit etwas ein, als wäre dabei ein sinnreiches Kunststück; man verfährt aber auf die einfachste Weise, nur daß Tausende von Händen zusammenwirken.

6. Caffee's.

Die sogenannten Caffeebontiquen zu Rom sind in der That enge, armselige Locale ohne Luft und Licht mit Marmortischen, die einmal wöchentlich gewaschen, und hölzernen Leuchterstühlen, die niemals geputzt werden. Eine Dame sitzt oben am Comptoir bei den Gegenständen zum Essen; man sieht Gläser, Tassen, Flaschen mit Liqueur und anderes Geräthe. Ein Kellner, die Cigarre im Munde, wartet, bis man dreimal ihn angerufen, dann ruft er das Begehrte aus vollem Halse dem Herrn zu, der einem Diener, der wieder weiter, und man hat hübsch lange zu warten, bis man bedient wird. Ist die Boutique mit Gästen gefüllt, so stellt man Tische und Stühle auf die Straße, nicht selten zur Hemmung der Vorübergehenden auf das Trottoir.

Nur das Café neuf macht von dieser Regel eine Ausnahme, es nimmt das ganze Parterre des Palast Ruspoli ein auf der Mitte des Corso, ein prächtiges Local mit hübsch angelegtem Garten; aber es ist armselig ausgestattet, und man ist von Kellnern bedient, die lärmend, unverschämt, ja diebisch sind. Der Chef des Hauses ist nicht sichtbar, und sein unfreundlicher Vertreter giebt sich nicht dazu her, die Bedienung zu überwachen.

Man besucht die Caffee's, um sich über Privatangelegenheiten zu unterhalten, und sitzt da einen ganzen Abend bei einer Tasse, ohne weiter etwas zu verzehren. Es

werden da die neuesten Neuigkeiten geschmiedet. Dieses Bedürfniß entspringt aus Mangel an Organen der Veröffentlichung; denn die römischen Journale enthalten fast nichts als Berichte von Festen und Ceremonien. Die officiellen Organe der Regierung theilen zwar Auszüge aus fremden Journalen mit, nie aber etwas aus dem Vatican. Die Neugierde, unbefriedigt durch die einheimischen Zeitungen, sucht fremde auf; aber es werden keine in's Land gelassen, außer orthodoxe und wohlgesinnte. Die Leser haben nur zu wählen zwischen einigen reactionairen Zeitungen, die zu Neapel erscheinen, einem bösartigen Blatt, das man in Turin publiciren läßt, und einem einzigen französischen, das oft von der Censur unterdrückt, häufig seine Correspondenten ändern muß. — Jedesmal, wenn das Blatt confiscirt wird, entstehen die übelsten Gerüchte. Man spricht geheimnißvoll zusammen, sucht Fremde in den Hôtels auf, und forscht nach Neuem aus Paris. Weiß ein solcher nicht zu antworten, so verbreitet sich gleich, man wolle sich nicht aussprechen, es müsse etwas Wichtiges vorgegangen sein, und die Phantasie giebt Weiteres. So entsteht unter unbeschäftigten und unwissenden Leuten eine stete Spannung und Agitation. Sie sitzen mehrere Stunden um einen Tisch und unterhalten sich aus Mangel an anderem Stoff, den sie verstehen, über einen Tenor oder eine Tänzerin.

Erscheinen Fremde im Café neuf, so finden sie alle Plätze um leere Tische herum besetzt. Man betrachtet sie mit Neugierde; man untersucht ihre Kleidung, bespricht Hut und Cravatte, aber ihnen Platz zu machen, fällt

Niemand ein. Hat sie inmitten des Tabaksdampfs ein Kellner gewahrt, so läßt er sie einen Platz sich suchen und wartet auf den dreimaligen Zuruf; denn man hat sie gelehrt, es sei unschicklich zu fragen, was beliebe.

So lässig die Kellner den neuen Gast vernachlässigen, um so eifriger ist eine Menge industrieller Leute um ihn herum bemüht.

Die ersten, welche ihn umdrängen, sind die Bettler, mit Lumpen halb bedeckt, schmutzig, mit ungekämmten Haaren. Dann kommen Verkäufer von Gypsfiguren, die Colporteure von Parfümerien und anderen Toilettenwaaren, die sie in's Gesicht halten. Ein anderer offerirt ein Paar Stiefel, und will sie gleich anprobiren. Dann überfallen ihn die Fabrikanten von Mosaik und Cameen mit ihrem Ausschuß, die Verkäufer von unächten Antiquitäten ꝛc. ꝛc. und endlich nähert sich mit geheimnißvoller Miene ein namenloser Gewerbsmann, der beginnt seinen Vortrag mit den Worten: Mossiou, Gesundheit ist das allererste Gut ꝛc. und endigt: mein Name ist **Mercurio**, ich habe die höchsten Herrschaften bedient ꝛc. ꝛc.

Nachdem diese Industriellen niederster Stufe die Geduld des Fremden erschöpft haben, kommen solche, die etwas höher gestellt sind. Sie tragen unter einem schwarzen Rock geflickte oder zerrissene Kleider, verstehen sich auf anständige Manieren. Da ist ein Vater zahlreicher Familie, der erzählt, wie er durch Intrigue um sein Amt gekommen; dort einer, dem ist die Frau mit einem Verführer durchgegangen und hat ihm die Kinder zur Last gelassen. — Ein Künstler mit einer Liste bittet um Sub-

scription zur Verloosung eines Kunstwerks. Endlich eine Dame von ehrbarem Aussehen, etwas grauen Haaren, in Federhut, gesticktem Schleier und seidenem Kleid, nennt sich Wittwe eines Officiers, der bei Castel-Fidardo gefallen und nun habe sie Proceß mit Verwandten, und ist mit vier reizenden Töchtern in Noth gerathen. Dann präsentirt sie Zeugnisse in allen Sprachen, und giebt ihre Adresse zu erkennen.

Während dieser Zudringlichkeiten versteckt sich der Kellner in der Nähe und lauert ab, weil diese verschiedenen Ausbeuter ihm etwas abgeben. Endlich kommt er, läßt lange auf einen schlechten Caffee warten und von dem Fremden doppelt bezahlen. Die Römer sind nicht sehr delicat in Beziehung auf die Qualität dessen, was sie verzehren, sehen aber genau auf die Quantität, und wollen nicht viel zahlen. Es ist nicht Gebrauch, den Kellnern Trinkgelder zu geben. Nur dreimal im Jahre, zu Weihnachten, Ostern und am 1. August geben die ständigen Gäste in Folge schmeichelnder Sonnete kleine Geschenke.

Frauen besuchen nicht die Café's. Nur an schönen Abenden sieht man solche im Garten des Café neuf ein Gefrornes nehmen, ohne sich weiter aufzuhalten. Der gute Styl ist, sich im Wagen, der vor der Thüre des Café hält, serviren zu lassen.

Haben Sie gesehen, was an jenem Tische vorging? Ein Individuum verlangte ein Glas Seditieuse. — Wie so? — Das heißt ein Gefrornes mit italienischen Farben: Crême, Kirschen, Pistazi. Da er vergebens wartete, schlug

er auf den Tisch und ging gleich weg. Die Polizei hat überall wachsame Agenten, drum eilte er fort.

Der Eigenthümer des Café neuf läßt zur Zeit des Carneval einen Balkon längs der Façade am Corso errichten, der trägt ihm die ganze Jahresmiethe seines Locals. Die Preise dafür sind: für Römer ein halber Scudo; Franzosen müssen einen ganzen zahlen, Deutsche 2, Engländer 3, Russen 4. Das ist auch überall in Rom die Scala für das Ausbeuten der Fremden.

---

7. Restaurationen.

Wer seinem Gaumen etwas Gutes gönnt, findet sich manchmal zu Rom in Verlegenheit. Die Tables d'hôte sind sehr nüchtern bestellt, und muß man einmal dem Hippokrates eine Rücksicht schenken, so hat man nur bei den Gebr. Spielmann oder Nazzari eine Zuflucht. Es giebt auch einen sogenannten Krankenrestaurant, der sich selbst Bouillons betitelt; es ist aber nichts weiter als eine Garküche, wie die andern. Die bekannteste unter diesen ist die Trattoria Lepri oder Lepre, den alle Welt kennt, und bei dem man sich Rendezvous aus allen Theilen der Welt giebt.

Der Eigenthümer ist eine mystische Person; repräsentirt ist er durch einen Geschäftsführer, der sich ebenfalls den Blicken des Publicums entzieht, und mit seinen Gästen durch Kellner verkehrt.

Man darf nicht die Eleganz und den Reichthum der Pariser Anstalten erwarten. Zu Paris ist ein Chef de cuisine Commandant eines Heeres, hat ein Arsenal und Laboratorium zur Verfügung, sein Heerd ist ein Altar. Zu Rom genügt es, um Koch zu sein, daß man broccoli zu sieden und Fleisch zu braten versteht. Doch vor Allem muß ein Traiteur, Restaurateur oder Gastwirth sich auf Backwerk verstehen.

Bei Lepre werden keine Nebenzwecke verfolgt, weder eine Wahl zu beeinflussen, noch einen Succeß auf dem Theater vorzubereiten: man hat da nur einen Zweck, der nicht einmal immer erreicht wird, seinen Appetit zu befriedigen. Man speist ohne Unterschied des Rangs durcheinander an derselben Tafel: vor der Karte ist jedermann gleich. Die Zimmer sind armselig, manche sogar ohne Fenster; das Mobiliar ist ärmlich und das Tischtuch ist sicherlich Sonntag Vormittags rein. Die Kellner sind unbescheiden, geschwätzig, auch wohl unhöflich. Die Karte zeigt wohl 72 Suppen und 543 verschiedene Sorten von Gerichten, aber zu haben sind nur wenige, fast nur Kalbfleisch und Rindfleisch zu jeder Zeit. Sonst hat Alles seine Saison: Broccoli herrschen im Winter, im Frühling kommt Fenchel an die Reihe, der Sommer bringt Liebesäpfel und der Herbst Selleri; Kirschen dauern vier Wochen, Erdbeeren sechs, Pfirsiche fünf.

In jedem Saale ist ein Oberkellner, der ist Herr, und ein Unterkellner, der ist sein Unterthan: jener streicht ein, diesem kommen nur Abfälle zu gut beim Wein und ein Benefiz an Cigarren. Jener führt die Casse, dieser

hat zu serviren. Das Bestellen hat seine eignen Schwierigkeiten. Die Landweine sind herb, der von **Orvieto** ist gefälscht; man fragt nach fremden Weinen. Aber es ist kein Keller da; man holt den **Bordò** oder **Secampaga** beim nächsten Fabrikanten. Staunt man, daß kein Keller da ist, so hört man: unser Vater, Großvater und Ahnen machten's so, sie sind dabei reich geworden. Warum sollen wir's anders machen?

Man greift nach der Speisekarte, versteht aber nicht Worte, die in keinem Lexikon stehen. Fragt man den Kellner, so offerirt er nach Belieben, und bedient dazu mit Unbescheidenheit. Da es nun eine weise Einrichtung der Natur ist, daß jeder seinen eignen Geschmack hat, so kann ich auch nicht rathen. Warnen aber muß ich vor einer einheimischen Liebhaberei, die sie **cignale all' agro dolce** nennen, und die aus Schweinswildpret in Essig gebeizt und mit Zucker versetzt, besteht. Ist man nun schließlich doch an den Kellner verwiesen, und läßt sich ein Diner **à la romaine** serviren, so kann man, wenn er mit äußerster Geläufigkeit die mündliche Rechnung macht, nicht folgen, und hat vor Ziffern zu erschrecken, welche die Lust vertreiben, wählerisch zu sein.

Das ist der renommirteste Restaurant, bei dem es so geht. Was hätte ich vor wenig Jahren mehr sagen müssen! Damals hatte der klassische **Lepre** noch keine Gasbeleuchtung: rauchige Lampen, spärlich angezündet, erhellten schlecht genug ein schmutziges Local, hölzerne Bänke dienten als Sitze, die Bedienung war noch schlechter. Der erste Schritt der Besserung läßt einen zweiten hoffen,

die Bahn des Fortschritts ist betreten. Rom, das unveränderliche, stabile, ist in einer unmerklichen Umbildung begriffen und man sieht mit Interesse eine friedliche Revolution vorgehen. Bereits bemerkt man auf dem Corso und in der Straße Condotti Läden, welche Paris keine Unehre machen würden; bald wird man dem Zug folgen, die Eisenbahn wird den Impuls beschleunigen.

---

8. Der Corso.

Das Erste, was ein Fremder zu Rom aufsucht, ist der berühmte Corso, worauf die Römer so stolz sind. Er läuft denselben ganz entlang und findet eine enge gewöhnliche Straße mit gar nicht ausgezeichneten Häusern, düsteren Schattengängen und einigen ungeheueren Palästen, die mit starken eisernen Gittern geschmückt sind. Auf deren alten Façaden sieht er ungeheuere Schilder mit päpstlichen und anderen Wappen und darauf in glänzenden Buchstaben die altrömische Devise S. P. Q. R. Am Ende desselben ist der Volksplatz, ein würdiger Eingang Rom's, und nicht weit der Hügel Pincio, von dessen Abhang man einen prächtigen Anblick der ewigen Stadt genießt.

Der Corso hat eine Länge von 1500 Metres und eine mittlere Breite von 12 Metres. Für Rom ist das

eine prächtige Straße, in Vergleichung mit den anderen, die enge, winkelig und düster sind.

Als im Jahre 1809 die Franzosen von Rom Besitz nahmen, war der Corso kaum in der Mitte mit einem unregelmäßigen Streifen holperigen Pflasters versehen; es war durchaus nicht für Beleuchtung und Reinigung gesorgt. Mitten auf dem Pflaster befanden sich Löcher der Abflußrinnen, und an Stelle des Trottoirs sah man Reihen von Stufen, welche Abends nach der Promenade zum Ausruhen dienten. Die Damen der hohen Gesellschaft hatten die Gewohnheit, vor dem Palast Ruspoli zu stehen, und einige Stunden lang bis zu Eintritt der Dunkelheit in Gesellschaft eleganter Abbé's und munterer Prälaten zuzubringen. Unter der französischen Verwaltung wurde Beleuchtung eingeführt, die Gossen von der Mitte entfernt, der Boden nivellirt, vollständig und regelmäßig gepflasterte Trottoirs angelegt. Das konnte aber nur nach und nach geschehen, und die Reinigung gelang nie vollständig. Erst seit der dritten französischen Besetzung ist tägliche Reinigung eingeführt, Sonn- und Festtage ausgenommen. Denn da dürfen die Straßenkehrer nicht arbeiten. Vollständiger werden jedoch die Straßen von den Damen durch Tausende von Schleppröcken gefegt. Endlich auch, 1853, wurde Gasbeleuchtung eingeführt; Rom war darin die letzte von allen Hauptstädten Europa's.

Die Häuser an dem Corso sind ohne Eleganz und die Paläste ohne etwas Ausgezeichnetes. Die Treppen dienen demselben öffentlichen Gebrauch, wie die Straße.

Auf dem Corso endigen sich die täglichen Promenaden: die Wagen, welche von der Villa Borghese und dem Pincio kommen, fahren unabänderlich noch den Corso auf und ab. Wenn mit dem Ave Maria der Feierabend beginnt, strömt auch die ganze Bevölkerung auf die Straßen. Der Commis vertauscht seinen Ladenrock mit dem Stadtrock, richtet seine Lorgnette und ahmt den vornehmen Herrn nach. Der Kaufmann läßt seine Geschäfte und stellt sich vor dem Hause in die Reihe. Die Arbeiterin mischt sich auf dem Heimweg unter die Menge der Spaziergänger. Die Fenster füllen sich mit Neugierigen; die, welche nicht spaziren gehen konnten, füllen in Reihen die Trottoirs, um die Wagen mit hübschen Frauen passiren zu sehen; und diese grüßen in eigenthümlicher Weise mit einer lebhaften Handbewegung, die noch reizender ist, als die hübscheste Hand.

Außer dieser täglichen Promenade giebt es eine ganz besondere Sonntags nach der Messe zwischen 12 und 1 Uhr; die ist aber zu Fuß. Ja, es gilt für unschicklich, Sonntags in dieser Stunde zu Wagen den Corso zu passiren. Alle Frauen tragen da ein mit Luxus gebundenes Buch. Das giebt erstlich eine Haltung, sodann läßt es abnehmen, daß man lesen kann, und endlich ist's ein Beweis, daß man aus der Messe kommt. Ihren Sonntagsputz zu produciren sind sie eifrig beflissen. Die erste Schautragung ist in der Messe, die zweite auf dem Corso, hernach giebt's eine Pause: man geht nach Hause zu Tisch. Für ein Bajocco kalt Fleisch, zwei B. Broccoli, zwei B. Käse, und wenn's ein Festtag ist, eine

Wurzel Fenchel oder Selleri roh, das ist der Speisezettel einer römischen Familie. Unterdessen kein Putz: im Winter ein Kleid ohne Name, häßlich; im Sommer noch weniger Bekleidung. Das Essen nimmt nicht viel Zeit in Anspruch, dann legt man sich nieder zur Siesta. Nach zwei Stunden bekommt der Putz wieder sein Sonntagsrecht, um auf dem Pincio bei der Promenade die Rivalinnen zu entrüsten; dann zur Zeit des Ave Maria verschwindet er, um mit einer Kopfzier vermehrt im Theater wieder zu erscheinen.

Eine römische Dame darf sich nicht gestatten, auf dem Corso allein zu erscheinen. Da der Mann niemals da ist, wenn man ausgehen will, und der Liebhaber nicht immer da, so läßt man, wenn Söhne oder Töchter mangeln, sich von der Magd begleiten. Man leiht dieser die eignen Kleider, die man hernach selbst wieder anzieht. Je besser ein Dienstbote mit Kleidung ausgestattet ist, desto geschätzter ist er: durch Eleganz der Toilette vermag eine Bonne den Standesunterschied beträchtlich auszugleichen. Es giebt noch andere Gründe intimer Verhältnisse zwischen Herrschaft und Dienerschaft. Die Dienerin ist die Vertraute ihrer Herrin, und betheiligt bei kleinen Täuschungen, wodurch die Haushaltungsausgaben schwellen. Die heranwachsenden Töchter unterweist sie in Dinge, welche der Professor nicht lehrt. Ist die Erziehung in dieser Hinsicht fertig, so leistet die Bonne bei dem Fräulein officiöse Dienste. Diese verschiedenen Leistungen erhöhen den Einfluß und das Vertrauen der Dienerinnen und daher, sowie aus ihren auswärtigen Verbindungen, fließen

auch die Mittel, um in Eleganz der Toilette mit der Herrin zu wetteifern. Das Alles nährt einen Wetteifer des Ehrgeizes, der nicht eher befriedigt ist, bis man selbst als Hausfrau Chambres garnies an Fremde vermiethet: eine Position, die man dadurch gewinnt, daß man irgend einen Mann heirathet mit Hülfe eines Mobiliars, das man aus den Ersparnissen von einem Thaler Monatslohn sich anschafft.

Es giebt für die römischen Damen noch eine unendlich noblere Art der Promenade auf dem Corso, nämlich, sich das Buch durch einen Diener in Livrée nachtragen zu lassen. Hat man keinen solchen, so miethet man einen Lohndiener der Straße, oder einen Vertrauten im Hause, für einen Paul die Stunde, und läßt ihn im Vorzimmer in die Livrée schlüpfen. Doch hat diese Promenade bei Weitem nicht das aristokratische Parfum, wie die zu Wagen; denn eine hochvornehme Dame schämt sich zu Fuß zu gehen.

Den Höhepunkt seiner Glorie erreicht der Corso zur Zeit des Carnevals.

Diese so weitberühmten Tage der Lust beginnen den vorletzten Sonnabend vor Fastnacht. Abgezogen zwei Sonntage, mitunter ein Festtag und den Freitag — denn an keinem Freitag darf zu Rom weder Theater noch Ball, noch irgend eine Belustigung stattfinden — bleiben noch acht volle Tage für die Narrheit; und wirklich volle Tage, denn es bleibt auch nicht der mindeste Raum für einen ernsten Gedanken. Die Arbeit steht still, die Ge-

schäfte hören auf, ausgenommen die Lotterie und das Leihhaus, und die haben da mehr, wie im ganzen Jahre zu thun. Ueber Erwerb und Gewinn, über Essen und Trinken geht die Tollheit des Vergnügens.

Vom frühesten Morgen an ist der Corso ungewöhnlich belebt, Handwerker aller Art arbeiten rüstig. Die Vermiether von Wagen und Costümen, die Verkäufer von Blumen, Confect und anderen nothwendigen Dingen öffnen drei Stunden früher ihre Läden, die um Mittag geschlossen werden. Schaugerüste werden überall improvisirt, die Trottoirs verwandeln sich in Gallerien, die Eingangsthüren in Amphitheater; aus den Plätzen der der Balkone und Fenster wird binnen der 8 Tage die Jahresmiethe gezogen. Die Häuser bedecken sich mit goldgeborteten und gefranzten Draperien, die Wagen schmücken sich mit eleganten Schabraken und Laubgewinden, die Rosse mit Gold und Silber funkelnden Harnischen, Federbüschen auf dem Kopf, Rosenguirlanden an den Seiten. Geschrei der Verkäufer erfüllt die Lüfte, die Männer rennen um Blumen und Bonbons zu kaufen, die Frauen rüsten ihre schönsten Verkleidungen.

Endlich ist die Stunde gekommen, da die Glocke vom Capitol das Beginnen des Festes verkündigt. Dragoner mit klingender Musik reiten voran, es folgen die Autoritäten im Festschmuck, den Carnevall officiell zu eröffnen.

Siehe da Monsignor den Gouverneur von Rom, rauschende Musik voran, mit einem Geleite von Gensdarmen und prachtvollem Gefolge von Wagen und Dienern in

kostbarer Livrée. Nun kommt ein anderes Musikcorps an der Spitze der Pompiers, dann der römische Senat in goldgestickten Kleidern, in Prachtwagen mit Gold umhangen, mit goldbedeckten Rossen und langem Schweif von Pagen und Dienern. In diesem Augenblick ist der Corso von einer freudetaumelnden Menge überschwemmt. Tausende von Wagen mit Frauen reihen sich auf den beiden Seiten der Straße und die glänzendsten Equipagen verschmähen nicht sich in die beiden Reihen einzufügen, die nur Schritt vor Schritt vorwärts kommen: Die lange Straße reicht nicht mehr aus sie zu fassen, und es dehnen sich die Reihen aus bis zur Piazza di Spagna und der Straße Condetti einerseits und der Piazza di Venezia und der Straße Jesu andererseits. Nun beginnt ein Rottenfeuer von Confetti auf allen Seiten, von den Fenstern, Balkonen und Schaugerüsten herab auf die in den Wagen, und diese erwiedern hitzig: ein unaufhörlicher Regen von Sträußen gegenseitig, Händevoll fliegt das gemeine Confect auf die Gleichgültigen, Massen von gewöhnlichen Sträußen unter die Menge; aber die feinen Bonbons, die galanten Devisen, die Luxusbouquets werden für Bekannte und Freunde vorbehalten. Hübsche Frauen werden mit solchen Huldigungen überschüttet, sie erwiedern mit anmuthigem Lächeln, und manche von diesen Bouquets enthalten Liebeserklärungen und Sonnette. Viele werden nur Beute der Buben, die sich darum schlagen. Die Straße ist bald mit Blumen und Sträußen übersäet, aber die Vorräthe sind unerschöpflich; die Wagen sind umschwärmt von Verkäufern. Lautschreiend tummeln sich die

Masken haufenweis mitten zwischen den Pferden mit Todesverachtung ihren Tribut zu schleudern und mit ihren Pritschen zu schlagen. In dieser Menge der verschiedensten, bizarrsten, possenhaften, satyrischen Vermummungen sieht man jedoch nichts Cynisches, Gemeines; sie sind alle anständig, auch reich und elegant. Man steigert sich, berauscht sich in diesem Taumel. Männer, Frauen, Greise, Kinder, Reiche, Arme, Alle betheiligen sich an der Narrheit, Könige und Königinnen stehen nicht an, sich drunter zu mischen und die Sorgen abzuwerfen, welche die Sclaverei der Macht und der Etikette ihnen schafft.

In diesen Tagen ausgelassener Tollheit muß man die römischen Frauen sehen, der Würde vergessend, die ihnen sonst Titel und Rang auferlegt: den Kopf unbedeckt, Arme und Schultern nackt, sprühen die Augen, lächelt der Mund, der Busen wogt. Prachtvolle Vermummung erhöht noch die verführerischen Reize.

Auf ein vom Capitol gegebenes Signal verschwinden die Wagen, und die Straße gehört der Masse des Volks. Lebhafter und hitziger beginnen die Kämpfe mit Confetti. Wehe den Unvorsichtigen, der ein sauberes Kleid trägt! Abermals wehe, wer sich ärgern wollte! Dann wird er ausgepfiffen, verhöhnt, bombardirt: Körbe voll Confetti regnen ihm auf Haupt und Schultern, es bleibt ihm nichts als schleunige Flucht.

Ein doppeltes Spalier von Soldaten macht dieser Scene ein Ende, die Wogen des Volks fließen ab, Dragoner sprengen auf und ab, und fegen den Platz rein für

die Barberi. So nennt man die Rennpferde, für welche der Stadtrath ziemlich knauserige Preise ausgesetzt hat, um die selten mehr als acht Bewerber concurriren. Die Barrière ist an dem Volksplatz. Die Zwischenzeit bis zum Abrennen wird mit Possen ausgefüllt. Häufig wird ein Hund auf die Mitte geschleudert, und so mit Geschrei verfolgt und gehetzt, daß er in Aengsten die ganze Straße durchrennen muß. Diesem Vorspiel folgen die Renner, ohne Zaum und Sporn, rasch wie der Blitz, mitten durch die jubelnde Menge, aus welcher manchmal einer drauf geht. Man verfolgt sie mit den Augen, bejubelt die vordersten, verhöhnt die zurückbleibenden.

Nach dieser Scene verläuft sich das Volk in größter Ruhe und Ordnung. Das römische Volk ist ein Kind voll Neugierde und Launen, aber nicht störrig. Zu Paris geht so etwas nicht ohne Streit und Zank, nicht ohne Polizei ab. Da sind die Belustigungen des Volks auf den Bällen, Promenaden, in den Caffée's; zu Rom ist der Corso der einzige Ort des allgemeinen Rendez-vous. Zu Paris dauern die Lustbarkeiten die halbe, auch wohl die ganze Nacht durch; zu Rom endet Alles mit Einbruch der Nacht; die Caffée's werden von den gewöhnlichen Gästen noch bis neun Uhr besucht.

Acht Tage lang wiederholen sich diese Scenen. Zum Schluß dieser Carnevalsbelustigungen giebt es noch etwas Glänzenderes, die Moccoletti.

Moccoletto ist eine Kerze, federkiel dick und funfzehn bis zwanzig Centimetres lang. Jeder hält eine oder mehrerer solcher in der Hand, und beim ersten Glockenton

des Ave Maria sind alle, wie mit einem Zauberschlag, angezündet, auf der Straße, den Balkons, in den Fenstern bis zu den Dächern. So bietet der Corso auf einmal das Bild einer herrlichen, unregelmäßigen, beweglichen Illumination. Das Vergnügen besteht nun darin, die Kerze seines Nachbars auszulöschen, die seinige zu bewahren. Es ist unglaublich, mit welcher Munterkeit, welcher Begeisterung die Römer das kindische Spiel beim feengleichen Anblick der Tausende und Millionen von Lichtern begehen. Schande, wer kein moccoletto hat! Dem moccoletto gehört die Ehre des Tages, der Woche. Hernach Fasten, Pönitenz, schwarze Kleidung, Zerknirschung. Jetzt noch eine Stunde weltliche Freude: dieser Gedanke giebt Schwung. Da fruchtet kein Blasen, kein Wehen mit Tüchern an Stäben, die Lichter zu löschen, und an Stelle eines gelöschten sieht man zehn neue.

Aber ach! Keine Freude hat Bestand auf dieser Welt, jedes Glück ist hinfällig. So hat auch der Carnevalsjubel sein Ende. Um ein Uhr ertönt die große Glocke vom Capitol, und alle Lichter verlöschen, alles Geschrei verstummt, die Menge verläuft sich mit bewundernswerther Resignation.

Nun treten die Priester, welche nicht mehr, wie sonst, in die profane Luft sich mischen dürfen, wieder in ihr Recht ein, und das Volk strömt mit demselben Eifer, womit es sich der weltlichen Luft hingab, in die Kirchen und Beichtstühle.

9. Der Vatican.

In einer Ecke des St. Petersplatzes gewahrt man eine seltsame Gruppe von Gebäuden mit verfallenen Mauern und unregelmäßigen Winkeln: das ist der Palast Vatican, die Wohnung des erhabenen Hauptes der Christenheit; jene armseligen Fenster gehören zu seinen Gemächern.

Man ist gespannt auf das Innere, und findet den leichtesten Zutritt: keine Schildwachen zu Fuß oder Pferd. keine abschließenden Gitter; kein Billet wird abgefordert, Ein einziger Hellebardier in excentrischem Aufputz steht am Eingang, und im Hintergrund lagern noch einige solcher Individuen beim Spiel rauchend. Es sind Schweizer, welche dem Papst überall zur Seite sind, in den Kirchen Dienst thun und die Ceremonienkleidung verstehen müssen.

Eine neuerdings gebaute Treppe führt zu einem regelmäßigen Hof, der auf drei Seiten von Gebäuden mit drei Reihen Galerien, Logen genannt, umgeben ist. In diesen Logen hatte der unvergleichliche Raphael die reichsten Schätze seines genialen Geistes hinterlassen. Diese köstlichen Fresken, 52 Darstellungen aus der heiligen Geschichte, sind von barbarischen Soldatenhänden verwüstet, durch Mangel an Sorge unkundiger Päpste und frevelhafte Sudelhände verwegener Restauratoren verdorben worden. Eine vom König Murat begonnene, vom jetzigen Papst wieder aufgegriffene Idee hat die Reste vor fernerer Zerstörung durch Glas geschützt.

Die Römer versichern, der Vatican sammt Zubehör enthalte zwanzig Höfe, acht Haupt- und zweihundert Nebentreppen, achtzehntausend Zimmer und sechsunddreißigtausend Fenster. Nur ein Engländer konnte sich's einfallen lassen, diese Angabe zu constatiren. Sparen wir unsere Zeit für die Betrachtung der unermeßlichen Zahl hier geborgener Meisterwerke jeder Kunst. Die Verzeichnisse derselben füllen Bände. Den Sculpturen und Gemälden zollt die ganze gebildete Welt den Tribut der Bewunderung. Alle diese Meisterwerke sind auf die mannigfaltigste Weise der Reproduction in den kostbarsten Werken den Kunstliebhabern aller Welt vor Augen gelegt. Mir erlaube der Besucher nur einige Regeln für die Betrachtung aus der Theorie hervorzuheben.

Man giebt sich leicht den Anschein eines Kunstverständigen, wenn man die Urtheile competenter Kunstrichter nachspricht; es ist aber gewiß schlecht angewendete Zeit, ein Gemälde oder eine Statue zu beschreiben. Beim Anblick eines Kunstwerkes empfindet Jeder anders, je nach seiner Organisation und dem Niveau seines Bildungsstandes. Seine Ansicht aufzudrängen, wäre Anmaßung und hätte oft den entgegengesetzten Erfolg. Enthusiastisches Lob wird durch die Wirklichkeit herabgestimmt; eine rein technische Beschreibung gilt für kalt und pedantisch; eine poetische zerstört das Zutrauen. Der Kunstliebhaber verschmäht eine Lection, die man ihm geben will, ist entzückt, selbst die Schönheiten zu entdecken, und will dabei nicht beeinflußt sein. — Sagt man wohl, es giebt nur ein Schönes: das gilt nur von der Idee; in der Er-

scheinung der Wirklichkeit ist diese mannigfaltig. Haben die Siamesen und Japanesen denselben Begriff von Schönheit wie wir?

Aus diesen Gründen enthalte ich mich aller und jeder Kunstbeschreibung. Hat der Besucher die Kunstsäle durchlaufen, so sage ich ihm: entweder Sie sind Künstler, oder nicht. Im ersteren Falle kommen Sie von selbst zu häufigerem und stets erhöhtem Genuß wieder hierher. Im zweiten lade ich Sie ein, es noch öfter zu thun. Hat die Natur Sie mit Gefühl und Liebe zum Schönen begabt, so werden Sie da eine unendliche Quelle der Befriedigung finden. Fühlen Sie Mangel an Kenntnissen, um die Feinheit und Größe vollständig zu würdigen, so können Sie die kostbare Fähigkeit gewinnen. Der Geschmack entwickelt sich durch Vergleichung, läutert sich durch die Anschauung der Meisterwerke, und nirgends in der Welt finden Sie eine günstigere Gelegenheit um Ihre künstlerische Ausbildung zu vollenden.

---

10. Forum.

Kein Name ist geeignet, mehr Erinnerungen anzuregen, als der des Forum's. Dichter und Künstler, Philosophen und Gelehrte, Jeder, der etwas von Geschichte versteht, besucht es mit gespanntem Interesse. Gelehrte jeder Zeit sind bemüht gewesen, es wieder herzustellen, wie es zur

Zeit der Könige, oder der Republik oder der Kaiser gewesen. Da aber die alten wie die neuen Bücher nicht zusammenstimmten, so ersetzte die Phantasie das Uebrige. So kam es zu einem idealen Bild. Darauf construirten die Architecten Pläne, und ernteten Aufmunterung und Beifall. Studierte man die gelehrten Pläne und Restaurationsprojecte genauer, so gerieth man in ein Labyrinth von Zweifeln und Untersuchungen. Es fand sich, daß von der Masse Trümmer nichts weiter unbezweifelbar ächt ist, als zwei Tempel, zwei Triumphbogen und eine Columna. Wer eine Beschreibung des Forum's liefert, könnte kecklich sagen: Das war dies, und das war jenes; Niemand würde widersprechen, und er fände Anhänger, wie die Vorhergehenden, zumal wenn er Neues dabei vorbringt.

Gleich die Frage nach dem Umfang des alten Forum's ist nicht einfach; denn zur Zeit des Augustus war es ein anderer, als zu Nero's und Constantin's. Herkömmlich nennt man heut zu Tage Forum das ganze Terrain zwischen den Substructionen des alten Tabulariums und dem Triumphbogen des Titus, auf der einen Seite vom Tempel der Faustina und der Basilica Constantin's begrenzt, auf der anderen von den Farnesischen Gärten und der Basilica Julia. Hat man nun in Büchern die übertriebenen Beschreibungen gelesen mit der Aufzählung der Menge Monumente, die sich da befunden haben sollen, so staunt der Leser über den geringen Umfang, wie oben bezeichnet wurde; und mehr noch, wenn er vernimmt, daß zur Zeit seiner größten Pracht das Forum nicht mehr als den vierten Theil dieses Raumes einnahm.

Das Erste, was dem Besucher auffällt, ist eine Aufhäufung von Schutt und Trümmern bis zu einer Höhe von acht bis zehn Metres über dem ursprünglichen Boden. Man ist zur Erklärung mit der Angabe bei der Hand, es sei durch die Zerstörungen der Barbaren, Brand und Erdbeben gesehen; doch kann man sich keinen klaren Begriff machen, wie es zugegangen, daß solch eine außerordentliche Erhöhung des Bodens erfolgte.

Welche Schätze sind unter diesen Trümmern begraben! Es wird mit Zuverlässigkeit berichtet, daß zur Zeit des Kaisers Augustus nicht minder als 80,000 Statuen in Rom vorhanden waren. Was ist aus diesen Kostbarkeiten geworden. Das Meiste ohne Zweifel ist zertrümmert worden; aber wie viele mögen auch noch vorhanden sein! Sie aufgraben zu lassen, haben die Päpste weder Zeit noch Mittel. Die unter der französischen Herrschaft begonnenen Ausgrabungen sind hernach wieder aufgegeben worden, die römische Regierung gestattet nicht einmal, sie fortzusetzen. Wenn Privatleute, aus Liebe zur Kunst und Wissenschaft auf eigene Kosten solche unternehmen, so geschieht solches weit von dieser Stelle. So hat Einer zwei Metres unter dem Boden die Basilica des heiligen Alexander entdeckt, ein Anderer die Via Latina mit ihren prächtigen Gräbern, Andere fördern unter der Hacke Columbarien, Säulen, Statuen, Inschriften ꝛc. zu Tage. Französische Soldaten fanden solche beim Minengraben. Es wird kein Haus gebaut, ohne daß nicht Schätze dabei zu Tage kommen. Meisterwerke werden durch Zufall entdeckt, während die Wissenschaft es thun sollte. Denn nimmt

die Regierung kraft eines Vorrechtes sie in Besitz, so läßt sie sie in den Museen mit irrigen Inschriften versehen aufheben, wobei der Munificenz eines Papstes zugeschrieben wird, was während seines Pontificats aufgefunden ward.

Gewiß, der Besuch des Forum's ist höchst interessant, man hat ein Stück römischer Geschichte unter den Füßen, aber eine Beschreibung kann nur an Ort und Stelle von Nutzen sein. Deshalb unterlasse ich solche.

---

11. Der Volksplatz.

Wenige Städte haben einen Eingang, der sich mit dem Volksthore zu Rom vergleichen ließe. Da steht mitten auf einem elliptischen Platz ein Obelisk von rothem Granit, mit Hieroglyphen bedeckt. Das ist der erste ägyptische Monolith, der nach Rom geschafft wurde, zuerst im großen Circus, von wo er funfzehn Jahrhunderte später durch Sixtus V. an diese Stelle versetzt wurde. Am Fuße desselben sind vier Fontainen in ägyptischem Styl; auf den beiden Seiten sieht man noch zwei andere monumentale Fontainen. Von dem Mittelpunkt des Platzes aus gehen drei Wege, die sich als Straßen in die Stadt hinein verlängern. Rechts steht ein dunkle Cypressenpflanzung, deren Umriß auf dem Azur des Himmels

absticht. Links erheben sich die grün geschmückten Terrassen des Pincio, mit Trophäen, Säulen, Statuen, Portikus, Balustraden ꝛc. Endlich am Eingang zum Corso stehen zwei Kirchen, die mit ihren beiden Kuppeln die Verzierung des Platzes vollenden.

Sieht der Fremde hier zwei Kirchen von Architekten lediglich zum Zwecke der Symmetrie wie Spielzeug verwendet, so staunt er noch mehr über die enorm große Zahl von Kirchen, womit die heilige Stadt versehen ist. Ihre Anzahl beläuft sich bereits auf dreihundertundsiebenundsechzig für eine Bevölkerung von 180,000 Seelen, das macht eine auf 500. In Paris, wo man nur für 20,000 eine Kirche hat, wird man das viel finden; aber in Rom baut man noch stets neue dazu.

Der Volksplatz ist wenig belebt, weil er nicht mit Wohnungen umgeben ist: ein Kloster, eine Kaserne, zwei Häuser und drei Kirchen bilden die ganze Umgränzung. An Festtagen, wie zu Ostern und am Tage St. Peters ist derselbe von einer Bevölkerung, die stets auf Schaustücke versessen ist, überflutet, um ein Feuerwerk, **Girandola** genannt, zu sehen.

Die Menge ist so dicht gedrängt, wie am Tage der Tombola, aber es sind dabei nicht dieselben Vorfälle, dieselben Gemüthsbewegungen. Nur die Diebe, die sich überall in Rom finden, sind die gleichen; aber an dem Tage ruhen die gewaltsamen Leidenschaften, die Neugierde hält sie nieder. Es ist interessant zu beobachten, wie ruhig und disciplinirt die Menge ist. Es ist da anders, wie in Paris, wo das Geschrei der Gassenbuben, die

burlesken Zwischenrufe, das Stampfen der Ungeduld und der Lampenschein den Zuschauer durch Zerstreuung beschäftigen. Da ist Alles würdig und ernst: die Unterhaltungen sind nicht geräuschvoller, noch belebter, als gewöhnlich; sie sind nicht mit grobem Salz gewürzt, und das Publicum würdigt die Musik der Theilnahme, scheint sogar Vergnügen daran zu haben. So hat auch der Beobachter bei dieser anständigen Haltung keinen weiteren Stoff. Die Seelen sind ganz Dem, was kommen wird, zugewendet.

Die Kunstfeuerwerke zu Rom sind nicht schön, aber man hüte sich, das den Römern in's Angesicht zu sagen, denn sie bilden sich ein, es sei in der ganzen Welt nichts damit zu vergleichen. Dieselben bestehen aus zwei Sträußen Raketen, die im Anfang und zum Schluß aufsteigen, einem großen Stück, das fast immer die Façade einer Kirche darstellt, aus bengalischem Feuer von verschiedenen Farben, einer Anzahl Feuerrädern und endlich zahllosen Kanonenschlägen. Die Römer lieben leidenschaftlich den unschuldigen Krieg, und das Donnern der unschuldigen Kanone. Was den wirklichen Krieg betrifft, so sind sie's zufrieden, daß Andere ihn für sie führen.

Aber wenn, wie gesagt, das Feuerwerk mittelmäßig ist, so ist die Lage des dazu gewählten Platzes zum Erstaunen schön. Die schönen Terrassen des Pincio nehmen sich im Lichte des Kunstfeuers wundervoll aus. Diese großen Feuercascaden, die von der Höhe bis zu der colossalen Fontaine herabströmen, diese springenden Wasser, in denen das Licht wie in geschliffenen Crystallen flimmernd

sich bricht, dieses reiche Grün und diese zahlreichen marmornen Monumente, hell im Widerschein phantastischer Flammen, dies Alles gewährt den geblendeten Augen einen feenartigen Anblick.

Und dennoch bedauern die Römer die frühere Stelle auf der Plattform der Engelsburg, wo die Franzosen es weggeschencht haben, um für mörderisches Feuer Platz zu machen.

Auf dem Volksplatz wird zuweilen noch ein anderes Schauspiel aufgeführt, eine Scene der Barbarei, des Mittelalters würdig, die jedoch einen großen Kreis Neugieriger herbeizieht. Sie geht bei Tag im hellen Sonnenschein vor, und je mehr Zeugen, desto heilsamer gilt der Effekt. Man nennt solches Cavaletto. Die Päpste haben die Tortur abgeschafft, auf die Mazzolata verzichtet — dabei ein lebendiger Mensch vom Henker in Stücke zerhauen wurde — aber das Cavaletto haben sie beibehalten, da doch nur selten der Tod im Gefolge ist, und das Volk an dem Schauspiel sich ergötzt.

Man errichtet auf der Mitte des Platzes ein Gerüst, das der Sträfling, nur mit einer leinenen Hose bekleidet, zu besteigen hat. Man spannt seine Füße in einen hölzernen Schraubstock, streckt ihn auf eine Folterbank und fesselt seine Hände mit zwei anderen Schrauben. Ist er so recht fest geschnürt, so applicirt man auf den hinteren fleischigen Theil des Individuums eine Anzahl Schläge mit dem Ochsenziemer, im Verhältniß zur Schwere des begangenen Vergehens. Die Schläge werden von einem kräftigen Arm beigebracht, zu großer Befriedigung des

Publicums, das bei jedem Schlag, der tüchtig schallt, applaudirt, bei unkräftigen pfeift. Hernach wird das Opfer in ein Hospital gebracht, wo ihm die Pflege der Barmherzigkeit zu Theil wird.

Diese Strafe ist, wie man sieht, ähnlich einer solchen, die in der Armee einer Nation eingeführt ist, die auf der Höhe der Civilisation stehen will. Neuerdings hat man im englischen Militairstrafcodex die Anwendung derselben modificirt, sie selbst nicht abgeschafft, weil John Bull an alten Gebräuchen zähe festhält. Ein englisches Journal hat jüngsthin bekannt gegeben, daß im Jahre 1860 in der Armee 8,597 solcher Gratificationen ausgetheilt wurden.

---

12. Der Venetianische Platz.

Der Corso endigt an einem der interessantesten Plätze. Derselbe hat seinen Namen von einem alten Palast, der nach Venedig benannt ist. Man sieht auf demselben, erst auf der Ecke des Corso den Palast Bonaparte; gegenüber den österreichischen Palast, dahinter die Jesuitenkirche, und links den Palast Torlonia, von denen jedes einen anderen der mächtigsten Hebel menschlicher Leidenschaft repräsentirt.

Der Palast Bonaparte bietet dem Auge nichts Merkwürdiges, ist aber berühmt durch eine große Bewohnerin,

die unglückliche Mutter Napoleons I., die moderne Niobe. Sie sah alle ihre Kinder mit Kronen auf dem Haupt, sah sie alle, einen nach dem anderen, entthront, und alle, einen Einzigen ausgenommen, gingen ihr voraus ins Grab. Der, welcher Kaiser wurde, schnitt mit seinem Schwert auf der Karte Europa's Königreiche zu für seine Brüder, und wenn der eine von ihnen nicht König ward, so war es, weil er nicht wollte. Nachdem er die Kronen ausgetheilt, verließ ihn das Glück, Verrath verstrickte ihn, Haß und Eifersucht quälten ihn; aber der Ruhm bleibt ihm treu. Im Innern dieses Palastes einsam, vernahm die Mutter in schweigendem Schmerz alle diese Katastrophen. Niemals ging eine Klage über ihre Lippen, niemals benetzte eine Thräne ihre Wimpern. Ihr Gebet richtete sich empor zu Dem, der den Königen der Erde die Kronen giebt und nimmt. Sie flehte, daß ihr die letzte Hoffnung, ihre letzte Liebe, erhalten bliebe, der, den sie in der Wiege als König von Rom begrüßen sah. Er ward schön, stark, muthig, und Frankreich sagte sich im Stillen: er wird kommen und siegen. — Nach langem Siechen sank auch er in's Grab. Die Großmutter blieb schweigend Gott ergeben, bis spät sie würdig den Ihrigen nachfolgte.

Gegenüber ist ein schwerfälliger Palast, eine ungeheure Feste von düsterem feudalen Ansehen, mit Schießscharten gespickt und Mauerkränzen umgeben, mit verfallenem Aeußeren und schweigendem Innern: das ist die Wohnung des österreichischen Gesandten. Derselbe wurde im Jahre 1468 von Paul II. aus Material vom Colos-

seum erbaut, und von Paul IV. im Jahre 1561 der Republik Venedig geschenkt. In denselben hinein zu gehen verlohnt sich nicht, und ein mit Tressen verbrämter Schweizer würde es auch nicht gestatten.

Nicht weit von da ist ein altes Grabhügelmonument, dessen Inschrift auf die Zeit der Republik hinweist. Senat und Römisches Volk errichteten es zu Ehren des plebegischen Aedilen Publilius Bibulus, weil er seine Bürgerpflicht treu erfüllt hatte. Es ist fast unversehrt erhalten; während Alles, was an den Götterdienst, die Macht der Könige, den Ruhm der Kaiser erinnerte, mit Wuth zerstört, Altäre und Götterbilder zerbrochen, Tempel verwüstet, Triumphbögen zertrümmert, Paläste verbrannt wurden, hat man dieses bescheidene Monument, welches die Erinnerung an Bürgertugend bewahrt, geschont.

Hinter dem venetianischen Palast ist eine reizende Kirche, dem heil. Marcus geweiht. Dieser Name erinnert an Venedig und veranlaßt zu einer Parallele zwischen beiden Städten, welche nicht durchaus zu Gunsten der Stadt der Cäsaren und Päpste ausfällt.

Die Frauen Rom's sind schön, die Venedig's verführerisch. Man findet zu Rom vollkommene Modelle für Statuen von Königinnen, der Pallas und Bacchantinnen: Venedig besitzt Musterbilder der Psyche, Nymphen und jener wollustreizenden Venus, wie Titians Meisterpinsel sie auf die Leinwand gezaubert hat. Die Römerin ist von Gefühl lebhaft, stürmisch; die Venetianerin zart, sympathisch; die eine flößt heftige, die andere dauernde Leidenschaft ein. Das römische Volk ist roh, stolz, zornig;

das venetianische sanft, geduldig, verträglich. Der Römer entschuldigt den Diebstahl, ehrt den Mord; der Venetianer verabscheut beide. Der Römer hat groben Geschmack: ihm behagen der herbe Wein, das unreife Obst, die rohen Gemüse; der Venetianer ist wählerisch: er muß geistreichen Wein haben, leichte Gerichte, glacirtes Obst. Beide lieben die Trägheit und genießen mit Lust das far niente; aber stört man sie in der Siesta, so greift der eine zum Dolch, der andere klagt, wie ein Kind.

Wollte man den Römern sagen, die Kirchen zu Venedig seien schöner, so gälte das für Blasphemie oder Ketzerei; denn es geht ihnen nichts über die colossale St. Peter's; aber wer Gracie und Eleganz der Majestät vorzieht, steht erstaunt beim Anblick der Peterskirche. und bezaubert im Anschauen des reizenden Nachbildes der Sophienkirche zu Constantinopel, das unter dem Namen Marienkirche zu Venedig bekannt ist. Endlich, was den Werth ihres Inhalts betrifft, so sind in Rom keine zehn des Besuches werth, in Venedig deren wohl zwanzig als Kunstmuseen zu schätzen. — Was die Pracht der Paläste betrifft, so kann keine Stadt der Welt sich mit Venedig messen; die in Rom sind Kasernen zu vergleichen, die in Venedig der Alhambra; jene sind aus Trümmern antiker Monumente aufgebaut, für diese hat man das kostbarste Material aus allen Theilen der Welt herbeigeholt.

13. Villa Borgheſe.

Rom iſt reich an prachtvollen Villen. Die meiſten derſelben ſind von Cardinälen erbaut. Da ſind unermeßliche Parks mit jahrhundert alten Pinien, dieſen Wundern der Vegetation, Alleen, deren Ende man nicht ſieht, miglien-große Raſenplätze, reichliche Waſſer in Fontainen, Seen und Cascaden, maleriſche Landſchaften, köſtliche Ausſichten, der Boden mit Blumenbeeten überdeckt; zu alle dem noch Caſino's reich an Schätzen der Kunſt. Solche trifft man im Innern und vor den Thoren der ewigen Stadt.

Die Villa Borgheſe hat einige Miglien Umfang; ſie iſt nicht die größte, aber die reizendſte und gaſtlichſte. Dicht vor dem Thore, um einen Theil der Stadtmauer herum, dient ſie ſeit mehr als zwei Jahrhunderten den Römern zur Promenade. Es iſt da ein prächtiger Hippodrom und ein Caſino mit unſchätzbaren Kunſtwerken. Die Wunder dieſes wahrhaft königlichen Muſeums haben nur die des Vatican und des Capitol zu Rivalen. Und wie viele dieſer Schätze bilden jetzt den ſchönſten Schmuck des Muſeum's im Louvre, die während der Jahre 1809 bis 1814 dahin wanderten! Das Erdgeſchoß enthält in glänzenden Sälen antike Statuen, Büſten, Basreliefs und Moſaiks, Gemälde, die koſtbarſten Vaſen von Porphyr, Jaspis, Ophit und Marmor. Im erſten Stock iſt eine Sammlung mittelmäßiger Gemälde und einige moderne Sculpturen, darunter die gracieuſe Venus des Meiſter

Canova, nach dem Model der Prinzessin Pauline, Schwester des Kaiser Napoleon I.

Die Villa Borghese ward 1849 von republikanischen Banden verwüstet; tausende von Pinien wurden umgehauen, und der reizende Pavillon Raphael, von diesem Meister eigenhändig geschmückt, erbarmungslos zerstört. Nach diesen Acten des Vandalismus war die Villa geraume Zeit dem Publicum verschlossen; nur einmal wöchentlich war Spaziergang und Besuch des Museums gestattet. Erst 1857 wurde sie dem Volksvergnügen wieder ganz zurückgegeben.

Unter diesen Volksbelustigungen bietet die Tombola ein interessantes Schauspiel dar.

Es sind festliche Tage, da die Bevölkerung Roms und der Umgegend zur Partie eines colossalen Lotto vom Gemeinderath eingeladen ist. Affichen haben Tag und Stunde angekündigt, Preise sind ausgesetzt, Tische für den Billetverkauf (à 11 Bajocchi) sind in den Straßen bei den Eingängen der Kirchen, Café's, Bureaux ꝛc. aufgestellt. Von Hoffnung gespornt, strömt Alles dahin, Jung und Alt, aus allen Classen und Ständen. Bürgerliche und militairische Autoritäten präsidiren dem Fest in aller Feierlichkeit. Drei große Orchester, mit Blasinstrumenten verstärkt, sollen die Ohren der Menge erquicken. Ein weithallender Tusch verkündigt den Anfang der Ziehung. Ein schüchternes Kind tritt auf die Bühne und greift in die Urne, nachdem sie ein Rad geschüttelt, holt ein Loos in einem kleinen Carton und reichts dem Präsidenten; der holt die Nummer heraus und giebt sie einem Diener

und dieser dem Ausrufer; zugleich zeigt eine Tafel die große Zahl, und vier große Tafeln, die auf dem Platze aufgestellt sind, sowie ein Telegraph, verkündigen sie weiter. Die ersten Ziehungen erregen noch nicht viel Leben, weil man auf das große Loos gespannt ist, das nicht vor der 40—50. Ziehung kommt: das heißt man die Tombola gewinnen.

Zu der Zeit aber bietet der Platz einen interessanten bunten Anblick. Die Stufen sind mit Frauen im schönsten Putz besetzt, elegante Tribünen sind der vornehmen Welt vorbehalten. Man richtet die Lorgnetten, sucht bekannte Gesichter, grüßt und winkt. Auf der Mitte des Platzes drängt sich die bewegte Menge, Mädchen und Bursche scherzen und necken sich, man tauscht Wünsche und Liebesblicke, plaudert und macht Pläne. Dazwischen hört man Jubelrufe, sieht Mützen werfen und Tücher schwenken. Es hat einen ein Gewinn getroffen, man macht ihm eine Gasse frei, um sein Loos zu zeigen. Ist's richtig, so wird er bejubelt, hat er sich aber geirrt, so wird er verspottet. Wenn der Zeitpunkt der Entscheidung nahet, wird's feierlich stille, alle Blicke sind auf das Rad gerichtet, mit leuchtenden Augen, langen Hälsen, rothen Wangen ist man in Erwartung gespannt. Endlich ruft es: Tombola! Unterm Murren der Getäuschten eilt der Glückliche vor, sein Loos zu zeigen. Ist's einer von der Masse, ein Armer, so hebt man ihn triumphirend in die Höhe; ist's aber ein Vornehmer, so sperrt man ihm den Weg, höhnt, stößt und klopft ihn, und zerbläut gelangt er mit Mühe zur Tribüne. Steht es richtig, so verläuft

sich die Menge ruhig und befriedigt durch die Unterhaltung.

So einfach geht's aber nicht durchaus her: es giebt Zwischenscenen aller Art, scherzhafte und erschreckliche, Possen und Späße, Zank und Streit bis zum Dolchezieben, endlich organisirte Paniques zum Vortheil der Diebe: vom plötzlichen Schrecken ergriffen, stürzt und drängt sich der Haufe bis in die Bajonette, Geschrei der Kinder und Frauen, Lärmen und Toben, Tumult und Wirrwar, ein beweglicher Anblick für die Zuschauer.

Was aber die Villa Borghese bei den Römern besonders populair macht, ist, daß sie ihrem größten Vergnügen dient, der Promenade zu Wagen. Da lassen die Frauen ihre Toiletten bewundern, die Männer machen Staat mit ihren sauberen Handschuhen, dem Schlupf der Cravatte, dem Schnitt ihrer Kleidung. Da wetteifert Jeder an Eleganz, dem Mütze und Blouse fremd sind. Der Wagen ist eine Nothwendigkeit für den Hausstand in Rom. Auf dem Budget mag man immer am Bedarf der Küche oder für den Comfort kürzen, nur rühre man nicht an die Toilette, die Lotterie und den Wagen. Die Liebe der Frau zum Wägen ist begreiflich; denn da zeigt sie ihre Schönheit am vortheilhaftesten.

In der Welt giebt es keine Schönheit, welche der einer römischen Frau verglichen wäre. Pariserinnen haben nur Gracie der Gewandtheit, Eleganz im Benehmen, Andalusierinnen sind lebhaft und reizend, haben hübsche Füße und Hände, aber zu viel Embonpoint. Die Römerin hat eine stattliche Gestalt, schönen Kopf, reichliches Haar,

glänzende Zähne, eleganten Hals, reine und starke Formen. Und in Rom ist Schönheit die Regel, Mangelhaftigkeit Ausnahme.

Die Männer in Rom sind minder schön, glänzen auch nicht durch Erziehung und Bildung. Obwohl sehr willfährig, sind sie doch unfein. Ihre Sprache ist in Gesellschaft von Frauen ungebildet, unter ihnen selbst sogar cynisch. Delicatesse und Feinheit der Sitten kennen sie nicht. Und wie zu Hause, sind sie überall, im Café, beim Restaurant, wo sie ungescheut den Rock ausziehen.

Die Jünglinge zu Rom sind allzuviel Sclaven ihres Schneiders, Stiefel- und Hutmachers; keine Promenade ist möglich ohne den Friseur und Handschuhmacher. Dies ist Folge des Mangels an geistiger Bildung, obwohl es an Verstand nicht fehlt, welchem aber die Pflege abgeht. Doch kann die Beschränktheit ihrer Erziehung ihnen nicht zum Vorwurf gereichen; der Fehler liegt anderswo. Die Regierung ist allzusparsam in Gewährung geistiger Nahrung. Ist es doch, als glaube sie durch Unterhaltung der Unwissenheit ihre Existenz gesicherter, als meine sie, um Mönch zu sein, wisse man stets genug.

Mit vierzehn oder funfzehn Jahren hat ein junger Mensch von Familie, der nicht zum Geistlichen bestimmt ist, Alles gelernt, was er zu wissen braucht. Auf dem Corso und den Promenaden, im Café und Theater vollendet er seine Erziehung. Um seine Zukunft macht er sich keine Sorgen; denn er weiß, wenn er sich um ein Amt bewirbt, fragt man ihn nicht: Was haben Sie ge-

lernt? sondern, wer empfiehlt Sie? Durch Protectoren erhält auch jeder leicht ein Amt, das ihm eine Stellung giebt und von Arbeit dispensirt; denn es giebt zehnmal mehr Angestellte, als nöthig wäre für eine richtige Verwaltung.

Von den Spaziergängern zu Fuß sind die meisten Ausländer. Sie haben wohl Geld, um auch einen Wagen zu bezahlen, aber ihr Zweck ist ein Spaziergang. Finden sich auch einige Römer zu Fuß, so ist's, weil sie eine schlechte Woche gehabt. Diese fassen beim Heimweg Posto auf dem Trottoir des Corso, und grüßen vertraulich die Fahrenden, als hätten sie hochgestellte Freunde.

---

14. Capitol.

Der Capitolinische Hügel besteht aus zwei Anhöhen, welche durch ein kleines Thal getrennt sind: Auf der südwestlichen stand die berühmte Citadelle des Romulus, auf der nordöstlichen der Tempel des Jupiter Capitolinus. Im Bezeichnen der verschiedenen Monumente herrscht große Verwirrung, indem weder die alten Schriftsteller noch die neueren Gelehrten unter sich einig sind: die einen z. B. versetzen die Citadelle rechts und den Tempel links, die anderen umgekehrt. Was man heut zu Tage Capitol nennt, besteht aus zwei Gruppen aneinanderstoßender Gebäude. Die nach dem Forum zu liegende

bildet eine Art Werkstätte über den Substructionen des alten Tabularium. Hier werden die Reglements und Ordonnanzen der römischen Municipalität verfertigt. Die andere nach dem Platz des Capitols hin heißt Palast des Senators, obwohl da nicht die Residenz dieser erhabenen Person ist. Ueber diesem Palast erhebt sich ein hoher viereckiger Glockenthurm. Die große Glocke des Capitols ertönt nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Sie verkündigt den Tod des Papstes und die Eröffnung des Carnevals. Merkwürdiger Contrast der jetzigen Bestimmung der weltberühmten Localitäten mit den ursprünglichen! Da wo der prächtigste Tempel des Alterthums stand, in dem man die Feldherrn-Spolien aufbewahrte und wo man die Triumphatoren krönte, steht nun ein demüthiges Kloster von Franziskaner Mönchen. An der Stelle der unbezwinglichen von unerschrockenen Kriegern besetzten Burg sieht man jetzt Baracken für ein Bettlervolk. Der mächtige, glorreiche Senat hat einem Scheinbild Platz gemacht, bestehend aus einem einzigen Individuum, dessen spöttliche Autorität nicht der eines Dorfschulzen gleich kommt.

Auf beiden Seiten des Platzes auf dem Capitol stehen parallele Gebäude, die von Michel-Angelo erbaut sein sollen. Dasjenige, welches an die Kirche stößt, schließt eine Sammlung antiker Marmorbilder ein, welche mit der des Vatican wetteifert. Ich will nicht dahin begleiten, aber dem Besucher einen nützlichen Wink geben. Man gehe nicht an Tagen hin, wo das Museum dem Publikum geöffnet ist, denn da ist es verboten, ein kleines

Cabinet zu öffnen, wo die schöne griechische Statue der Capitolinischen Venus sich befindet, die ein würdiges Seitenstück zum Apollo des Belvedere, und dazu vollkommen erhalten ist; an einem anderen Tage hat man für ein Trinkgeld allen Zutritt.

Gegenüber diesem Museum ist der Palast der Conservatoren. So nennt man obrigkeitliche Personen mit dem Beruf, dem Senator, der nichts zu thun hat, die Bürde seines Amtes zu erleichtern. Zum Anschein nun, als hätten diese erlauchten Conservatoren etwas zu thun, hat man da ein Museum von Trödelgegenständen, deren Werth sehr zweifelhaft ist.

Hinter diesem Palast, im Winkel eines häßlichen Gäßchens, ist eine schwer aufzufindende Thür, die zu einer Gemäldegalerie führt, welche im Vergleich zu den köstlichen und reichen anderen Sammlungen der Art werthlos scheint; doch sind einige Stücke darunter nicht ohne Verdienst.

Auf einer der Seiten des Capitolplatzes, auf den Resten des Jupitertempels steht die Kirche der **Madona in Ara Coeli.** Sie hat Basilicaform mit drei Schiffen, die durch verschiedenartige Säulen aus antiken Monumenten entnommen, geschieden sind. Das berühmte Gemälde der **Madona da Foligno** über dem Hauptaltar ist durch ein älteres ersetzt worden, welches man dem Pinsel des Evangelisten Lucas zuschreibt. Man kann nämlich darauf rechnen, so oft man in einer Römischen Kirche ein altes, wohl beräuchertes und schwarzes Madonnenbild sieht, daß es sicherlich dem heiligen Lucas zugeschrieben wird, der

aber gar kein Maler war, sondern ein Arzt. Die Geistlichen, welches solches aufbringen, sind in der Kunst so unwissend wie das Volk.

Der größte Schatz aber dieser Kirche, welcher die Mönche sehr populair macht, ist das **Santo Bambino.** So nennt man ein sehr plump in Holz geschnitztes Jesuskindlein in Windeln. Es wird berichtet, als der Verfertiger desselben, ein sicilischer Pater, im Begriff gewesen, es zu coloriren, sei es in seiner Abwesenheit von Engeln fertig gemacht worden. Dieses Wunderkindchen ist auch ein wunderthätiges, und die Mönche von **Ara Coeli,** welche es besitzen, bedienen sich desselben verschiedentlich. Es ersetzt ihnen das Sacrament an Festtagen, wenn sie dem Volk den Segen ertheilen. Wird es zu Frauen in Kindesnöthen gebracht, so hilft es zu leichter Entbindung ohne Schmerzen. Am häufigsten wird es zu Kranken in verzweifelten Zuständen gebracht, man zündet Kerzen und stellt Gebete an, und befragt es. Wenn die Wangen des Kindleins nur leicht roth sich färben, ist der Kranke gerettet; werden sie dagegen blaß, so hat man nur noch für sein Seelenheil zu beten. Aber warum heilt es denn nicht, fragt man, wenn es doch die Kraft hat? Weil dann die Menschen gar nicht mehr sterben würden, ist die Antwort, und das wäre wider die Ordnung Gottes. Diese Consultationen des **Santo Bambino** sind unentgeltlich, nur einige Accidentien sind dabei und ein Scudo für den Wagen, der es herbeiführt, ein Scudo für die Kerzen und einen für den Sakristan; das macht funfzehnmal den Betrag für den Besuch eines Arztes.

Wie wohl es dem Kindlein behagt, beweist folgende Geschichte. Eine reiche Dame ging in ihrem frommen Eifer so weit, daß sie es zu entführen beschloß, indem sie ein unächtes, mit den Kleinodien desselben geziert, an seine Stelle legte, ohne daß die Mönche es merkten. Aber in der nächsten Mitternacht wurden sie durch ein reges Getöse an der Pforte geweckt, und als man öffnete, hatte sich das ächte von selbst wieder eingestellt und mit dem einen Füßchen, welches sich aus den Windeln frei gemacht, angeklopft. Seitdem ist es in seiner Wiege um so mehr behütet, und zu Weihnachten in einer Kapelle mit dem nackten Füßchen zur Schau ausgestellt.

Bei dieser Gelegenheit wird die Kapelle zu einem Theater umgewandelt mit Coulissen, Decorationen ꝛc., glänzender Beleuchtung: meist sieht man da das Dörflein Bethlehem als eine prachtvolle Stadt; manchmal ist das irdische Paradies vorgestellt, mit einer Menge Thiere und Personen, worunter man sogar auch einen päpstlichen Zuaven erblicken kann. Im Vordergrund sieht man da das Kindlein in der Wiege bei Maria und Joseph, daneben den Esel und Ochsen. Außerdem ist da zu sehen, bald die Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, bald das ganze Paradies mit dem ewigen Vater, dem göttlichen Sohn und dem heiligen Geist, umgeben von Seraphim und Cherubim, Thronen, Tugenden, Engeln und Erzengeln sammt einer unzähligen Schaar Heiliger und Erwählter.

Diese prachtvollen Darstellungen könnten wohl genügen, ein enthusiastisches Volk zu entzücken; aber die

guten Mönche haben noch andere Mittel ihre Kundschaft herbeizulocken. Sie errichten im großen Schiffe eine Marktschreierbühne, worauf man Kinder von 8—10 Jahren auftreten sieht, die mit Emphase Stückchen mit oder ohne Verse vortragen, zur Verherrlichung der Geburt des Santo Bambino, und zwar mit widersinnigen Gesten, wodurch sich das eingetrichterte Bierwerk kundgiebt.

Dies ist das heilige Weihnachtsfest in der Kirche Ara Coeli auf dem Capitol zu Rom, wodurch die Gefühle der Frömmigkeit angeregt werden sollen, und das den Mönchen dieser Kirche einen so großen Ruf von Weisheit und Heiligkeit macht und unermeßliches Zutrauen bei dem Volke erweckt.

---

15. Das Colosseum,

eine der größten Ruinen der Welt, hieß erst nach seinem Erbauer Vespasianus Amphitheater des Flavius, und bekam seinen jetzigen Namen erst im achten Jahrhundert. Vollendet wurde es im Jahre 80 unserer Zeitrechnung. Kaiser Titus hatte dem Gaudentius einen Termin dafür gesetzt, und dieser verwendete, um denselben einzuhalten, 12,000 gefangene Juden als Lastthiere. Die Einweihungsfeste dauerten 100 Tage, wobei dieser gütige Kaiser, den man „die Wonne des Menschengeschlechts" genannt hat, fünftausend wilde Thiere und einige Tau-

send Menschen sich hinwürgen ließ. So diente über ein Jahrhundert lang dasselbe dem Zweck der Gladiatorenkämpfe. Da das römische Volk anfing blasirt zu werden, mußte man es durch neue Reize stimuliren. Seit Nero dienten Christen zu diesem Vergnügen, nach dem Geschmack der Menge. Seit Constantin dem Großen hörte diese Bestimmung auf. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurde es als Festung von den Ghibellinen und Welfen benutzt, später zu Turnieren und Carroussel's. Päpste wetteiferten hernach in seiner Zerstörung, indem man Paläste aus diesem Material errichtete.

Neuerdings hat man in der Mitte ein Kreuz aufgepflanzt, rings herum vierzehn häßliche Nischen errichtet, und Scenen aus der Passion darein gemalt; ferner eine Bühne, worauf alle Freitag ein Capuziner Predigten in der Wüste hält. Auf jedem der Pfeiler des östlichen Eingangs sieht man ein griechisches Kreuz in eine Marmorplatte gravirt, und eine Inschrift darunter verkündigt, daß man durch einen Kuß auf dieses Kreuz ein Jahr und vierzig Tage Ablaß gewinnt. Ja, ein Kuß auf das Kreuz in der Mitte gewährt 200 Tage dieser Gnade.

Die Gestalt des Colosseums ist weltbekannt. Es konnte 90,000 Menschen auf seinen Sitzen fassen, 20,000 unter den Hallen. Noch ist es die großartigste Ruine Roms. Als es gebaut wurde, hatte Rom seine Freiheit verloren, aber es besaß noch Ruhm und Macht. Jetzt sind auch noch Ruhm und Macht verschwunden, das Colosseum steht noch, mit einem schönen Kranz von wildem Gesträuch. Die Zeit hat es geweiht, seine Steine mit einem

warmen Ton gefärbt, seine Risse mit Blumen geschmückt. So ist ist es immer noch majestätisch, so groß in seinem Ruin, wie in seiner Pracht, poetischer in seiner Verlassenheit, als da es von Menschenschwärmen gefüllt war; in stummer Beredsamkeit als unerschöpfliche Quelle der Gedanken ist es schön im Sonnenschein und bei düsterem Himmel, wie im bleichen Schimmer des Mondlichts.

Zuweilen machten sich Engländer die Lust, es mit bengalischem Feuer zu erleuchten: das war ein kindisches, armseliges Spiel. Um so etwas würdig auszuführen, muß es mit solchem Glanz geschehen, wie im Jahre 1857 durch die Kaiserin Wittwe von Rußland, da diese Ruinen im Widerschein der bunten Feuer einen wirklich feenhaften Anblick gewährten. Und die Tausende von Menschen, welche dahin strömen, wie sind sie schwache, armselige Gestalten gegen einen solchen Riesen, der noch in seinen Trümmern so gewaltig ist.

---

16. Laterna magica.

Lassen wir einmal die Ruinen und das Alterthum, nehmen Platz auf einem Balkon inmitten des Corso, und betrachten uns die Leute, welche vorübergehen.

Fassen wir erst die Fremden in's Auge. Da sind wenige, die eigne Einsicht und selbstständige Bildung erkennen lassen. Die Meisten bewundern Alles auf's

Wort, glauben an ihren Cicerone blind, und nehmen seine Explicationen als baare Münze. Den Kopf voll irriger Ideen haben sie Augen, um nicht zu sehen, und Ohren, um nicht zu hören. Sie haben's drauf abgesehen, ihr Gedächtniß so voll, wie möglich zu stopfen, und um etwas Ordnung und Methode hinein zu bringen, lernen sie täglich einige Seiten ihres Reisebuchs auswendig. Sie verwechseln Zeiten und Personen, haschen nach schönklingenden Worten, die sie sich einprägen, um sie bei Gelegenheit wieder anzubringen. Besonders lieben sie griechische und lateinische Namen, womit man denn ihnen zu Gefallen die neuesten Dinge belegt; und sie tragen sie in ihr Album, um bei ihren Landsleuten damit Staat zu machen.

Die Thoren bilden überall die immense Majorität.

Dahin gehören vorerst die Reichgewordenen, die nur wollen sagen können, daß sie die ewige Stadt gesehen haben. Sie nehmen als Cicerone gelehrte Archäologen, und bezahlen hübsch theuer die Explicationen, welche sie nicht verstehen. Da sie gerne wissen lassen, daß sie reich sind, finden sie stets erwerbsame Leute, die ihre Eitelkeit ausbeuten, indem sie ihnen werthlose Dinge um hohen Preis verkaufen.

Dann kommt die zahlreiche Classe der Touristen, die sich für alterthümliche Gegenstände nur deshalb begeistern, weil sie antik sind, als hätte die Natur ihre Gaben bei dem Alterthum erschöpft. Diese schätzen vorzüglich, was aus der ägyptischen, griechischen, etruskischen und sarazenischen Zeit stammt; ihr Enthusiasmus bleibt

bei der römischen Kaiserzeit stehen, als gäbe es nachher keine Kunst, keine Architectur und Sculptur mehr. Und da aus dem Alterthum nichts von Gemälden auf uns gekommen ist, so gefallen ihnen die übel gezeichneten, mit grellen Farben ohne Schattirung gemalten Figuren auf den ägyptischen Denkmälern, die phantastischen Gebilde aus der etruskischen Zeit, endlich noch eine grobe Mosaik und die verblaßten Fresken auf den ersten christlichen Tempeln.

Von der Oelmalerei, die erst im funfzehnten Jahrhundert erfunden wurde, bewundern sie die Heiligenbilder auf Goldgrund ohne Perspective und Leben. Zwar den erhabenen Schöpfungen Raphaels und Michel-Angelos müssen sie huldigen; hernach aber erkennen sie nichts mehr als meisterhaft an. So verachten sie auch die Porzellane von Sèvre und Sachsen gegen die etruskischen Töpfe, die Fayenzen aus Faenza, die eleganten Meubles eines Fourdinais und Lemarchand gegen die mittelalterlichen Fauteuills mit Schnitzwerk von Holz. Das Alterthümliche ist für sie das Schöne.

Rom ist beständig von einer Anzahl frommer Leute besucht, die aus allen Theilen der Welt zusammenströmen nach der heiligen Stadt. Diese sind meistens tief unwissend in der Kunst, weil sie dieselbe verachten, und gleichgültig gegen profane Dinge, bewundern sie nur die Kirchen; die Museen besuchen sie gar nicht; sie kaufen und sammeln Reliquien und heilige Dinge, ächt oder unächt, und Ablasse. Blind eingenommen für die Geistlichen, sehen sie nicht die Unordnungen des Priesterstandes

und die Mißbräuche der klerikalen Administration. Sie erkennen die Frömmigkeit des Volks im eifrigen Kirchenbesuch, schelten gottlos, wer die üblen Sitten aufdeckt; aber das höchste Ziel ihrer Reise und ihres Ehrgeizes ist eine Audienz beim heiligen Vater, die er Niemandem verweigert, seinen Pantoffel zu küssen und seinen Segen zu empfangen, sowie seine geheiligte Unterschrift auf einem vollkommenen Ablaß für sie selbst und ihre Verwandten bis in das dritte Glied.

Bewahre der Himmel, daß ich damit die wahrhaft frommen Leute angreifen wolle, und die würdigen Geistlichen, deren es namentlich unter den ausländischen giebt. Diese seufzen im Stillen über den Scandal, der die heilige Stadt entehrt, sie lassen sich nicht durch auffallende Kundgebung äußerer Frömmigkeit täuschen, und meinen nicht, daß eine leichtsinnige Beichte und ein Kuß auf Reliquien von Sünden loskaufe. Solche Leute haben meine volle Achtung und Sympathie.

Unter den Einheimischen fallen zuerst die Bettler auf. Zwar ist das herumstreichende Betteln verboten; aber die Verordnung, welche bestimmte Plätze dafür anweist, wird so wenig gehalten, wie andere; und die Polizei ist viel zuviel mit politischen Vergehen beschäftigt, um Zeit dafür zu haben. So findet man denn diese Plage allerwärts, wo es Bewohner giebt, und sie machen sich breit mit unendlicher Zahl: schmutzig, unverschämt, stellen sie sich blind, verstümmelt, epileptisch, bestürmen die Fußgänger, laufen den Wagen nach, ja sie verstehen geschickt sich überfahren zu lassen, um etwas mehr zu

erhaschen. Sie belagern die Trottoirs, wo sie von fern die Fremden wittern, rufen zu den Fenstern hinauf, und wenn man da wegflüchtet, läuten sie an der Hausglocke. Man kann sich diesem Gezücht nicht entziehen: geben, weigern, schweigen hilft Alles nichts; drohen aber wäre gefährlich.

Sieht man diese Menge Vagabunden jedes Lebensalters, ja starke Männer, junge Frauenspersonen, diesem unwürdigen Gewerbe hingegeben, so sollte man meinen, es fehle an Zufluchtstätten für das Elend. Das ist aber durchaus nicht der Fall; nirgends in der Welt giebt es zahlreichere und mannigfaltigere Anstalten der Mildthätigkeit; aber man verachtet, wie die Arbeit, so jene vorsorgliche Hülfe, um unabhängiger der Faulheit zu fröhnen, und einem Gewerbe, das gar nicht uneinträglich ist.

Außer diesen Bettlern von Profession giebt es Gelegenheitsbettler und Bettler aus Liebhaberei.

Da sieht man Individuen, in einen Sack von grobem Linnen gehüllt, mit einem Strick als Gürtel, und baarfuß mit Sandalen. Sie tragen einen Quersack auf der Schulter, einen großen Rosenkranz an der Seite, das Gesicht mit einer Kapuze verhüllt, mit zwei Löchern für durchblickende Augen. Das sind Mitglieder der Brüderschaft **Sacconi**. In diesem Aufzug gehen sie, ohne ein Wort zu reden, mit einer blechernen Sammelbüchse von Laden zu Laden, zum Schrecken der Kinder und Frauen. Man sagt ihnen nach, es seien darunter von fürstlichem Stande, oder Diener großer Herren. Wohl möglich; aber muß man sich denn vermummen, um Gutes zu thun?

Gegenwärtig wird Alles ausgebeutet, auch der Ehrwürdigste wird der Intrigue zum Mittel für den Zweck des Ehrgeizes und Vortheils. Die erhabenste der christlichen Tugenden, Barmherzigkeit dient schmählicher Speculation. Da giebt's Leute, die große Summen an Wohlthätigkeitsanstalten hingeben, und lassen Glieder ihrer Familie vor ihrer Thüre Hungers sterben; andere als die thätigsten Agenten von barmherzigen Gesellschaften verwenden Almosen zu eigenem Nutzen. Vornehme Damen machen sich zu Patroninnen der Mildthätigkeit, um in Annoncen zu glänzen; andere sammeln öffentlich in der Kirche, um für Heilige zu gelten, oder Sünden zu büßen. Frauen der Demi-Monde colportiren eifrig Subscriptionslisten, und gewinnen ihren Liebhabern Unterschriften ab für vermeintliche Bedürftige, um Mittel für liederliche Zwecke zu sammeln. Millionaire drängen sich um die Stelle eines Vorstehers bei der Kirchengemeinde oder einer Wohlthätigkeitsanstalt, um ein Band für ein Knopfloch zu erwerben. Beamte, die höher hinaufrücken wollen, besuchen emsig den Beichtstuhl. Mannigfach dient der Mantel der Barmherzigkeit der Speculation oder dem Laster.

Zu Rom gehört die Betheiligung an guten Werken zu den Pflichtmäßigkeiten. Es giebt keine adlige Familie, die nicht einen Cardinal oder Prälaten zu ihren Gliedern zählt, keine bürgerliche, die nicht einen Monsignor oder Priester; keine Handwerksfamilie, die nicht einen Mönch zum Verwandten hätte. Da nun bei dem theokratischen Regiment alle Aemter und Gnaden dem geistlichen Stande

vorbehalten sind, so sind die Mitglieder desselben die Spender aller Vergünstigungen, die gebornen Beschützer der Römer. Diese Leute, welche sich manchmal im Stillen zu Vertrauenssachen etwas heikliger Art hingeben, halten wesentlich auf die äußeren Uebungen der Frömmigkeit, und sind aus Corpsgeist herrschsüchtig und habgierig. Sie benutzen ihren Einfluß, um Schenkungen für ihre Kirche oder ihr Kloster zu erwirken, und sie legen ihren Vertrauten die Betheiligung an Werken zum Vortheil ihres Ordens als Pflicht auf.

Gehen wir über zu den Mönchen.

Es gehört zur Regel der Mönche, in Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit zu leben; statt dessen trifft man sie allerwärts, und ihre rothen Gesichter geben hinlänglich zu erkennen, daß ihnen im Kloster nichts abgeht. So begegnet man auch solchen von allen Orden, vom demüthigen und schmutzigen Franziskaner bis zum aufbrausenden eleganten Dominikaner, vom unwissenden Capuziner bis zum gelehrten Benedictiner, vom derben Carmeliter und trunksüchtigen Augustiner bis zum sinnlichen Camaldulenser und strengen Karthäuser. Diese Leute schleppen vom Morgen bis zum Abend ihre Trägheit und Faulheit überall hin, und man fragt sich, zu welcher Stunde dann sie ihre Pflichten üben. Sie halten dem niederen Volk ihren Rock zum Küssen hin, bieten ihre Tabaksdose an oder unfehlbare Lotterieloose. Sie drängen sich den Haushaltungen auf, mischen sich in alle Angelegenheiten, Contracte, Unterhandlungen, Speculationen ꝛc., sie verschaffen Dienstboten, placiren Kellner, verheirathen Töchter, und

böse Zungen sagen ihnen nach, daß sie sich gern damit befassen, ihnen einige Begriffe ehelicher Pflichtleistung beizubringen.

Auf die Mönche folgen die Abbé's. Stutzerhaft weltlich, die Brust mit goldenen Ketten und Berlocken geziert, mit seidenen Strümpfen, goldenen Schnallen auf lackirten Schuhen, hübsch gefalteten Manschetten und Jabots, die Finger voll Ringe, haben sie frischen Teint, munteren Blick, weiße Zähne, und am schwarzen Frack nach französischem Schnitt hängt hinten ein seidenes Mäntelchen mit feinen Falten herabwallend.

Die Abbé's sind entweder Aspiranten, oder Abbé's aus Liebhaberei, oder wirkliche Abbé's.

Aspiranten sind die von ihrer Familie für den geistlichen Stand bestimmten Leute. Sie nehmen dessen Tracht von Kindesbeinen an, und sind, bevor sie unwiderruflich sich einem Orden verpflichten, beflissen, die weltlichen Freuden, denen sie einst entsagen sollen, kennen zu lernen.

Die Liebhaber-Abbé's denken gar nicht daran, in einen Orden zu treten. Sie wählen nur diese Tracht, weil sie dieselbe bequem und elegant finden, und weil sie ihnen eine angesehene Stellung in der Gesellschaft giebt, die sie sonst nicht haben würden.

Endlich die wirklichen Abbé's trachten nach der Priesterwürde oder einem Amt, dessen Einkünfte ohne viel Mühe von Arbeit dispensiren; denn Scheu vor Arbeit ist der stärkste Sporn, der die Jugend dem geistlichen Stande zutreibt.

Nach den Abbé's kommen die Priester, deren es viele Sorten giebt.

Manchen ist ihr Stand ein Handwerk, sie üben die Pflichten ihres Amtes, wie eine Maschine und befolgen ihre Regel genau nach dem Buchstaben. Unwissend selbst pflegen sie weidlich Unwissenheit und Aberglauben. Sie machen unbedeutende Dinge zu Gewissenssachen, sind kleinlich im Beichtstuhl und verdammen um Kleinigkeiten, und das in aller Gutmüthigkeit, weil sie vom höchsten Richter eine so kleine Idee haben, als werde er durch ein Nichts erzürnt und auch wieder versöhnt.

Manche geben sich allen Unordnungen des Lebenswandels hin. Man sieht sie an öffentlichen Orten mit Frauen von üblem Ruf; ohne Haltung im Benehmen, leichtsinnig in Reden, verstoßen sie ohne Scheu gegen die öffentliche Meinung und kirchliche Zucht. So nachsichtig aber gegen sich selbst, so strenge sind sie gegen Andere weil Intoleranz sie Gnade beim geistlichen Gericht finden läßt.

Für Andere ist der Altar nicht einträglich genug, sie verkaufen ihre Dienste für Leistungen, die man nicht nennt. Von Ehrgeiz verzehrt, mit Ueberdurst gesättigt, macht das Gefühl des Unglücks sie eifersüchtig, mürrisch, schwarzgallig, sie hassen die Menschheit, um sich für ihre Entsagungen zu rächen. Gott ist ihnen zu gütig und barmherzig, sie erfinden sich einen zornigen, strafenden, unversöhnlichen Gott.

Andere sind nur aus Ehrgeiz in den Orden getreten, ohne Ueberzeugung und Glauben, um mit Heuchelei zu

hohen Würden zu gelangen. Je mehr Hochmuth im Herzen, desto mehr Demuth im Benehmen; je weniger aufrichtig, desto weniger tolerant, führen sie ein streng-enthaltsames Leben, um noch hienieden die Frucht der Entschädigung zu pflücken. Klug im Benehmen, vorsichtig im Reden, legen sie nie die Maske ab, und indem sie so unschwer die Menschen täuschen, vermeinen sie's auch vor Gott zu können.

Aber es giebt auch solche, die von der Heiligkeit ihres Berufs erfüllt, ihn mit ächt christlichem Eifer erfüllen. In wahrhafter Entsagung, befreit von den Fesseln weltlichen Interesses sind sie von unendlicher Menschenliebe beseelt, erkennen im Unglücklichen den Bruder, im Schuldigen den verlorenen Sohn. Zur Hülfe im Elend bereit, bringen sie Hülfe der That und Worte des Trostes, Verzeihung für die Reuigen. Diese begünstigen nicht die Unwissenheit, welche zum Thier erniedrigt, sie verbreiten Licht, das Leben giebt. Sie lehren nicht den Buchstaben des Catechismus, sondern den Geist des Christenthums, der enthalten ist in den Worten: Liebet Gott über Alles, und Euren Nächsten als euch selbst. So lehren sie wahre Gottesverehrung, in ächter Tugendübung. Diese drohen nicht mit Verdammung, weil sie wissen, daß im Himmel Freude ist über den reuigen Sünder; sie schrecken nicht mit den Qualen der Hölle, weil sie wissen, daß Gottes Barmherzigkeit unendlich ist. Sie bekräftigen ihre Lehren durch das Beispiel reinen Wandels, strenge gegen sich selbst, nachsichtig gegen Andere, im Bewußtsein menschlicher Schwäche; sich

selbst stärken sie im Glauben durch Uebung christlicher Tugend.

An die Priester schließen sich die Monsignore und Prälaten, eine Zwittergattung, Geistliche der Tracht nach, Weltmenschen in Gewohnheiten und Benehmen. Die Monsignori gehen aus den Abbé's hervor, aus jenen werden die Prälaten gewählt, aus beiden werden die Beamten genommen. Doch giebt es vier höhere Prälaten, die nicht Priester sein müssen: Der Majordomus des päpstlichen Palastes, der Gouverneur von Rom, der Auditor der apostolischen Kammer und der Finanzminister. Diese können nur durch Promotion zum Cardinalat ihre Würde verlieren.

Nun kommen die Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen. Sie tragen ein goldenes Kreuz auf ihrem Mantel, und ein Diener in Livrée folgt ihnen auf vier Schritte. Aber das Volk achtet wenig auf Leute, die zu Fuß gehen; nur Equipagen machen da Eindruck.

Siehe da zwei stattliche schwarze Rosse mit rothen Federbüschen vor einem schwerfälligen Wagen mit vergoldeten Rädern und Federn, und Wappen auf rothem Tuch. Innen ein hinfälliger Greis mit runzeligem Antlitz, dessen verlöschende Augen und hängende Lippen anzuzeigen scheinen, daß im schwindenden Gehirn der Gedanke schlummert. Hintenauf drei Bediente mit Tressen und Federbusch, welche die Begrüßungen ihres Herrn erwiedern. So erscheinen öffentlich die Kirchenfürsten. In den Straßen Roms dürfen sie nicht anders sich zeigen. Nur

beim Spaziergang, meist außerhalb der Mauern, wandeln die Cardinäle zu Fuß.

Es giebt in Rom eine Classe von Menschen, die noch zahlreicher ist, als die der Mönche und Priester, und von großem Einfluß, das sind die Domestiken. Für diese verschlagenen und vielvermögenden Leute verschwinden alle Unmöglichkeiten. Sie wissen den Hindernissen auszuweichen, die Verordnungen zu umgehen, das Gesetz beugen zu machen, und sind stets bereit ihren mächtigen Schutz zu gewähren. Sie sind bei allen Ministerien und Behörden, bei den Gesandten, Fürsten, Cardinälen, bis in den päpstlichen Palast; die höchsten Würdeträger unterliegen ihrem Einfluß, und selbst der Papst kann sich demselben nicht entziehen. Was auf officiellem Wege langwierig, schwierig, selbst unmöglich ist, wird durch ihr officieuses Mitwirken leicht, einfach, rasch erreicht.

In keiner Stadt der Welt giebt es so viele Domestiken, wie zu Rom. Dieser Luxus ist nicht einmal theuer. Ihre Herren gestatten ihnen einen Erwerbszweig im Kleinen, den sie im Großen ausüben, das Protectorat. Auch setzt die Livrée nicht die persönliche Würde herab; im Gegentheil, kein menschliches Wesen ist so stolz auf seinen Stand, als ein Bediente in Rom. Er spreizt und brüstet sich unter den Tressen und hinten auf dem Wagen, als der schönste Schmuck bei den öffentlichen Aufzügen, von der Menge beneidet.

Fast alle Häuser am Corso sind mit Balkons geziert, die während des Carnevals oder bei öffentlichen

Aufzügen vermiethet, sonst aber nicht benutzt werden; denn die Damen erklären es für unanständig, sich auf dem Balcon zu zeigen. Die meisten Fensterläden sind geschlossen. Man öffnet nur zuweilen unten ein kleines Lädchen, wodurch die Frauen ihren schönen Kopf den Vorübergehenden zur Schau geben. Kommt ein Besuch, so wird auch dieses geschlossen; denn die römischen Damen haben große Scheu vor dem Licht.

Nun sehen wir die Lädchen sich öffnen, und die Köpfchen sichtbar werden. Es ist die Zeit der Promenade. Ich will von den Personen, die vorbeigehen, einige bezeichnen, die mir bekannt sind.

Diese elegante Equipage mit den stattlichen Füchsen und dem silberbetreßten Kutscher gehört einem Hutmacher. Da sitzt er an der Seite seiner dicken Ehehälfte, und raucht seine Cigarre. Dahinter kommt ein römischer Prinz, der selbst sein Tilbury leitet, muß aber hinter seinem Lieferanten fahren. Dort ein anderer sehr vornehmer Mann geht bescheidentlich zu Fuß, weil seine Equipagen und Pferde, wie seine Paläste und Villen von der Lotterie verschlungen wurden. Erkenntlich für dieses Opfer gewährt ihm die Regierung eine kleine Pension, bis daß eine reiche Erbin sich von seinem Titel und Rang bezaubern läßt.

Zu seiner Seite ein unverschämter Lieferant hat die Frechheit ihn anzureden und mit größten Höflichkeiten an eine längstvergessene Rechnung zu erinnern. Das sind doch in der That unerträgliche Leute! Sollten sie nicht stolz darauf sein, daß man sie seines Vertrauens gewürdigt hat?

Jener, der so ein musterhaftes Aussehen hat, bekleidet einen kleinen Posten im Hause eines Cardinals, dem Namen nach Mann einer Frau des Vertrauens bei Sr. Eminenz. Wie edelmüthig dieser würdige Wohlthäter handelt, können Sie daraus abnehmen, daß alle Kinder dieser Ehe von dem noblen Patron erzogen und ausgestattet werden. Der Mann aber ist so wenig erkenntlich gegen diese Vortheile, die ihm seine Frau verschafft, daß er ganz öffentlich mit einer Concubine lebt; und die musterhafte Frau beklagt sich nicht einmal. Und der Cardinal ist so gütig, über solchen Scandal hinwegzusehen; ja er zahlt dem Manne noch seine Miethe.

Sehen Sie den Menschen mit den Diamanten und Kleinodien an den Fingern, dem Jabot und Cravatte? Sein unbärtiges Kinn und hohe Stimme bezeichnen ihn schon als Aspiranten eines Sopran bei der päpstlichen Capelle.

Platz hier für Einen, dem das Trottoir nicht ausreicht! Welcher Stolz im Blick! Das muß ein hochgestellter Mann sein! Es ist ein Kammerdiener Seiner Heiligkeit.

Dieser Mann mit dem hastigen Schritt mitten unter den behaglichen Leuten muß ein Geschäftsmann sein. Er ist einer der ersten Großhändler hier. Letzten Winter staunte ich über die Thätigkeit des Mannes, der zwei Stunden vor Tagesanbruch täglich bei Licht arbeitete: der schien mir seinen Reichthum wirklich zu verdienen. Es ergab sich, der unermüdliche Arbeiter bereitete in stiller Nacht ein enormes Falliſſement vor.

Dieser ist ein Angestellter im öffentlichen Dienst, der bei einem Monatsgehalt von acht Scudi eine zahlreiche Familie wohl zu unterhalten versteht. Man erzählt, daß, als er im Begriff war zu heirathen, sein Vorgesetzter ihn rufen ließ, um ihn in Gnaden zu entlassen, weil er bei dem geringen Einkommen eine Familie nicht ehrlich ernähren könne. Der arme Mann bat, nur eine andere Gelegenheit abwarten zu dürfen. Meine Frau, sprach er, ist zwar ohne Vermögen, aber sehr schön und jung. — Der Herr ließ sich's gesagt sein, der Mann blieb im Dienst, und ward auch rasch befördert.

Doch ich muß auch von den Frauen reden. Das ist aber ohne Vergleich schwieriger; denn eine Frau ist ein unauflösbares Räthsel für den menschlichen Verstand. Es ist dem Manne gelungen, die Gesetze der Natur zu ergründen, in die Geheimnisse der Schöpfung zu dringen; aber seine andere Hälfte vollständig zu kennen, noch nicht. Deshalb müssen wir auch bei einer gewissen Oberflächlichkeit stehen bleiben.

Gleich hier die zwei Frauen in reicher Toilette sehen wir zu Fuß, weil sie einen Wagen nicht bezahlen können. Sie erkennen sie nicht wieder, obwohl Sie täglich sie sehen. Denn es sind die Obsthändlerinnen, die ohnweit von Ihrer Wohnung in freier Luft feil halten.

Das hübsche Mädchen, das Sie gestern in dem Laden bewundert haben mit den verlockenden Augen, blicken Sie sie ja nicht zu ausdrucksvoll an. Ihr Vater wäre im Stande, Ihnen auf's Zimmer zu rücken, um

Sie mit dem Säbel in der Faust zu nöthigen, seine Tochter zu heirathen.

Dort sehen Sie eine schöne Person, die gehört einem Diplomaten, der sie für sich unterhält. Sie kann in Kleidern, Spitzen, Kleinodien mit den vornehmsten Damen wetteifern, aber es ist ihr untersagt, ihre Schönheit durch solche Zuthaten zu entstellen, wie jene dort, die in ihrem einfachen Kleid als minerte wirklich reizender ist, als in diesem Staat.

Diese Dame ist eine Wittwe im vierten Grad, die sich Tröster hält, auf Wochen, ja auf Tage. Es giebt keine Stadt, wo man so viele Wittwen sieht, als zu Rom, und zwar nicht solche unächte, wie zu Paris an den öffentlichen Tafeln; sondern wirkliche Wittwen, die sehr leicht zu trösten sind, nachdem sie mehrere Männer zu Tode gepeinigt haben. Zu Rom heirathen die Mädchen sehr jung, und die Wittwen noch, wenn sie die Jahre bereits überschritten haben, welche die Natur als Grenze für die Saison der Liebe gesteckt hat. Und es sind nicht eben die jungen und hübschen Damen, welche zu Rom die meisten Verehrer haben. In dieser verderbten Gesellschaft fehlt es nicht an jungen Männern, die sich ohne Schaam an den Wagen abgelebter Heldinnen spannen lassen, um in der Rolle von Cicisbeon mit ihrer Jugend und Kraft Handel zu treiben.

Dort jene auffallend phantastisch gekleidete Dame gilt für ein Künstlermodell; das kleine Mädchen an ihrer Hand erregt bereits große Hoffnungen. Unterdessen unterweist sie dasselbe im Diebstahl, um die Traditionen

der Familie in Uebung zu erhalten. Denn ihr Vater denkt auf dem Bagno in Muße über die Unannehmlichkeiten nach, welche ihm etliche Streifzüge gegen das Eigenthum seiner Nebenmenschen verursacht haben.

Diese kleine Blondine besitzt zwei Dinge, die hier zu Lande etwas selten sind, drum läßt sie dieselben so geflissentlich sehen: einen kleinen Fuß und ein wohlgeformtes Bein. Ich könnte sagen, in welchem Laden sie arbeitet, und ihre Adresse verschaffen, wenn es Interesse für Sie hätte.

Die mit dem schüchternen Schritt und gesenkten Augen scheint uns gar nicht zu bemerken. Das ist jedoch allerdings der Fall: alle Frauen in Rom verstehen Alles zu sehen, ohne den Blick wohin zu richten. Von jener sagt man sich, daß sie vertraute Verbindungen mit Schwarzröcken habe. Doch St! so etwas darf man hier nicht laut sagen.

In diesem Wagen mit zwei Grauschimmeln bespannt, sehen Sie eine Marquise, die ihren Kutscher geheirathet hat. Dieser gesteht offen, er sehne sich zurück nach seinem Platz auf dem Bock; denn sein jetziger Dienst sei peinlicher, als der frühere. Er vergleicht sich mit einem Galeerensträfling der schlimmen Art, deren zwei zusammengeschmiedet sind. Man erzählt sich, daß bereits der Gouverneur von Rom intercediren mußte, und man habe sich dahin verglichen, daß der Mann zweimal wöchentlich mit ihr auf der Promenade erscheint, um die Leute glauben zu machen, sie seien glücklich; und für diese Frohnde bekomme er jedesmal zehn Scudi, die er vertrinken darf.

Dort sehen Sie die Schwester der Freundin von der Schwester eines meiner Freunde. Man erzählt sich von ihr Geschichtchen, die ich nicht wieder erzählen will: es ergiebt sich daraus, daß sie eheliche Treue für ein Vorurtheil hält. Ihr Mann findet das ganz angenehm. Wenn man ihn fragt, wie er es nur bestreiten kann, die verschwendrischen Neigungen seiner Frau zu befriedigen, erwiedert er gleichgültig: Ei! sie verdient sich's.

Hier ist eine Tänzerin, die Gräfin wurde. Dort eine Fürstin, die einen französischen Unterofficier geheirathet hat. Jene ist die beste Protection, die man nur haben kann beim Cardinal-Staatssecretair.

Aber da sehe ich ein wahres Musterbild, das muß ich Ihnen noch zeigen.

Schauen Sie nur den schönen Kopf mit der Pracht glänzendschwarzen Haares, der breiten, glatten Stirn, den gewölbten Augenbrauen, die wie mit dem Pinsel gemalt scheinen, die sammetschwarzen Augen, die unter den langen Wimpern Blitze schleudern, die gerade Nase mit Nasenlöchern wie beim belvederischen Apollo, die Stolz ausdrücken; sehen Sie diesen Mund mit prächtigen Zähnen und feuchten Lippen, die zur Wollust einladen, diesen wohlgefügten, geschmeidigen, anmuthigen Nacken, die glänzenden Schultern und starke, von der Natur so reich begabte Brust; dagegen schauen Sie die lächerliche Toilette, das ungewandte Benehmen, den hastigen, unregelmäßigen Gang, die plumpen Beine, breiten Füße und großen Hände; schauen Sie diese Verschwendung von Brillanten, darunter ein Bild ihres Mannes von

Abbé Alessandri photographirt. Das ist der ächte römische Typus, wirklich schön anzusehen, aber nur darf man ihn nicht sprechen hören oder gehen sehen.

Aber es ist Zeit die Laterne zu schließen, da giebt es etwas Anderes zu schauen, das merkwürdig ist.

---

17. Der Papst mit Gefolge.

Ein Herold sprengt voran in scharfem Trab, ihm folgen zwei Nobelgardisten, den Säbel in der Faust und ein Picket Dragoner.

Sie haben mich stets im größten Respect vom jetzt regierenden Papste reden hören, und Niemand ist auch mehr geneigt, seiner Frömmigkeit, seinen hohen Tugenden und eminenten Privatvorzügen die gebührende Huldigung zu zollen. Glaubten Sie aber, dieser Monarch wäre von seinen Unterthanen verehrt, so können Sie hier ein Zeugniß vom Gegentheil sehen.

Sonst, und es ist noch nicht lange her, konnte man sehen, wenn der Papst auf der Straße sich zeigte, wie zauberhaft er das Volk anzog. Man drängte sich in Masse herbei, ließ Haus und Geschäfte, um vor ihm sich auf die Knie zu werfen, entblößten Hauptes mit gefalteten Händen seinen Segen zu erflehen; die Luft ertönte

von begeistertem Zuruf. Solchen unerzwungenen einstimmigen Ausdruck der Begeisterung, solche Zeugnisse der Volksliebe konnte dieser tugendhafte Pio IX. zu Anfang seiner Regierung bei jedem Schritt gewahren. Schauen Sie aber, wie es jetzt ist.

Dumpfe Stille umher; Niemand fällt auf die Knie; vielmehr man eilt hinweg in die Läden und Alleen, um nicht mit den Fanatikern oder Söldlingen verwechselt zu werden, welche die Welt glauben machen möchten, der Papst werde vergöttert. Manche gehen so weit, gar nicht zu grüßen, und man sieht rebellische Hüte mit den Säbeln in die Luft geschnellt.

Was ist denn vorgegangen, um solche Veränderung zu bewirken? Im Herzen des Papstes gewiß nichts, wohl aber in der Politik Seiner Heiligkeit hat's eine Aenderung gegeben. Alles Unheil aber, das über den heiligen Stuhl gekommen, rührt von der heillosen Vereinigung zweier verschiedenen Gewalten in einer Hand, deren Trennung der Heiland selbst empfahl, indem er sprach: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Als Pio Nono bei seinem Regierungsantritt den heiligen Stuhl Petri wanken fühlte, entschloß er sich, ihn durch Freiheit zu befestigen, gewährte liberale Institutionen und eine weite Amnestie für politische Verurtheilte. Er gesellte sich dem nationalen Aufschwung Italiens, und man konnte eine Weile sich der Hoffnung hingeben, der electrische Funke werde vom Vatican aus die Welt anregen, daß sich alle Nationen zu einer Familie einigen würden als verschwistert im Geiste Jesu Christi.

Ach! es war ein kurzer Traum. Man kennt die Aenderungen, welche in den Grundsätzen des Herrschers vorgingen. Ist's zum Staunen, daß in der Gesinnung des Volks auch eine Aenderung vorging?

---

18. Die Paulskirche.

Die Paulskirche außerhalb der Mauern mit ihrem Glockenthurm sieht aus einiger Entfernung einer Scheuer gleich mit einem Taubenschlag darauf. Die römischen Architekten machen's, scheint es, bei den religiösen Monumenten gerade umgekehrt, wie bei Privatwohnungen. Bei diesen achten sie das Innere für nichts; bei den Kirchen dagegen opfern sie das Aeußere, um allen Luxus, alle Schaustellung dem Inneren vorzubehalten.

Da das Gebäude sich von der Seite darstellt, sucht man nach dem Eingang; er ist noch gar nicht vorhanden. Man muß um dasselbe herumgehen, um eine provisorische Thür zu entdecken.

Tritt man in diesen ungeheuren Raum ein, so meint man anfangs, man sei im großen Schiff; bald gewahrt man jedoch, daß man im Transsept ist. Steht man vor dem Hauptaltar, so sieht man eine vierfache Reihe von Granitsäulen, welche das Hauptschiff von den Seitenschiffen scheiden. Marmor, Mosaik und kostbare Metalle sind in dieser Kirche so verschwenderisch angebracht, daß

man daraus die Freigebigkeit abnehmen kann, womit nicht allein die Gläubigen, sondern auch die Ungläubigen und Schismatiker dazu beigesteuert haben. Die zwei glänzenden Altäre von Malachit, welche man im Querschiff sieht, sind ein Geschenk des Kaisers von Rußland, Nicolaus I.; und die vier kostbaren Säulen von orientalischem Alabaster, welche den Baldachin des Hauptaltars stützen, wurden von dem Vicekönig von Aegypten, Mehemet-Ali, gespendet. So sieht man gern Dissidenten und Ketzer zum Schmucke katholischer Kirchen beisteuern; aber man möchte auch eine Gegenseitigkeit eintreten sehen; es scheint aber nicht wahrscheinlich, daß jemals ein Papst zur Beisteuer für eine griechische Kirche oder eine Moschee in den Beutel greift.

Die Paulskirche ist eine der ältesten der Christenheit. Constantin der Große erbaute sie an der Stelle, wo der Apostel beerdigt war; und die symbolische Form ihres Planes, das lateinische Kreuz, ist seitdem die Grundform für katholische Kirchen geblieben. Sie wurde von mehreren Päpsten reich ausgestattet, von den Vandalen und Sarazenen geplündert, durch ein Erdbeben zerstört, dreimal durch Brand verheert und ist jetzt prächtiger wieder erstanden. Ihr letzter Wiederaufbau, von Leo XII. 1828 angefangen, ist fast vollendet, und Pio IX. hat sie 1855 bereits eingeweiht. Subscriptionen und Collecten wurden dafür in der ganzen katholischen Welt veranstaltet, und haben fabelhafte Summen herbeigebracht, worüber jedoch niemals irgend eine öffentliche Rechenschaft abgelegt worden ist. Die Römer behaupten, es sei nicht all das Geld

ausschließlich für dieses Werk verwendet worden. Wir glauben das wohl; doch beweist die Kostspieligkeit des Baus, daß an Millionen nicht gespart wurde.

Dies war zum erstenmale, daß sich die Päpste für Erbauung einer Kirche an die Gesammtheit der Gläubigen wendeten. Es hatte einen doppelten Zweck: die Bedürftigkeit der Päpste aller Welt kund zu geben, und zu erforschen, welche Glaubenswärme sich bei 150 Millionen Katholiken fände. Der erste wurde mit einiger Demüthigung leicht erreicht: alle Welt weiß, daß die päpstlichen Finanzen auf's Kläglichste bestellt sind. Der Erfolg des zweiten ermunterte in letzterer Zeit zu einem erneuerten Versuch für ein mageres Monument der unbefleckten Empfängniß. Dieses geringe Ergebniß konnte zur Warnung dienen; aber zu Rom läßt man sich nicht warnen: man versuchte den Peterspfennig wieder in Schwung zu bringen. Derselbe ertrug in den ersten vier Jahren kaum sechs Millionen, was nicht ausreicht, um das Deficit nur eines Jahres zu decken.

Der Baustyl ist nicht zu loben. Er maßte sich an, das Alte mit dem Modernen zu vereinigen, und lieferte eine Zwittergestaltung ohne innere Harmonie. Man könnte viele Seiten mit Aufzählung der hier aufgehäuften Kostbarkeiten füllen. Das mag den Ciceroni überlassen bleiben. Wir wollen nur die glückliche Idee hervorheben, die Bildnisse aller Päpste seit St. Peter in Mosaik herzustellen. Es bildet diese Reihe von Medaillons einen ringsherum laufenden Fries, der Effect macht.

19. Pincio.

Der Pincio ist einer der vier äußeren Hügel der Stadt, und gehörte vormals den Augustinern. Die Franzosen nahmen ihnen denselben zur Zeit der ersten Besetzung, und schufen darauf die beliebteste Promenade. Dieselbe besteht aus vier gewundenen Terrassen und einem Plateau, durchschnitten von Alleen und durchzogen von einem breiten Weg für die Wagen. Alles das ist mit Statuen, Basreliefs, Säulen und Geländern geziert. Man stellt auch die Büsten berühmter Männer dort auf: eine glückliche, aber schlecht ausgeführte Idee.

Die Municipalität bestimmt jährlich eine Summe zur Unterhaltung der Promenade. Diese wurde lange Zeit durch einen Unternehmer verbraucht, ohne den Zweck zu erfüllen. Neuerdings wurde diese Sorge einem frantösischen Gärtner übergeben, welcher die Anlagen erweiterte und verschönerte, so daß sie nun auf's Köstlichste hergestellt sind, ohne darum mehr zu kosten.

Neben der Villa Borghese, welche insbesondere den Wagen vorbehalten bleibt, ist der Pincio der besuchteste Spazierplatz. Das römische Volk ist in seinem Hause sparsam, auswärts verschwenderisch; man opfert die persönlichen Bequemlichkeiten dem Verlangen zu glänzen, entzieht sich das Nöthige, um es auf Ueberflüssiges zu verwenden. Das Schönste, das Theuerste dient zum persönlichen Putz; selbst der Arbeiter, der Arme theilt die Lust am Putz und Staatmachen. Die Frauen auf dem

Lande haben ihre altherkömmliche Tracht bewahrt, weil sie, schön und reich, ihre Schönheit erhöht. Die Bewohner der Städte folgen eifrigst allen Launen der pariser Moden. Hier ist an Sonn- und Festtagen alle Welt im Putz: Fürsten und Handwerker, Reiche und Arme, Herren und Diener im bunten Gewühl; kein auffallendes Zeichen unterscheidet den Höheren vom Niederen.

Diese elegante Menge giebt sich zwei Stunden vor Sonnenuntergang Rendezvous. Man drängt und stößt sich in den staubigsten Alleen, weil man da die Equipagen sehen kann, und verdirbt die grünen Rasen. Die Frauen werfen ihre Netze aus, und die Männer thun, als ob sie sich fangen. Ein verstohlener Liebesblick, ein Lächeln hinterm Fächer wird mit einer Miene beantwortet. Man versteht sich ohne Worte. Ein einziger Blick reicht hin, die Erwiderung auszudrücken, im schmachtenden Herzen süßeste Hoffnungen zu erregen. Den folgenden Sonntag trifft man sich in der Kirche S. Carlo al Corso um Mittag in der Messe der Liebenden. Hier kreuzen sich die Blicke, Hände werden gereicht, Billete zugesteckt, eine Zusammenkunft vorbereitet.

Solche Scenen begeben sich stets von Neuem zu Rom: Der Ursprung auf der Promenade, die Entwicklung in der Kirche, die Lösung anderswo.

An Wochentagen ist der Pincio minder belebt. Man sieht da Priester und Mönche, Officiere und Soldaten, Kindermädchen und Ammen, und viele Fremde. Ein Gedränge ist nur um das Orchester, eine Stunde vor Sonnenuntergang, wobei die Regimenter der Garnison ab-

wechseln. Unsere Soldaten lieben sehr diese Musik, mehr noch die schönen Bonnen und Ammen von Albano und Nettuno. Aber, gestehen muß man, ihre Galanterien und sonst so wirksamen Verführungsmittel haben wenig Succeß. Diese Schönheiten machen höhere Ansprüche und zeigen sich minder empfindsam für den Ruhm als für das Gold.

Wohl trifft man auch an diesen Tagen Männer und Frauen genug, die hier Zerstreuung suchen. Mütter führen ihre Töchter her; aber auch Gelegenheitsmütter geliehene Töchter, und emancipirte Frauen produciren sich selbst. Auch hier werden Blicke getauscht, auch wohl Sonnette überreicht. Ein freies Billet mit der Aufschrift: „Von dem der's giebt an die es nimmt", wird geschickt fallen gelassen und flink aufgehoben.

Im Moment, da die Sonne hinter der Kuppel St. Peters verschwindet, eilt Alles nach Hause. Die Mal'aria treibt sie weg: ein feiner Nebel breitet sich im Tiberthal aus, der nach Sonnenuntergang gefährlich ist.

---

20. Theater.

Die Stadt Rom besitzt zehn öffentliche Theater, ohne die Liebhabertheater von Gesellschaften zu rechnen. Das ist, nach Verhältniß der Einwohnerzahl, als wenn zu Paris hundert wären, also ein Beweis, wie beliebt diese Art von

Vergnügungen in Rom ist. Keins derselben, mit Ausnahme des Apollotheaters, hat eine specielle Bestimmung, weil es keine ständige Truppe giebt. Die Schauspieler, Sänger, Tänzer u. A. sind von Unternehmern engagirt, die nach Belieben, und wo sie passendes Local finden, sich einrichten. Die Engagements werden für dreißig bis funfzig Vorstellungen gemacht, das heißt eine Theatersaison. Man sieht auf den verschiedenen Theatern Roms successive Komödie, Tragödie, Oper ꝛc. ꝛc.

Fast alle Komödien, die auf den römischen Theatern aufgeführt werden, sind dem französischen Repertoir entnommen, übersetzt oder nachgeahmt, und sie verlieren viel bei dieser Veränderung. Die geistreichen und pikanten Schlagworte, worin ein Hauptvorzug der französischen Komödie besteht, sind unübersetzbar. Sodann haben sie die Strenge einer ängstlichen Censur zu bestehen, wodurch ihre Wahl beträchtlich beschränkt wird. Diese Censur ist aber nicht allein peinlich und argwöhnisch, sondern auch sehr einfältig. Um ein zurückgewiesenes Stück zur Annahme zu bringen, braucht man nur den Titel zu ändern: so wird die verbotene Dame aux Camélias als Marguerite Gauthier tolerirt, der proscribirte Robert der Teufel als Herzog von der Normandie zugelassen.

Die Komödie wird auf den römischen Theatern nicht übel gespielt. Das Uebermaß von Gesticulation, welches man tadelt, ist nur in den Augen der Ausländer ein Fehler: die Begleitung der Sprache mit sehr ausdrucksvoller Pantomime ist ein Typus des Nationalcharakters.

Die Römer sind sehr versessen auf französische

Vaudevilles, welche beständig auf den Affichen figuriren, und eins wie's andere den Namen Scribe's tragen; aber die Couplets werden unbarmherzig gestrichen. Die Tragödie ist in Italien, wie in Frankreich, veraltet, sie wird am Ende ganz verschwinden, aus Mangel an guten Darstellern, und aus noch einem Grunde: sie verlangt ein etwas mehr gebildetes Publicum, um verstanden zu werden. Schauspiele sind in Rom sehr beliebt, und die extravagantesten werden am meisten beklatscht. Auf die Oper und das Ballet werde ich gleich zurückkommen.

Man kann sich kaum einen Begriff machen, wie ungenirt die Theaterdirectoren mit den dramatischen Autoren umgehen. Meistens haben sie einen unbekannten Poeten im Gefolge, der erbärmlich bezahlt, zugleich zum Personal der Truppe gehört. Dieser Söldling hat die Stücke zu fabriciren, die sodann Eigenthum des Impresario werden. Spielt man das alte Repertoire, so beliebt man zwar die classischen Namen Alfieri, Goldoni ꝛc. auf den Affichen zu nennen; giebt man aber moderne Stücke, so werden die Namen der Autoren ohne weiteres unterdrückt. Mit Scribe macht man eine Ausnahme, weil sein Name die Cassen füllt.

Die Theater sind in Italien überhaupt schlecht für das Vergnügen der Augen eingerichtet. Sie haben fünf bis sechs Reihen geschlossener Logen, welche die Frauen bis an's Kinn verbergen; dies hindert sie jedoch nicht, große Kosten auf ihre Toilette zu verwenden. Rom ist hinsichtlich seiner Theater sehr schlecht versehen. Keine Architectur, keine Façade, nichts Monumentales, schwierige

Zugänge, ärmlicher Eingang, abscheuliche Treppen, enge Gänge, staubige Logen, vom Rauch entstellte Decorationen: so sind sie alle, und dazu schlecht beleuchtet. Zu rühmen ist, daß neuerlich ein römischer Fürst sich entschloß, zwei Theater, welche ihm angehören, säubern zu lassen, was ihm um so mehr zu danken ist, da er zu rechnen versteht, und weiß, daß er dafür nicht einen Bajocco mehr Miethe bekommt. Endlich, die Behörden verlangen nicht Isolirung, noch mehrfache Nebenausgänge. Man muß schaudern beim Gedanken an einen Brand, zumal da man im Jahre 1863 das größte Theater Roms binnen zwei Stunden vollständig eine Beute der Flammen werden sah. — Der Acoustik sind indessen die römischen Theater günstig, die Logen gehören während der ganzen Saison den Miethern: sie haben den Schlüssel und dürfen soviel Personen hineinnehmen, als ihnen beliebt. Und man macht sich mit Eifer eine Ehre daraus, Fremde, die empfohlen sind, darin aufzunehmen.

Rom hat, wie alle Städte Italiens, auch für Vorstellungen bei Tage ein Theater. Nicht allein dieses hat man vor Paris voraus, sondern auch die Bequemlichkeit, daß man nicht Stunden lang jeder Witterung ausgesetzt, stehen muß, um Queue zu machen. Die Plätze im Parterre sind alle numerirt, und man kann vom frühen Morgen an den ganzen Tag Billets am Schalter für den Abend haben. Bezüglich der Logen werden keine Billete für einzelne Plätze gegeben; man muß sie ganz miethen, und wenn sie nicht alle für die Saison vergeben sind, so kann man sie für einen Abend haben. Dabei hat man den

Vortheil, nur solche Gesellschaft, die man kennt und leiden mag, in derselben zu haben.

Nicht weit von der Brücke der Engelsburg auf dem linken Tiberufer, am Ende einer engen und beständig schmutzigen Straße, steht ein Gebäude von armseligem Aeußern. Das ist das sogenannte Apollotheater, wo man Opern und Ballete giebt, ein Rendezvous der römischen Aristokratie. Es ist eins von den zwei Theatern, welche gereinigt und restaurirt wurden. Es heißt auch nach der Straße, worin es liegt, Tor di Nona. Dasselbe ist nur während der Wintersaison offen, d. h. von Weihnachten bis zum letzten Tage des Carneval. Man giebt durchschnittlich fünfundvierzig Vorstellungen, die aus mehreren Opern und Balleten zusammengesetzt sind. Denn eine ganze Oper in einem Zug giebt man nur, wenn sie neu ist. Gewöhnlich schiebt man dann nach dem ersten oder zweiten Act ein Ballet ein; oder man giebt nicht den Schluß der Oper, sondern ein Stück von einer anderen. So ein Gemisch behagt den Römern sehr wohl, und der Unternehmer tischt oft an demselben Abend Stücke aus verschiedenen Partituren auf.

Fast alle Logen sind für die ganze Saison vermiethet, und es bleibt den Fremden nur das Parterre. Frauen sind da zwar auch zugelassen, aber nur Fremde scheuen sich nicht, sich unter die Männer zu mischen. Eine Römerin verzichtet lieber auf's Theater, wenn sie nicht in einer Loge erscheinen kann; und zwar nicht allein die vornehmen Damen, sondern auch Bürgersfrauen, und

solche, die man Grisetten nennen würde, wenn es in Rom Grisetten gäbe.

Die Aufführungen der Oper und des Ballets haben für etwas difficile Liebhaber nicht viel Reiz; aber die Römer gehen nicht auf Reisen und haben nie andere als ihre eigenen Theater gesehen, und sind dabei so leidenschaftlich für Musik und Tanz eingenommen, daß sie sich gern mit dem Dargebotenen begnügen, und dabei überzeugt sind, es gebe nirgends etwas, was damit zu vergleichen wäre. Man trifft manchmal in ihren Truppen einige gute Sänger oder Sängerinnen, die werden aber alsbald nach Paris, London, St. Petersburg ꝛc. geholt und die Römer behaupten dann, diese Städte bekämen, was sie nicht wollen. Alle anderen Sänger sind erbärmlich. Es giebt deren, die gar keine Musik verstehen, und denen man ein Stück einlernt, auf eine Weise, wie bei Kanarienvögeln. Endlich das Ensemble, für eine gute Aufführung eine so nöthige Sache, mangelt gänzlich. Ebenso ist's mit dem Ballet. Wenn nur die erste Tänzerin gute Sprünge macht und sich rasch im Kreise dreht, wenn nur die erste Mime bei den Gesten die Glieder erstaunlich verdreht, am Uebrigen liegt nicht viel. Die italienischen Ballets sind voll Pantomimen und Solotänzen oder Duo's, aber das Balletcorps wirkt selten mit. Die Gesammttänze, welche sich, mit Präcision ausgeführt, so graciös ausnehmen, sind gänzlich hintangesetzt.

Italien, das weiß jedermann, ist das Land der schönen Stimmen; aber daß ein italienischer Sänger in seiner Kunst vollkommen sich ausbilde, dafür muß er

außerhalb des Landes gehen, sonst wird er nie mehr als ein mittelmäßiger Sänger und ein abscheulicher Spieler. Die Römer bewundern nur die Vortrefflichkeit der Stimme und forcirte Touren; sie kümmern sich nicht um die Worte, noch um die Darstellung des Spieles, und wenn die Aufgabe ist, das Publicum zu amüsiren, so bemüht man sich, es nach seinem Geschmack zu bedienen. Die Personen beiderlei Geschlechts, welche die theatralische Carrière einschlagen, gehören, mit wenig Ausnahmen, der niedersten Classe der Gesellschaft an; sie besitzen keine innere Bildung, ihre Manieren sind sehr ordinair, ihre Sprache ist plump, ihre Gewohnheiten sind äußerst gemein. Nun ist es aber unmöglich ein leidlicher Schauspieler zu werden, wenn man seine Fehler nicht bessert und seinen Geist nicht bildet.

Was das Privatleben der dem Theater angehörigen Personen betrifft, so ist es der Art, um die Excommunication, welche die Kirche früher auf sie warf, zu rechtfertigen. Zwar die Kirche, die ihre Urtheile zu modificiren weiß, hat ihr Interdict aufgehoben, aber die Gesellschaft hat das ihrige aufrecht erhalten. Niemals erhält eine Person, die auf den Brettern aufgetreten ist, Eintritt in einen römischen Salon, außer zu dem Zweck, zu amüsiren. Weit entfernt, die öffentliche Meinung zu entwaffnen, trösten sich die Schauspieler und Schauspielerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen damit, daß sie in der Mißachtung, welche sie verfolgt, schwelgen.

Wenn man behauptet hat, Priester und Cardinäle

besuchten zu Rom die Theater, so ist das grundirrig; denn niemals sieht man Geistliche an diesen Orten. Es giebt indessen in Rom sehr viele Personen, welche geistliche Kleidung tragen, ohne irgend zum geistlichen Stand zu gehören. Diese Leute beobachten nicht immer die Rücksichten, welche die Kleidung ihnen auferlegt; aber sie lassen doch, wenn sie das Theater besuchen, jene Tracht bei Seite. Anlaß zu einem Mißverständniß kann durch folgenden Umstand gegeben worden sein. Monsignor der Gouverneur von Rom, Vicekämmerling der Kirche und Generaldirector der Polizei, hat auch die Oberintendanz der Theater. Nun ist Gebrauch, daß dieser bei Eröffnung der Wintersaison im Apollotheater der Vorstellung in Kleidung eines Prälaten in seiner Loge beiwohnt. Derselbe läßt dann sogar bei dieser Gelegenheit den Zuschauern Erfrischungen reichen. Während der Zwischenacte erscheinen eine Menge Diener in den Logen mit Sorbet u. a Bei Anwesenheit dieses Prälaten im Theater sind aber nur Männer in seiner Loge. Außerdem erinnere ich, daß Monsignor der Gouverneur von Rom auch Laie sein kann.

Es gab ohnlängst in einem Theile des Palastes Cesarini Storza ein reizendes kleines Theater einer Dilettantengesellschaft, die sich philodramatische nannte. Man wetteiferte derselben anzugehören, und der Saal war beständig gefüllt. Ein zahlendes Publicum hatte keinen Zutritt, Fremde waren mit ausgezeichneter Höflichkeit aufgenommen, man traf da eine Elite der Gesellschaft und auch Cardinäle. Ein Parterre mit schönen eleganten

Frauen entzückte die Augen, und Personen der römischen Aristokratie traten in den Dramen auf mit einem Tact, einer Feinheit, Empfindung und Vollkommenheit, welche die wirklichen Schauspieler in Schatten stellte.

In einem großen Saale des Palastes Doria Panfili auf der Piazza Narone kam zu derselben Zeit eine Gesellschaft zusammen, welche den Namen philharmonische führte, und gleichfalls aus Personen des besten Theiles der Gesellschaft bestand. Man hörte daselbst vortreffliche Instrumental- und Vocalmusik, deren Ausführung nichts zu wünschen übrig ließ. Man traf da Concerte, die nichts von der Kälte der musicalischen Soireen hatten, und man bezahlte das Vergnügen, welches man da genoß, mit dem wärmsten Beifallklatschen.

Diese beiden Privatanstalten sind unter dem Vorwand politischer Motive von der Polizei geschlossen worden.

---

21. Ehe.

Die Ceremonie einer Heirath wird gewöhnlich in aller Frühe morgens vollzogen, ehe die Kirchen dem Publicum geöffnet sind. Fast verstohlen begiebt man sich mit seinen Zeugen dahin, empfängt in aller Hast die Weihe, unterzeichnet in der Sacristei einen kurzen Contract und eilt in den bereit stehenden Wagen, der nach Frascati, Albano

oder sonst wohin führt. Die ersten Tage des Honigmonats bringen die jungen Eheleute meist in einer Herberge zu.

Der Priester ist der einzige Beamte für den Civiletat; der Cardinalvicar erheilt Dispensation für Geld, wenn die Verlobten verwandt sind, oder man recurrirt an die Decane. Um zwei Seelen für ewig an einander zu schmieden, giebt es sechs verschiedene Formen:

Die normale Ehe, und die in extremis werden wie überall sonst abgeschlossen.

Die geheime Ehe wird ohne Wissen der Familie, ohne Zeugen sehr rasch gefeiert. Zwei Liebende suchen den Pfarrer der Parochie auf, gestehen einen wirklichen oder vorgegebenen Fehltritt und wünschen schleunige Reparation. Der Geistliche bestimmt ein Rendezvous, in seiner Wohnung oder in einer Capelle, und sie werden, wenn auch minorenn, unauflöslich verbunden. Der Schmied zu Gretna-Green ahmt also nur nach, was zu Rom täglich geschieht und nicht angefochten werden kann.

Die Zwangsehe vereinigt zwei Personen, die entweder so unvorsichtig waren, sich bei einer compromittirenden Vertraulichkeit überraschen zu lassen, oder sie ist auch das Resultat einer geschickt angelegten Falle. Sie geschieht auf Befehl des Generalvicars, und man kann sich ihr nur durch ewiges Gefängniß entziehen: also Kette gegen Kette, Strafe gegen Strafe; das eheliche Leben entbehrt dann doch wenigstens der Einförmigkeit. Die Frau weiß erfinderisch ihre Quälereien zu variiren, vom Nadelstich bis zur Katastrophe; und man hat immer die

Aussicht auf momentanen Waffenstillstand mit süßen Entschädigungen.

Bei der heimlichen Ehe wird der Priester genöthigt seinen Dienst zu leisten, und die Eheleute selbst sprechen die Ehe aus. Der Hergang ist: Die zwei Verlobten stellen sich mit den ersten besten Zeugen vor den Pfarrer, und geben die Erklärung ab, daß sie Gatten sind, und der improvisirte Ehebund ist vollkommen gültig. Es kann das nöthigenfalls in einem Café, oder auch auf der Straße geschehen. Diese Form ist dem Beschluß des Tridentiner Concils gemäß, daß die Einwilligung der Contrahenten und die Assistenz des Geistlichen hinreicht, um den Bund unauflöslich zu machen.

Die Gewissensehe wird wie die geheime geschlossen, nur bleibt sie nach der Erklärung verborgen, meistens bis nach dem Tod des einen Theils ein Testament sie enthüllt. Ihr Zweck ist gewöhnlich, Kinder zu legitimiren, oder einem Scandal ein Ende zu machen. Meistens greifen Monsignori zu diesem Auskunftsmittel, um den Ehestand mit dem Genuß einer Pfründe zu vereinigen.

Dieses Alles ist die reinste, exacteste Wahrheit.

---

22. Eheliches Glück.

Eine Tugendheldin ist ein Hausdrache: zänkisch, übellaunig wirft sie ihrem Manne mit schönen Phrasen beständig ihre Treue an den Kopf. Für den Haushalt

kann er ihr nicht genug geben, sie hält ihn und die Kinder bei schmaler Küche; aber für ihre Toilette findet sie ihn stets karg, und wirft ihm seine Ausgaben für Cigarren vor. In jeder Freundin argwohnt sie eine Rivalin, und stimmt gern in Lästerungen über die Frauen ein. Sie wirft ihrem Manne seine lange Abwesenheit vor, die Wahl seiner Freunde, sein Benehmen. Sie bringt viel Zeit in der Kirche zu, spricht gern vom Beichtvater und hält streng die Fastenregeln. In ihrem Anzug ist sie nachlässig und zankt mit der Magd, welcher die Natur bessere Gaben verliehen hat.

Wie ist's mit einer Frau, welche die Schicklichkeiten nicht vergißt? Diese ist zuvorkommend gegen Jedermann, empfängt mit Grazie Freunde und Freundinnen, und erweitert diesen Kreis stets mit bester Wahl. Gefälligen Wesens, gleichgelaunt, tolerant, führt sie nie ein scharfes Wort, weiß die Verlästerten zu vertheidigen. Mit einer solchen steht der Mann immer gut, er findet stets ein freundlich Gesicht, sie fragt ihn nie, woher er kommt; schickt ihn sogar selbst zum Spaziergang, um in freier Luft sich Bewegung zu machen. Sein Haus und seine Kinder sind geordnet und reinlich, seine Frau in einfachem geschmackvollen Anzug. Sie pflegt und hätschelt ihn, befragt ihn stets, spendet zärtliche Liebkosungen: genug ein solches Wesen macht das Leben im Hause wahrhaft glücklich.

Der Mann einer tugendhaften Frau hat keine Freunde; ein anderer hat deren in Menge. Durch seine Frau kann der Mann zu den höchsten Würden gelangen, sie findet ihm dafür die Protectoren. Ist er in Geldverlegenheit,

sie weiß ihn herauszuziehen. Mancher öffnet ihr bereitwillig Börse und Credit, und die darin beflissensten sind ihr manchmal kaum bekannt. Sie ist überall wohl aufgenommen, fetirt, gesucht, geehrt. Nach einer reizenden Polka verschwindet sie mit einem Tänzer, indeß der Mann bei einem Kartenspiel sich vergnügt, und in aller Ruhe abwartet, bis sie seelenvergnügt am Arme ihres beflissenen Cavaliers wiederkommt.

Der Unterhalt einer tugendhaften Frau ist sehr theuer. Reichthum und Eleganz müssen die Schamhaftigkeit schützen helfen, daß man sie nicht mit den unverschämten verwechsele, welche Preis geben, was sich nicht gebührt. Die Anderen sind immer geschmackvoll gekleidet, aber es kostet fast nichts, weil sie so wohl zu kaufen verstehen. Sie finden immer vortheilhafte Gelegenheit, gewinnen auch oft beim Spiel. Solche hat die Wagen ihrer Freunde, die Logen, die Villa's zur Disposition, und der Mann genießt diese Vortheile mit. Kleine Geschenke giebt's bei tausend Anlässen. Alle diese Verminderungen der häuslichen Ausgaben sind Verdienst des liebenswürdigen Characters und gewinnenden Benehmens einer Frau, welche das Glück ihres Mannes zu schaffen versteht.

Dieses beweist, daß die Römer sich so gut, wie Andere, auf eheliches Glück verstehen. Es ist so selten nicht, und nur da getrübt, wo man zu argwöhnisch und exclusiv ist. Gönnen Sie Ihrer Frau alle möglichen Verwilligungen, mit edelmüthigem Vertrauen; und da die Frauen stets mehr erwiedern, als man ihnen giebt, so haben Sie auch ihrerseits vollkommene Freiheit.

23. Tagewerk einer römischen Dame.

In einer bürgerlichen Haushaltung zu Rom sind die Beschäftigungen der Frau unbedeutend. Der Mann geht auf den Markt, zum Metzger ꝛc., und bringt das Eingekaufte im Sacktuch heim. Er besorgt die Kinder, rechnet mit der Magd ab, welche die kleineren Bedürfnisse zahlt. Er hat seine guten Gründe, die Casse in der Hand zu behalten. Hat die Frau das Weißzeug für den Wochenbedarf waschen und bügeln lassen und dabei selbst Hand angelegt, so hat sie die übrige Zeit zur Verwendung frei, und vertheilt solche gewöhnlich also: Toilette, Piano, Fenster, Siesta, Promenade, Theater.

Die Toilette ist eine sehr wesentliche Sache, sie nimmt die meiste Zeit in Anspruch. Sie ist der Gegenstand unabläßiger Sorgen, der beständig den Geist beschäftigt. Sie besteht aus Kopfputz, welchen die Römerinnen sehr gut verstehen, und dem Anzug, den sie schlecht besorgen. Die Sorge für Reinlichkeit macht ihnen sehr wenig zu schaffen, sofern sie nicht gänzlich vernachläßigt sind.

Das Piano nimmt im Tagewerk, wie im Hause, eine bedeutende Stelle ein. Es ist immer, in einem großen Salon ohne Meubles, ein immenses Flügelpiano von der schlechtesten Wiener Fabrik vorhanden. Auf diesen harten und störrigen Tasten übt man seine starken Hände ausschließlich mit Verdi'scher Musik, denn der ist der Maestro der Mode. Kaum erscheint von demselben eine Partitur, so wird sie gleich in Polka's und Quadrillen zerstückelt,

und wird, also zugerichtet, auf allen bürgerlichen Piano's unbarmherzig abgehämmert. Die Fabrikanten solches Machwerks nennen das, die Musik einer Oper arrangiren.

Alle im Hause zugebrachte Zeit, die nicht auf Toilette oder Piano verwendet wird, gehört dem Fenster. Die Vorübergehenden betrachten, und sich so hinstellen, daß man betrachtet wird; die Kleidung der Frauen, die man kennt, mustern, und derer, welche man nicht kennt, kritisiren; mit den Herren Blicke und Lächeln tauschen, das ist die Lieblingsbeschäftigung römischer Frauen und Jungfrauen.

Manchmal entzieht man der dem Fenster bestimmten Zeit eine oder zwei Stunden, um die Läden des Corso zu besuchen, nicht um zu kaufen, sondern um zu sehen und zu handeln. Man ist so mit dem, was vorkommt und von Neuigkeiten aufkommt, auf dem Laufenden, und kann die Befriedigung haben, bei jeder Frau, die vorübergeht, zu sagen: Dieser Shawl, dieses Kleid, dieser Hut kommt von daher und kostet so und so viel. Solche Ausgänge werden vor'm Mittagessen, zwischen 11 und 1 Uhr, gemacht. Das gibt außerdem den Anlaß, zum erstenmal seinen Tagesputz zu zeigen, und wenn Eine den Vorzug hat, zwei vollständige Anzüge zu besitzen, so ist es ihr recht angenehm, einen nach dem andern zu zeigen.

Zwei Stunden nach dem Essen gehören der Siesta; wenn es verstattet wäre, einen Zipfel vom Schleier des ehelichen Lebens zu lüften, so würde ich sagen, daß in einem römischen Hauswesen die Stunde der Siesta dem intimsten Verkehr gewidmet ist.

Nun kommt die Stunde der Promenade. Alles ist vorbereitet, man erwartet nur den Wagen. Ist der Mann da, so holt der ihn; ist er nicht zu Hause, so gibt es immer dafür einen dienstbaren Geist, sei's der Cavalier in Function, oder der Sospirant, der mitunter zum Ersatz zugelassen wird, oder der Amoroso, welcher als überzählig fungirt. Dieses sind die Trabanten, welche unaufhörlich die Frau umkreisen, intime Freunde des Mannes, Gevattern der Kinder und Protectoren des Hauses. Man steigt zu Wagen, läßt den Mann, der dazu nicht nöthig ist, bei seinen Geschäften, und macht Staat mit seinem seidenen Kleid und seinem Hut, der mit Bändern, Federn, Spitzen ꝛc. geziert ist. Am Uebrigen liegt nicht viel, denn man sieht's nicht. So fährt man zur Villa Borghese, auf den Pincio, überall, wo man Leute zu treffen hofft, und endigt mit zwei Fahrten auf dem Corso zur Zeit des **Ave Maria.**

Zu Hause angelangt, hat man schon für eine neue Toilette zu sorgen. Man läßt den Hut, schmückt den Kopf nur mit flatternden Bändern, den Hals, die Arme, Hände und Brust mit Zierrathen, und läßt sich in eine Theaterloge tragen, wo man im Triumph der Eitelkeit vergißt, wie sehr man sich entblößt hat.

Wer von einer römischen Dame gut empfangen sein will, muß ihr vorerst sagen, daß sie schön ist. Sie weiß es, und nimmt diese Huldigung als gebührenden Tribut an; will man aber in ihre Gunst tiefer eindringen, muß man ihr über ihren Putz einige Complimente machen.

Dann gilt man als Mann von gutem Geschmack, als ein ächter Pariser.

Während der drei oder vier Stunden der Aufführung des Hauptstücks erregt dieses einigemal die Achtsamkeit der schönen Dame. Um ihren Kunstgeschmack zu zeigen, gibt sie sich Ausbrüchen des Enthusiasmus hin, und spendet dem Tenor und der Primadonna wärmste Beklatschung. Ein einziger entzückender Ton erregt im Saale langdauerndes Rufen und Stampfen; dasselbe wiederholt sich, wenn der Sänger erscheint und so viel Tact hat, die Sängerin an der Hand seinem Triumph zuzugesellen. Diese tritt vor auf den Vordergrund, und vollzieht eine unendliche Menge von Verbeugungen, während ihr Genosse mit ausdrucksvollster Pantomime — unfehlbar die Hand aufs Herz — ebenso oft dankt. Manchmal ist ein Beifallssturm von einem Regen von Sonnetten begleitet, welche auf rosa Glacé gedruckt und mit einer hübschen Vignette illustrirt, Tags darauf an den Straßenecken und in den Café's affichirt erscheinen.

Endlich wird's wieder ruhig, das Ab- und Zugehen in den Logen und die unterbrochenen Unterhaltungen beginnen von Neuem. Sie sind sehr gehaltlos; aber der Fremde muß, in Rom wie in ganz Italien, sich wohl hüten, in irgend eine Unterhaltung einzutreten; er darf niemals über Musik, Malerei, Sculptur, Architectur reden, wenn er sich nicht dazu verstehen kann, vollständig der Meinung Derer, mit welchen er spricht, sich anzuschließen. Wenn er irgend welche Unabhängigkeit in seinen Urtheilen zeigt, wird er sich nie mit den äußerst exclusiven Leuten

verständigen, welche nicht zugestehen, daß man außerhalb ihres Landes in der Kunst irgend etwas der Bewunderung werth finde. Höchstens wird es ihm gestattet, die Literatur Frankreichs, Englands ꝛc. zu erwähnen; setzt sich aber dann der Gefahr aus, als Pedant behandelt, und von den Frauen als ein unausstehliches mürrisches Individuum angesehen zu werden.

Aber das Schauspiel geht zu Ende: man ist an dem Wort felicitá angekommen, womit alle libretti schließen. Dasselbe wird zur Freude der Zuhörer noch hundertmal wiederholt, mit immer neuen Läufen von Verzierungen, bis der Vorhang fällt. Man läßt den Wagen vorfahren, kehrt nach Hause, wo Mann und Kinder mit einem höchst kargen Abendessen warten.

Dies ist das Tagewerk einer römischen Dame. Man hat gesehen, auf Arbeit wird fast keine Zeit verwendet. Näharbeiten versteht man nicht, weil sie für entehrend gelten. Nicht allein die nützliche Arbeit wird verachtet, sondern auch die unzähligen Arbeiten der Phantasie und des Luxus, welche in anderen Ländern das Leben der Frauen so viel beschäftigen, sind zu Rom völlig ungekannt. Niemals sieht man, daß vertraute Freundinnen etwa einen Abend bei einer Tasse Thee für eine Ausstattung oder ein barmherziges Werk beschäftigt zubringen und dabei immer mit geistvollem Wort an der Unterhaltung der Männer sich betheiligen. Zu Rom giebt's keine vertrauten Gesellschaften, und Besuche sind nur Sache der Ceremonie.

24. Soireen.

Ehemals gaben die römischen Fürsten sehr prachtvolle Festgesellschaften. Heutzutage zählt man in Rom nur sehr wenig fürstliche Häuser, die dem gewachsen wären. Die Päpste können auch nicht mehr so, wie sonst, Millionen an ihre Familie zur Vergeudung hingeben. So sind denn die luxuriösen Bälle und glänzenden Soupers, welche unlängst noch von einigen Fürsten gegeben wurden, auch verschwunden. Es giebt nur noch officiellen Empfang officieller Personen.

Die Bälle haben zu Rom nichts Eigenthümliches. Man tanzt in einem römischen Salon wie in allen Hauptstädten; man sieht da französische Toilette und Tänze, und hört französisch sprechen. Nur daß der Zug des Vergnügens leichter die Etikette bricht, und man sich dann freier bewegt. Denn die Liebe ist da stärker an Macht, absolut, tyrannisch; sie beseitigt oder zerstört alle Hindernisse.

Vertrauliche Abendgesellschaften giebt es nicht. Von Soireen kennt man zwei Arten, die man „Conversationen" nennt: die prima sera genannt wird, ist minder steif, als die secunda sera. Die erstere fängt bald nach der Promenade an und dauert bis zur dritten Stunde. Es erscheinen Frauen und Männer in bequemem Anzug; aber letztere schlüpfen bald weg in die Café's und überlassen jene der Beschäftigung mit Neuigkeiten und Kritik der

Toilette. Die zweite, welche spät beginnt und endigt, ist meist musikalisch. Man sieht da viele Frauen und Fräulein in gewähltem Putz, steif wie Puppen, stille sich beobachten und die Blicke umherwerfen oder mit dem Fächer spielen. Die Herren in besonderen Gruppen sprechen von der Mode, wie die Frauen, von der Oper, von Neuigkeiten. Man reicht keine Erfrischungen, als ein Glas Wasser. Nach langem Warten fordert die Dame des Hauses ein Fräulein zum Gesang auf. Sie wählt ein hübsches Mädchen mit etwas kühnem Blick, ausdrucksvollen Zügen und schönem Wuchs; aber man fühlt sich nicht bezaubert, wenn sie keck aufsteht und am Clavier sich schaukelt, die Arme hin- und herwirft, und in dramatischer Haltung eine Arie mit Zuversicht und aller Kraft der Lungen herausschmettert. Denn wer im Gesang Furore machen will, muß die Tour forciren, die Stimme herausschleudern, mit einem Wort, muß schreien. So will es der Geschmack des Tages, und wer es wagt daran zu rühren, gilt für einen Barbaren.

Auf die beklatschte Sängerin folgt ein Baryton, der die Fenster erzittern macht. Hernach kommt ein Tenor, an der Hand ein junges Mädchen mit offener Miene. Die zwei Liebhaber singen ein leidenschaftliches Duo mit viel Ausdruck, aber ohne Gefühl. So giebt's viele Frauen, Studium ersetzt die Begeisterung, Nachahmung die Leidenschaft, Manier die Empfindung. — Nach einer komischen Arie, von einem Baß mit großer Geläufigkeit vorgetragen, muß auf allgemeines Verlangen der Tenor eine Cavatine wiederholen, die er kürzlich in einer Kirche

sang. Denn Kirchenmusik, Theater- und Salonmusik ist in Rom ganz gleich, eine Hymne auf die Madonna und ein Liebeslied sind nur in Worten verschieden.

Das Programm ist erschöpft. Reichliches Klatschen. Man bereitet sich zum Weggehen.

Für die einfachste Soiree bedarf's desselben Putzes, wie für einen großen Ball. Dies vereinfacht die Garderobeausgaben. So giebt es auch keine Kleidung zwischen dem Putz und dem nachlässigen Anzug im Hause. Denn da trägt die Frau häufig nicht einmal ein Kleid; ein ordinaires Camisol von Trient genügt, oder ein unsauberer, indiscreter Ueberwurf. Sie klappert auf dem Boden mit Schlappen, aus Mannesstiefeln geschnitten, herabgefallene Strümpfe zeigen die Beine halbnackt; die Haare sind ungeordnet, das Weißzeug unsauber. Aber sowie die Frau ausgeht, steckt sie im Nu im Putz, der eifrig der Mode von Paris folgt.

Es giebt noch eine ganz besondere Art Soiree, die nur in Rom sich findet. An dem Tage, wo der Gesandte einer ausländischen Macht dem Papst seine Creditive in feierlicher Audienz überreicht, findet in den Salons der Gesandtschaft öffentlicher Empfang statt. Niemand wird eingeladen, weil Jeder das Recht dazu hat, und Jeder, der ein öffentliches Amt bekleidet, beeifert sich, davon Gebrauch zu machen. Die hohe Aristokratie fehlt nicht, und jeder Privatmann, der ein sauberes Kleid hat und das Bedürfniß fühlt, eine Person zu begrüßen, die er nicht kennt, ist ohne weiteres zugelassen; die Landsleute

und Fremde aus guter Gesellschaft werden mit ganz vorzüglicher Höflichkeit aufgenommen.

Dasselbe geht vor, wenn ein neuer Cardinal gemacht wird. Der Papst schickt ihm die rothe Mütze, aber den Hut hat er in Rom zu holen; er wird ihm mit einem lächerlichen Ceremoniell überreicht. Der Neuaufgenommene muß fabelhafte Summen auf Feste und Geschenke aller Art aufwenden, und bei einer pomphaften Empfangsfeierlichkeit bekommt das Volk auch seinen Theil. Hat der Cardinal einen Palast in Rom, so findet solche da statt; ist er fremd, in den Salons der Gesandtschaft seiner Nation. Zwei immense Gerüste sind beim Eingang des Palastes aufgeschlagen, und eine Stunde nach **Ave Maria** sind zwei formidable Orchester abwechselnd in Thätigkeit, um das römische Volk zu ergötzen. Lärmend drängt sich die Menge herum, die weithallende Musik zu hören und die Caroſſen zu sehen, worin Männer mit Orden und Bändern geziert und Frauen im Brillantenschmuck sitzen. Denn bei solchen Gelegenheiten zeigen die Damen der Aristokratie zu Rom ihren Schmuck von ererbten Diamanten. Manche Dame ist daran so reich, um Tausende von Familien damit reich machen zu können. Es giebt einen römischen Fürsten, der trägt an seinem Degenknopf einen Diamanten von 500,000 Scudi Werth. Die Etikette verlangt dabei von den Damen eine außerordentliche Entblößung, und sie opfern gern die Gesetze des Anstandes denen der Etikette.

---

25. Verehrung der Madonna.

Santa Maria Maggiore.

An der Stelle, wo zuvor ein Tempel der Juno Lucina stand, sieht man jetzt eine Kirche, die reichste der Christenheit, welche der unbefleckten Jungfrau Maria geweiht worden. Nicht Menschen, sondern sie selbst, wählte nach einer alten Legende diesen Platz. Wie dem auch sei, dieselbe hat nicht die heilige Würde eines christlichen Tempels, aber ohne Widerspruch ist es die eleganteste Kirche Roms, und vielleicht der ganzen katholischen Welt. Ein glänzender Hauptaltar mit einem neuerdings von Pio IX. errichteten Beichtstuhl, die hübschesten Capellen von der Welt, prachtvolle Gräber, Statuen, Basreliefs, Gemälde und Mosaiken von der Hand der besten Meister, vom kostbarsten Marmor und Porphyr, Altäre aus Lapis Lazuli mit feinen Steinen besetzt, goldene Altäre und Candelaber. Das Alles sieht man im reichsten Prunk in der Kirche der heiligen Maria Maggiore, wie sie heutzutage heißt.

Man denke sich nun diesen stattlichen Reichthum von Tausenden Kerzen erleuchtet, von den Lichtern der Lustres bestrahlt, die Säulen mit Draperien und Guirlanden bedeckt, die Zwischenräume mit glänzenden goldbebordeten Tapeten behangen; im Hintergrund denke man sich den Papst auf seinem Throne, umgeben von seinem ganzen Hofstaat und zahlreichem Gefolge von Cardinälen und

Prälaten in blendendem Goldglanz. Auf beiden Seiten des Chors sind Tribünen für die Damen, das diplomatische Corps, die hohen Beamten vom Civil- und Militairstand ꝛc. In der Mitte des großen Schiffes bilden die Nobelgarde, Schweizergarde und Palastgarde ein doppeltes Spalier. Der übrige Theil der Kirche ist in dichtem Gedräng erfüllt von einer compacten und bewegten Menge. Diesen Anblick bot noch kürzlich in der heiligen Weihnacht diese Basilika dar.

Die Versammlung, welche in der heiligen Woche den religiösen Ceremonien der Peterskirche beiwohnt, ist zerstreut, weltlich, unanständig; diese während der Mitternachtsmesse in der Santa Maria Maggiore ist voll Unschicklichkeit und Scandal. Man hört die profansten Gespräche, die ausgelassensten Reden; die Männer sind trunken von Wein, die Weiber von Liebe: es ist ein wahres Bacchanale an heiliger Stätte; die Buntheit der Costüme und Decorationen erinnert an Maskenbälle. Der gegenwärtige Papst war über dieses Unwesen so tief betroffen, daß er nicht ferner demselben beiwohnen wollte. Seit 1853 feiert er die heilige Nacht in der Sixtinischen Capelle des Vaticans.

Der immense Reichthum, welcher in der Kirche Santa Maria Maggiore in die Augen fällt, zeigt zur Genüge, daß die Verehrung der Madonna zu Rom mehr in Ansehen steht, als die Gottes selbst. In den Kaufläden, Werkstätten, Café's und Theatern, überall trifft man Madonnenbilder. Das geschieht allerdings nicht ganz freiwillig; auch die Polizei giebt ihren Impuls

dazu. Freiwillig aber werden in allen Straßen und fast an jeder Hausthür Bilder der Jungfrau aufgestellt, manchmal auch kleine Capellen errichtet. Kein Hausstand ist ohne Madonnenbilder, mit erbaulichen Inschriften, man sieht sie häufig an jeder Eingangsthür und zu Häupten jedes Familienbettes. Die Anwesenheit der keuschen Jungfrau ist nicht überflüssig, wo Scham und Sittlichkeit soviel zu leiden haben. Vor den Marienbildern wird eine stets brennende Lampe unterhalten, eine Ausgabe, welche der für die Lotterie noch vorgeht, weil man weiß, daß man ohne die Gunst der Madonna nicht gewinnen kann. Fällt man nun auch mit ihrer Gunst durch, so erkennt man eine geheimnißvolle höhere Macht an, die heißt **Jettatura.**

Die Menge, welche in der heiligen Woche den Ceremonien beiwohnt, besteht meist aus Fremden und Landvolk; die Römer haben für die Feier des Todes und der Auferstehung des Heilandes weniger Interesse. Umgekehrt ist es bei den Festen der Madonna. Als im Jahre 1854 der Papst sein neues Dogma von der unbefleckten Empfängniß proclamirte, verstanden Viele gar nicht, warum es sich handelte. Aber da es sich um eine besondere Ehre der heiligen Jungfrau handelte, war das Zuströmen in die Basilica so arg, wie vielleicht noch nie seit ihrer Gründung.

Die Verehrung der Madonna wird zu Rom vom ganzen Clerus gefördert; von den Jesuiten ganz besonders, deren Einfluß auf Alle und Alles sich erstreckt; endlich vom jetzigen Papst, dessen Hinneigung in dieser Hinsicht jedermann kennt.

Außer diesem Cultus existirt zu Rom die Religion nur auf den Lippen und in äußeren Handlungen. Man spricht viel von heiligen Dingen, hört bei jeder, auch der profansten Sache, viel heilige Worte; aber weder Herz noch Gefühl sind dabei. Es kann nicht fehlen, daß in der Religion Alles oberflächlich ist, da ihre Diener nur auf das Aeußerliche halten, und mit dem Schein der Frömmigkeit sich begnügen. Den Scandal vermeiden, den Beichtstuhl besuchen, die Fastenregeln beobachten — das sind Hauptsachen: in allem anderen ist man tolerant. Anderswo fordern die Geistlichen Befolgung der Gebote Gottes, zu Rom gehen die Gebote der Kirche Allem vor. Im Allgemeinen sind auch die Römer sehr pünktlich in Beobachtung der Religionsvorschriften, aus Gehorsam, Routine, Furcht. Mehr als das Gewissen, treibt die Strafe zum Beichtstuhl und dem Tische des Herrn. Die Autorität des Pfarrers ist eine weltliche Macht; und auch die öffentliche Meinung wirkt mit. Wenn der Name eines Menschen wegen Vernachlässigung des Beichtstuhles an der Kirchenthür affichirt wird, verliert der Geschäftsgehülfe seinen Platz, der Domestik seinen Dienst, der Geselle die Arbeit, der Kaufmann die Kunden, der Familienvater seine Autorität. Hinter all diesem steht noch das Gefängniß. Seine Eminenz der Generalvicar setzt ihm durch einen Gerichtsboten einen Termin zur Erfüllung seiner katholischen Pflicht. Hilft das nicht, so wird er wirklich in Haft geführt, und nicht daraus entlassen, bevor er das Sacrament genommen.

Ist das religiöses Gefühl, was durch Zwang geför-

dert wird, oder Heuchelei? Ist das der Geist der lebendig macht, oder der Buchstabe, welcher tödtet?

Doch ich muß hinzufügen, daß man selten zur Anwendung dieses Mittels schreitet, und niemals gegen Fremde; aber gedroht wird es doch den Römern. Soviel räumt man dem Zeitgeist schon ein. Die weltliche Gewalt ist verurtheilt. Warten wir noch kurze Zeit: ohne Revolution, ohne Gewaltübung wird sie unfehlbar der Macht der Dinge erliegen, auf daß die geistliche um so reiner wirke.

Die Römer haben sinnreiche Mittel ausgedacht, um sich den Forderungen des Clerus und den Drohungen des Gesetzes zu entziehen. Ohngerechnet die, welche keck ohne zu beichten zum Tische des Herrn gehen, kaufen sich Andere Communionscheine, womit ganz offen Handel getrieben wird in den Café's, an den Eingängen der Kirchen und bis in die Sacristei. Man kann leicht an seiner Stelle einen von den Bettlern schicken, welche an den Stufen des Vorhofs ihren Handel treiben; derselbe bringt für 2—3 Paul ein Zeugniß der Communion, welches jeder Beliebige verwenden kann, und solches wird dem Pfarrer, wenn er in den Häusern herumgeht, sie einzusammeln, zugestellt. Was die Sache noch erleichtert, ist, daß die in den Patriarchalkirchen ausgestellten Zeugnisse au porteur gefertigt sind, gültig für alle Pfarreien Roms.

Die große Menge der Beichtigen sieht diese Operation wie eine Wäsche an, und sie fangen, in der Ueberzeugung, daß die Vergangenheit ausgetilgt sei, tapfer von Neuem zu sündigen an. Manche fangen's dabei so an:

Wenn die Osterzeit zu Ende ist, stellen sich zwanzig, dreißig und mehr Personen auf einmal in der letzten Stunde dem Pfarrer zur Beichte. Der zankt zwar über die Verspätung, giebt ihnen dann eine väterliche Ermahnung, und fordert sie schließlich auf, zusammen einen Act der Zerknirschung vorzunehmen, was sie denn auch in aller Eile thun, und so bekommen sie dann Absolution. Man gehe während der zwei Osterwochen in eine Kirche, und kann sich überzeugen, wie rasch man bei den frommen Uebungen zu Werke geht; in drei Minuten ist es abgethan.

Dieses sind offen liegende, unbezweifelbare Thatsachen, welche täglich in der heiligen Stadt vorgehen. Es ist leider nur zu leicht, die strenge Wahrhaftigkeit der Angaben zu constatiren. Man sieht daraus, wie es um die Religion zu Rom steht: es sind leere Uebungen, anstatt gesunden Glaubens. In der That, der wirklich gläubige Leser muß betroffen sein; aber noch bitterer müßte er seine Enttäuschung empfinden, wenn er das innere Leben dieses so eminent katholischen Volkes etwas näher kennen lernte. Wie würde er erschrecken, wenn man die Maske von der heiligen Stadt zöge und ihm alle die Schäden einer entarteten verdorbenen Gesellschaft zeigte, wenn er die freche Verachtung der Sittlichkeit auf allen Stufen sähe, die Feilheit der Gewissen, die Unredlichkeit bei allen Geschäften, den Diebstahl tolerirt, den Mord geadelt, die Gesetze ein Phantom, die Macht ein Mittel der Ausbeutung, die Justiz ein Handel, die Staatsfinanzen geplündert, die Kirche ein Kramladen, die Angeberei ein

Handwerk. Wenn man den Schleier vom päpstlichen Rom zöge, sähe man Minister, die Aemter, Würden, Privilegien verkaufen, Beamten die Interessen der Regierung, Priester das Heiligste, Männer ihre Ehre und Frauen ihre Schönheit; man sähe die schmählichsten Laster im Innersten der Familie, ohne alle Schaam der Mutter, der Tochter, des Gatten, die Frau, Schwester, Tochter verhandelt!

Wahrlich, es ist unmöglich stille zu sein, wenn man die Heiligkeit Roms preisen hört. Nirgends in der Welt ist der heilige Glaube seltener: es ist der plumpeste Aberglaube, der herrscht, und die widerlichste Bigotterie an Stelle der erhabenen Christuslehre.

---

26. Spanischer Platz.

Propaganda.

Der spanische Platz ist lang, schmal, unregelmäßig, holperig, von sehr ordinairen Häusern umgeben, und dennoch von den Fremden, besonders den Engländern sehr gesucht. Daß es da um sehr hohe Preise schlecht meublirte, aber mit liebenswürdigen Bedienten versehene Miethwohnungen giebt, haben wir bereits bemerkt.

Dieser Platz ist ferner, wie seine ganze Umgebung der Mittelpunkt des Trödelhandels. Wenn der Fremde ein Liebhaber von solchen Kleinigkeiten ist, die man mit

der Benennung Kunstwerke beehrt, so findet er da zu seiner Lust eine Menge solcher Läden voll Gemälde und Alterthümer. Die Liebhaber von altem Kram entdecken da Schätze, die sie anderwärts um einige Pfennige kaufen können, bezahlen sie aber lieber hier sehr theuer, weil sie den Werth der Dinge nur nach dem Preis bemessen, welchen sie gekostet haben. Das wissen alle Trödler in Rom, die zugleich das verschlagenste und betrügerischste Volk sind. Man braucht in ihren Auslagen einen Gegenstand nur anzurühren, und er verwandelt sich augenblicklich in eine Kostbarkeit, wofür Preise gefordert werden, welche der Eigenliebe der Käufer gemäß sind. Das Merkwürdigste dabei ist, daß ein solcher Gegenstand nur so lange diesen Werth hat, als er in ihrem Laden ist. Außerhalb sinkt derselbe herab, und sucht er wieder den Weg hinein, gilt er nichts mehr.

Auf diesem Platz ist ein Monument, das Pio IX. errichten ließ und am 8. September 1857 einweihte. Dieser Papst, dessen Frömmigkeit durch eine ganz besondere Verehrung der Madonna ausgezeichnet ist, setzte den Ruhm seines Pontificats in die Verkündung des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß. Schmeichler redeten ihm den Gedanken ein, das Andenken an diese merkwürdige Begebenheit durch ein Monument zu verewigen. Man grub unter einem Haufen Schutt eine Säule von carraischem Marmor aus, die seit einigen Jahrhunderten auf einem kleinen Platz der Unbill der Witterung und der Vorübergehenden ausgesetzt war. Man putzte sie, wie es nöthig war, sauber, stellte sie auf ein unförmliches

Piedestal und setzte vier Statuen von Propheten dabei. Unzählige Subscriptionen wurden in der ganzen katholischen Welt in Umlauf gesetzt für die Kosten dieses Monuments, und man meinte eine Zeit lang, das Gold der Gläubigen habe den Weg in die ewige Stadt wieder gefunden. Beträchtliche Summen müssen daher geflossen sein, deren Betrag man nicht erfährt, weil die Congregationen, welchen ein Cardinal oder Prälat präsidirt, keiner Controle unterworfen sind, auch niemals öffentliche Rechenschaft gegeben wird. Wie dem auch sei, dieses Geld, oder ein Theil desselben, wurde auf eine höchst nüchterne Säule verwendet zu großer Befriedigung der Sträflinge, welche zu ihrer Aufrichtung verwendet, hernach mit der Freiheit begnadigt wurden. Ihre Namen auf das Piedestal zu setzen hat man vergessen.

Im Hintergrund des Platzes steht ein ungeheueres, häßliches Gebäude, das heißt Collegium der Propaganda.

Der Besucher Roms stößt häufig auf einen Trupp junger Leute in langen schwarzen Chorröcken mit rother Besäumung. Er bemerkt mit Staunen unter ihnen weiße, rothe, schwarze, braune, gelbe und kupferfarbige Gesichter. Das sind Zöglinge dieses Collegs, die aus allen Ländern, besonders den außereuropäischen, nach Rom geschickt werden, um in dieser Anstalt Alles zu lernen, was man wissen muß, um in alle Welt zu gehen, sich etwa in Stücke hauen zu lassen.

Gewiß, der Gedanke, junge Leute in allen Gegenständen der Religion zu unterweisen, um sie dann zur Verbreitung des katholischen Glaubens in die alte und

neue Welt hinauszuschicken, ist ein großartiger und fruchtbarer. Man kann den Eifer die Selbstverleugnung und Hingebung dieser Missionaire nur bewundern, die durch alle Hindernisse und Gefahren gehen, alle Entbehrungen und Beschwerden nicht scheuen, um unbekannten Brüdern die Lehren des Evangeliums zu predigen. So eine Propaganda mit friedlichen Mitteln und dem Beispiel eines reinen und strengen Wandels ist nur sehr achtungswerth; aber zur Bekehrung der Heiden Säbel und Kanonen, Scheiterhaufen und Hinrichtungen anzuwenden; den Leuten, welchen man völlig unbekannt ist, zu sagen: meine Religion ist die einzig wahre, Du mußt die Deinige aufgeben und meinen Gott verehren, oder das Leben lassen: solche Propaganda verwerflich zu finden ist gestattet.

Indessen, bei aller Bewunderung des Muthes und der Ausdauer der Apostel des Christenthums, kann man sich doch gewisser Gedanken nicht erwehren.

Wenn Indier, Chinesen, oder andere Heiden nach Rom kämen, und dort versuchen wollten, ihrer Religion Anhänger zu gewinnen, würde man ihnen gestatten, ihre Lehren auf öffentlichem Platze auszustreuen? Und in allen Ländern der Freiheit und religiösen Toleranz, würde da die Zuchtpolizei nicht einschreiten? Dasselbe aber bei anderen Nationen zu thun, machen sich die Zöglinge dieser Propaganda, wie unsere Missionaire, zum Beruf. Und man will übel nehmen, wo man sie nicht will frei gewähren lassen; man ist stets bereit Armeen auszuschicken, um die Predigt des Evangeliums durch das Argument gezogener Kanonen zu stützen!

Endlich darf man auch fragen, was jene Völkerschaften, die keinen Verkehr mit Europäern haben, noch haben wollen, durch die Bekanntschaft mit unserer Civilisation und unseren Sitten gewinnen können? und ob die Leute durch unseren Catechismus auch glücklicher werden?

Diese Fragen erlaube ich mir aufzustellen, ohne selbst sie zu beantworten. Die Zöglinge der Propaganda sind wohl im Stande, eine überzeugende Antwort zu geben.

Alljährlich am Tage der Erscheinung Christi geben diese Zöglinge öffentlich Proben, wobei jeder von ihnen in seiner Muttersprache ein selbstgefertigtes Pensum hersagt. Das Programm dieser Festlichkeit zählt mehr als sechzig verschiedene Sprachen und Dialecte auf. Wer die Geduld hat, diesen Kindern Babels bis zu Ende zuzuhören, kann dann ausrechnen, daß er nicht den dreihundertsten Theil der bekannten Sprachen gehört hat, zu geschweigen die, die man noch nicht kennt.

---

27. Die Capelle Sancta Sanctorum.

Die heilige Treppe. Wunderthätiges Christusbild.

Am östlichen Ende des St. Johannisplatzes ist ein von Pio IX. restaurirtes Gebäude, dem man einen frommen Besuch machen muß.

Man bemerkt in der Vorhalle zwei moderne Gruppen

von Marmor, welche Christus bei Pilatus und den Judaskuß darstellen. Ein dienstbeflissener Bruder hält dem Besucher mit Grazie seine Büchse dar, und je nachdem man hineinlegt, wird man mit Gefälligkeit bedient. Derselbe erzählt nun, daß von den fünf Treppen nebeneinander, welche alle zu derselben Capelle führen, die mittlere von Jerusalem hergebracht wurde, wo sie im Gerichtshause durch die Schritte unseres Heilands, als er zu Pilatus geschleppt wurde, geheiligt ward, und daß diese kostbare Reliquie ohne die darübergelegten Bretter längst von den Knien der Pilger abgenutzt wäre, denn es ist gebräuchlich, diese Stufen nur auf den Knien hinauf zu rutschen. Dann weist er auf eine Affiche an der Wand, worauf zu lesen steht: 1. Daß durch eine Bulle P. Leo's IV. aus dem Jahre 850 neun Jahre Ablaß für jede der 28 Stufen, welche die Gläubigen auf den Knien berutschen, gewährt sind. 2. Daß Pio VII. im Jahre 1817 erklärt hat, dieselben Indulgenzen seien auch auf die Seelen im Fegfeuer anwendbar. 3. Daß Pio IX. die Wohlthat dieses Ablasses für manche Tage im Jahre auch auf die anderen Treppen zur Seite ausgedehnt hat: Nun kann man durch ein einfaches Rechenexempel finden, daß man mit jedem Male, da man hinaufrutscht, für 252 Jahre Ablaß sich erwerben kann. Durch weitere Multiplication ergiebt sich, daß man durch hundertmalige Vornahme dieser Uebung 25,200 Jahre solcher Gnade gewinnt. Man erzählt von einem Greis der Nachbarschaft, der fast alle Tage seines Lebens die Stiege berutschte, und siebenzig Jahre alt ward. Nehmen wir nur an, er habe funfzig

Jahre nur 300 Mal die fromme Uebung gemacht, so sieht man, daß er 37,800,000 Jahre Ablaß mit in jene Welt hinüber nahm. O glückliche Stadt, wo man solche Schätze sich sammeln kann!

Oben am Ende der Treppe ist eine düstere Capelle, genannt Sancta Sanctorum, in welche man nicht eintritt, sondern nur durch ein Gitter hineinschaut. Man erzählt, Papst Leo III. habe darin vier große Kisten voll Reliquien von Heiligen zum Aufbewahren gegeben. Da ist auch ein Portrait des Heilandes, von St. Lucas entworfen und von Engeln fertig gemacht: Das sollte nun wohl nicht nur vollkommen ähnlich, sondern auch künstlerisch vollendet sein. In Wahrheit muß man sagen, daß das Bild häßlich und die Ausführung abscheulich ist.

Die Ueberlieferung berichtet von diesem Bilde wie folgt: Bis zum Jahre 726 ward es im Orient von frommen Gläubigen bewahrt. Als dazumal der Patriarch Germanus vor dem Kaiser Leo aus Constantinopel flüchten mußte, beschloß er aus Besorgniß vor den Bilderstürmern, es nach Rom zu schicken. Er meldete also an den Papst Gregor II. Tag und Stunde der Absendung, warf dann das Bild in's Meer, und Tags darauf langte es an die Tibermündung. Der Papst, durch einen Traum in Kenntniß gesetzt, befand sich bereits mit dem ganzen Clerus im Hafen von Ostia. Als er an's Ufer kam, richtete das Bild sich senkrecht auf und schlüpfte in seine Hände. Er begab sich mit der kostbaren Bürde nach Rom in die Peterskirche, legte es auf dem Grabe des Apostels nieder, und nun wirkte es unzählich viel Wunder. Später

kam es in die Capelle Sancta Sanctorum; woher es nur höchst selten geholt wurde, um eine große Calamität damit abzuwenden.

Die Capelle Sancta Sanctorum hat ihr kostbarstes Reliquium seit drei Jahrhunderten verloren, das bestand in einem Stückchen vom Körper unseres Heilandes. Dieses unschätzbare Kleinod verschwand zwar aus der Capelle, ist aber für die Welt nicht verloren. Ich will die Geschichte davon nach einem Document erzählen, dessen Aechtheit nicht zu bezweifeln ist, denn es kommt aus der päpstlichen Presse, versehen mit der Approbation des Vice-Regent's von Rom und des Präfecten des apostolischen Palastes.

Als das Jesuskindlein acht Tage nach seiner Geburt im Tempel beschnitten wurde, bewahrte seine gebenedeite Mutter das abgeschnittene Häutchen. Vor ihrer Himmelfahrt vertraute die heilige Jungfrau das köstliche Stücklein nebst einigen Tropfen ausgeträufelten Bluts der heiligen Maria Magdalena. In frommer Obhut ward es vor der Wuth der Christenverfolger geschützt und erbte sich fort von Generation zu Generation. Zur Zeit Karl's des Großen war seine Spur verschwunden, als Gott, um des Kaisers Frömmigkeit zu belohnen, einen Engel ausschickte, der suchte es auf und überreichte es dem Kaiser als Geschenk. Karl bewahrte die kostbare Reliquie erst in der Marienkirche zu Aachen, hernach im Kloster zu Carouge. Er ließ sie in ein goldenes Kreuz mit Edelsteinen geziert einfassen, und schenkte sie dem Papst Leo III., als er ihn im Jahre 800 zum Kaiser krönte. Dieser bewahrte sie

in der Capelle Sancta Sanctorum, wo sie bis zum Jahre 1527 blieb. Als dazumal Rom von den Truppen des Connetable von Bourbon geplündert wurde, gerieth das Kleinod in die Hand eines Soldaten: aber Gott wachte über das Stückchen vom Körper seines Sohnes. Der Soldat wurde in der Nähe von Rom gefangen und in dem Orte Calcata in eine Grotte eingesteckt. Er barg seinen Schatz im Stroh seines Lagers. Nach Rom zurückgebracht in's Hospital zum heiligen Geist, bekannte er einem Beichtvater, daß er einen heiligen Gegenstand gestohlen und an einem Ort versteckt habe, welcher der Familie Anguillara gehörte. Der Geistliche theilte es dem Papste Clemens VII. mit, der ließ nachsuchen, aber vergeblich, bis, nach zwanzig Jahren, der Pfarrer von Calcata die Reliquie entdeckte. Derselbe brachte sie auf's Schloß, wo er in einem Salon die Gräfinnen Lucrezia Orsini und Magdalena Strozzi nebst ihrem achtjährigen Töchterchen Clarissa, aus der Familie Anguillara beisammen traf.

Die edle Dame Magdalena öffnete das überbrachte Kästlein, und fand außer anderen sorgfältig eingewickelten Reliquien auf dem Grund ein Päckchen, worauf der Name Jesus stand. Die fromme Dame konnte aber durchaus nicht die Leinwand, womit es umhüllt war, loswickeln; das heißeste Gebet fruchtete nicht. Da gerieth die Dame Lucrezia auf den Gedanken, es sei die zu Lebzeiten ihres Mannes so sehr gesuchte Reliquie drinnen. Kaum hatte sie das gesprochen, so strömte das Päcklein einen lieblichen Wohlgeruch aus, der sofort im ganzen

Schlosse sich verbreitete. Die bestürzten Damen befragten den Pfarrer, und er rieth, es durch die jungfräulichen Hände der Fräulein Clarissa öffnen zu lassen. Das geschah nun ganz leicht, und sie nahm daraus einen dichten, rosigen, zusammengefalteten Gegenstand, welchen der Pfarrer gleich als den so eifrig gesuchten Schatz erkannte. Er wurde in ein Säcklein von weißer Seide gethan, und in dem Kästlein wieder eingeschlossen und in der Kirche von Calcata, Diöcese Civita Castellana aufbewahrt, wo er alljährlich am Feste der Beschneidung Christi der Verehrung und den Küssen der Gläubigen dargereicht wird.

Zur vollständigen Belehrung des Lesers füge ich bei, daß die nämliche Reliquie zu gleicher Zeit und mit demselben Grade von Aechtheit an verschiedenen anderen Orten existirt, nämlich: zu St. Jago di Compostella in Spanien; zu Antwerpen in Belgien; zu Compiegne in der Abtei der heiligen Cornelia; zu Notre-Dame de la Colombe in der Diöcese von Chartres; in der Cathedrale zu Pay en Velay, und wahrscheinlich noch an einigen anderen Orten.

---

28. Forum des Trajanus.

Das Forum Trajanus, das späteste von allen des alten Rom, übertraf alle an Größe und Pracht. Errichtet zu einer Zeit, da das römische Reich auf dem Gipfel seiner

Macht stand und die schönen Künste in ihrer höchsten Blüthe, umfaßte es eine Fläche von dreitausend fünfhundert Quadratmetres, und dieser Raum war mit Monumenten vom reinsten Geschmack bedeckt, in Bronze, Marmor, Porphyr; Statuen, Basreliefs, Colonnaden ꝛc. Alles dies ist eine Beute der Barbaren geworden: Alles wurde umgestürzt, verstümmelt, zerstört, und nachdem der Brand das Werk der Verheerung vollendet hatte, wurde es unter Bergen von Schutt begraben.

Ein einziger Gegenstand ist der Zerstörungswuth der Sieger entronnen, die bewunderuswerthe, weltbekannte Säule des Trajanus, die stehen geblieben, stolz, als wolle sie der Welt zeigen, zu welcher Höhe des Künstler's Genie sich erheben kann. Auf viereckigem Piedestal, das mit schönen Trophäen geschmückt ist, ragt sie empor, in dorischem Styl mit einem Capital aus einem einzigen Block, oben darauf des Kaisers Statue aus vergoldeter Bronze, in der Hand eine Kugel, worin die Asche des Helden eingeschlossen war. Diese ist durch eine Statue des heiligen Petrus ersetzt worden, der sich bei Lebzeiten nicht träumen ließ, daß man ihm einmal Monumente errichten werde. Diese Aenderung fällt einem Papste zur Last, der große Dinge gethan hat, dem berühmten Sixtus V.

Die Säule ist der Länge nach von einem ungeheueren Basrelief spiralförmig umwunden, und zwar in dreiundzwanzig Windungen, mit Darstellungen aus den beiden Feldzügen des Kaisers gegen die Darier. Man zählt darauf 2500 Figuren, ungerechnet die Elephanten, Kriegs-

maschinen, Lagerungen, Flußübergänge, kurz aller Episoden eines Kriegszuges in ferues Land.

Die prachtvolle Arbeit ist von einer Vollendung, welche die strengste Prüfung besteht. Sie kann den Sculpturen des Panthenon an die Seite gesetzt werden, und bietet außerdem ein großes historisches Interesse dar, denn die alten Römer konnten uns kein getreueres Bild ihrer selbst, und ihrer Art, Krieg zu führen, hinterlassen.

Alle diese Monumente des Ruhms und der Macht eines erobenden Volkes sind bis auf unscheinbare Spuren verschwunden; aber am Firmament ist nicht ein einziger Stern aus seiner Ordnung gewichen, und die Natur ist stets gleich jung und frisch, in ewiger Fülle, und die Quellen und Flüsse strömen unabläßig, und das Meer ist von den Schranken umschlossen, welche der Ewige ihm gezogen hat, und die Erde ist stets ebenso fruchtbar und edel ergiebig. Der Mensch überhebt sich in seinem Stolz in Bewunderung seiner selbst und seiner Werke; und doch, was wollen seine Werke bedeuten gegenüber der Schöpfung. Eine Milbe, ein Grashalm giebt Zeugniß von einer Macht und Weisheit, welche er nicht begreift; aber sein Herz versteht sie doch. Die Erkenntniß seiner und seines Willens hat er jedem seiner Geschöpfe tief ins Herz gesenkt, das religiöse Gefühl. Gleichviel, welche Form es für seinen Ausdruck hat, es existirt, und nicht ein einziges vernünftige Wesen ist desselben beraubt.

29. St. Peter in Ketten.

Die erste vom Apostel Petrus gegründete Kirche in Rom, auf dem esquilinischen Hügel, ging beim Neronischen Brand zu Grunde, und wurde von der Kaiserin Eudoxia, Gemahlin Valentians III. unter dem Namen St. Peters in Ketten wieder aufgeführt.

Sie hatte von ihrer Mutter die Kette erhalten, womit Petrus zu Jerusalem im Kerker gefesselt war. Als Papst Leo der Große diese Kette überkam, verglich er sie mit derjenigen, womit der Apostel im Mamertinischen Gefängniß gefesselt war; die beiden Enden paßten aufeinander, wurden zusammengeschweißt, so daß sie nun eine Kette bilden.

Ein von so hohen Personen verbürgtes Wunder zu bezweifeln, wäre Vermessenheit. Doch sei es gestattet, eine Bemerkung dabei zu wagen. Unnützliche Wunder passiren tagtäglich, aber nützliche sind sehr selten. Ehemals machte man Blinde sehend, heilte Besessene, Epileptische: das waren nützliche Wunder. Aber die Wunden eines Crucifixes bluten machen, die Augen eines Madonnenbildes sich bewegen lassen — wie man's heut zu Tage thut — das sind gewiß schwierige Dinge, aber man fragt auch nach dem Nutzen solcher Wunder.

Wie dem auch sei, die Ketten waren gut zusammengeschweißt, und zu ihrer Bewahrung wurde eine Kirche erbaut. Auch diese ging zu Grunde, aber die Kette wurde

erhalten. Es wurde eine neue Kirche erbaut, die gehört zu den schönsten Roms, mit zweiundzwanzig cannelirten Säulen aus pariſchem Marmor, die man von den Thermen des Titus nahm. Dieſe Kirche ſoll merkwürdige Gemälde beſitzen; ich weiß nichts davon. Die Betrachtung eines Meiſterwerks von Michel-Angelo hat mich jedesmal ſo gefeſſelt, daß ich für etwas anderes nicht mehr empfänglich war.

Da iſt die bewunderswerthe Statue des Moſes! welche Majeſtät in der Haltung! welcher Stolz, welche Verachtung in dieſem Blick. Er kommt vom Sinai herab, wo er vor Jehovah's Angeſicht war, trägt die Geſetzestafeln, im Begriff das goldene Kalb zu vernichten. Alle erhabenen Gefühle des Feldherrn, Geſetzgebers, Propheten ſind in ſeiner Haltung, ſeiner Bewegung, ſeinen Zügen ausgedrückt. Gedanken, Begeiſterung, Zorn ſprechen ſich aus, Genie, Kraft, Macht in jedem Zug. Wie iſt er des göttlichen Schutzes ſicher, wie unerſchütterlich ſeine Autorität gegenüber dem empörten Volk! O göttlicher Künſtler, wie biſt Du ein Muſter an Erhabenheit für Alle!

Dieſe Statue ſollte das Grabmal Papſt Julius II. ſchmücken, deſſen Platz er ſelbſt in der Peterskirche beſtimmt hatte; aber Paul III. verfügte anders. Julius II. wurde in der Peterskirche beigeſetzt; das Monument unvollendet nach St. Peter in Ketten gebracht, wo es nun zu ſehen iſt.

In einer engen, armſeligen Sacriſtei ſteht ein mit Eiſen vergitterter Schrank, deſſen Schlüſſel der Papſt

selber aufhebt. Darin befindet sich die Wunderkette, welche an bestimmten Tagen auf dem Hauptaltar der Kirche öffentlich gezeigt wird.

Nächst der Sacristei ist ein kleines Gemach, das ein Maleratelier zu sein scheint. Man sieht darin beständig einige Personen beschäftigt, einen Kopf zu copiren, der da auf einer Staffelei aufgestellt ist. Er wird dem Guido Reni zugeschrieben, und soll die Hoffnung darstellen. Er dient hier als Studie für alle mittelmäßigen Köpfe, für die eine Copie dieses Bildes einem Meisterstück gleich geachtet wird, um als Künstler zu gelten. So kann man denn in Rom keinen Schritt thun, ohne auf einen solchen, mehr oder minder verpfuschten verhängten Kopf zu stoßen; und Meister Guido fällt damit einer allzugroßen Popularität zum Opfer. Das Bild ist stets verkäuflich, und es ist in allen Läden ein couranter Artikel, der zu Hunderten, in allen Größen, um alle Preise, in Oel, Pastel, Wasserfarben, auf Leinwand, Holz, Kupfer, Elfenbein ꝛc. fabricirt und reproducirt wird. Die Fremden schließen aus dieser Verbreitung, es müsse etwas recht Schönes sein, und verführen ihn in alle Theile der Welt. Ganz besonders sind die Amerikaner darauf versessen, die, außer auf Reisen in Europa, keine Gemälde zu sehen bekommen.

Die Reise eines Dummkopfs nach Rom wäre unvollständig, wenn er nicht eine Beatrice und einer Speranza heim brächte. Dazu fügt er gewöhnlich noch eine Sibylla nach Domeniquino und die Copie einer Madonna von Carlo Dolci oder Sasso-Ferrato. Ferner

eine Sammlung gemalter Trachten aus der Umgegend, einige abscheuliche Transparente, welche die Beleuchtung der Kuppel von St. Peter, das Feuerwerk des Pincio, die Moccoletti und das Colosseum im Mondschein darstellen. Dies bildet die Grundlage einer Galerie, welche aus den übrigen Städten Italiens gleichermaßen vollendet wird. Zu Neapel kauft er eine angebliche Landschaft von Salvator Rosa und eine Copie der mystischen Heirath der heiligen Katharina, die sich in dem sogenannten Saal der Meisterwerke des Museums befindet, welches kein einziges Meisterwerk besitzt, sodann einige von den abscheulichen Bildern vom Ausbruch des Vesuvs und einer Ansicht des Golfs. Zu Florenz findet er bei den geschickten Fabrikanten, die in der öffentlichen Galerie reihenweis stehen, Copien von der Fornarina Raphaels und einer Venus Titians, dazu illuminirte Ansichten des herzoglichen Palastes, des Porte Vecchio und die famose Luminara de Pisa. Zu Bologna trifft er überall Nachahmungen Annibal Carrachio's und Guido Reni's. So wimmeln auch Venedig, Mailand, Genua, Turin von unächten Meisterwerken; noch mehr die kleineren Städte. Solch eine Sammlung genügt ihm noch nicht, er muß ein Museum von Antiquitäten haben. Ein Trödler verkauft ihm falsche Medaillen und römische Lampen, falsche Bronze und Gläser aus Pompeji, etruskische Kleinode, falsche Fayence und Email. Er hängt ihm ferner einige verrostete Stücke einer Rüstung, die Franz I. in der Schlacht bei Pavia soll getragen haben, alterthümliche Spitzen aus Venedig, Spanien, Alençon, Mecheln auf;

dann eine große Sammlung von Marmor, Porphyr oder Achat mit Etiketten darauf; endlich Originalzeichnungen großer Meister, alte Kupferstiche und musicalische Instrumente ꝛc. ꝛc.

Diese Schätze finden sich alle bei Hilbrat, via Tor di Nona, 96. Unser Mann reibt sich die Hände über den guten Kauf, und ist bei sich schon sicher, zum Abgeordneten gewählt, wohl gar Minister zu werden. Wie sich der Mensch verrechnet! denkt wohl Mancher, aber man kann bald sehen, daß er nicht schlecht rechnet.

Wenn, nach gehörigem Tribut an die Commissionaire zu Marseille, die Kisten ankommen, wird ein großer Salon für die Schätze hergerichtet, dann werden die Liebhaber des Ortes zur Ausstellung eingeladen. Der Professor der Zeichnenkunst am Gymnasium, der als besonderer Kenner gilt, prüft die Gemälde genau, und erklärt sie auf Gewissen alle für authentische Originale; besonders macht er auf einen ächten Francia aufmerksam, der selbst im Louvre mangelt. Dann kommt ein correspondirendes Mitglied der antiquarischen Gesellschaft, setzt seine Brille auf und mustert schweigend Alles. Der würdige Mann zeigt sich erst ein wenig eifersüchtig, dann erfaßt er die Hände seines Freundes und ruft mit Begeisterung: Ich gratulire, mein Theuerer, man könnte keine bessere Auswahl finden.

Solchen Zeugnissen stimmen alle Besucher eifrig bestätigend bei, und der Besitzer solcher Meisterwerke wird allgemein nicht nur für einen ausgezeichneten Kunstliebhaber, sondern auch für einen trefflichen Kenner gehalten.

Daß im Jahre 1837 M. Fabre der Stadt Montpellier ein Museum zum Geschenk machte, hat alle Municipalitäten Frankreichs in Aufregung gebracht. Der Stadtrath des fraglichen Ortes, in Hoffnung, daß sein berühmter Mitbürger dem noblen Beispiel folgen werde, nimmt ihn bei erster Vacanz in seinen Schooß auf. Nicht lange dauert's, so gelangt er auch in den Generalrath, und unfehlbar wird er auch zum Abgeordneten gewählt.

So weiß ein gescheiter Dummkopf aus einer Reise nach Rom und Italien Nutzen zu ziehen.

---

30. Pantheon.

Das Pantheon ist eins der schönsten Monumente des alten Rom, und eins der vollkommensten Muster der Architectur, das wir aus dem Alterthum haben. Weder die Stürme der Zeit noch der Barbaren, Brand, Ueberschwemmung und Erdbeben, nichts hat das majestätische Gebäude erschüttern können. Man hat es seiner Marmor, Bronzen und Statuen beraubt, mit lächerlichen Thürmen besetzt, die Päpste haben wetteifernd an seiner Zerstörung gearbeitet: all diese Unbill hat es bestanden, arm aber erhaben, ein staunenswerthes Kunstwerk.

Seine Erbauung hat das römische Volk nichts gekostet, weder Gold, noch Blut, noch Schweiß. Ein Mann aus plebejischer Familie, durch Talent und Verdienste zu den ersten Stellen der Republik emporgekommen, hatte unermeßliche Reichthümer gewonnen, nicht durch Erpressungen, sondern als Anerkennung seiner Verdienste. Dieser Mann, Marcus Agrippa, Feldherr, Freund, Minister und Eidam des Augustus, der in der Schlacht bei Actium die Flotte commandirte, ließ diesen Tempel erbauen, um ihn seinem Wohlthäter zu widmen. Da dieser die Gabe ablehnte, wurde er allen Göttern geweiht, und Pantheon benannt.

Der Boden, worauf er steht, war eben und geplattet, und sieben Stufen führten zum Säuleneingang. Jetzt muß man ziemlich tief hinabsteigen, und seine Seiten sind durch elende Baracken entstellt. Der jetzige Papst hatte zum Minister der öffentlichen Arbeiten einen einsichtsvollen Mann, Jacobini, der zufällig Laie war: der fing an die entstellenden Gemäuer zu entfernen. Er starb, und sein Nachfolger, ein Priester, ließ die unvollendete Arbeit ruhen. Es ist heutiges Tags, so zu sagen, nur noch das Skelett des Gebäudes vorhanden. Die Kostbarkeiten, mit denen es ausgeschmückt und bekleidet war, sind nicht allein von den Barbaren geplündert worden; auch Päpste haben am eifrigsten an seiner Beraubung mitgewirkt. Urban VIII., aus der Familie Barberini ließ alle Bronze von der Kuppel und dem Porticus abnehmen, und verwendete die so gewonnenen 450,000 Pfd. zu 100 Kanonen für die Engelsburg und

den Baldachin über dem Hauptaltar der Peterskirche. Eine Inschrift bestätigt es worauf zu lesen, daß „das unnütze Zierwerk zu nützlichem Geräthe für die öffentliche Sicherheit" umgewandelt worden. Die Römer aber urtheilten: Quod non fecerunt barbari, fecere Barberini.

Die in demselben eingerichtete Kirche wird am besten mit Schweigen übergangen: alles nimmt sich armselig aus unter der erhabenen Kuppel. Aber mitten unter diesem Flitterwerk befindet sich ein großer Schatz, wohin alle Künstler pilgern, das Grabmahl Raphaels. Man erwarte jedoch nicht ein dieses großen Mannes würdiges Mausoleum. Die einfachsten Gräber sind die beredsten: für einen so großen Namen reicht ein Stein und eine Inschrift hin. Wer ohne Rührung demselben naht, ist eine profane Seele, die an die Stätte der Weihe nicht gehört; wer aber mit dem Sinn für Kunst Begeisterung für das Erhabene verbindet, beugt sich vor dem Namen, der auf den Stein geschrieben ist, und er huldigt dem großen Meister in der Erinnerung, daß religiöses Gefühl ihm die edelsten Ideen eingab.

Will man aber dieses Denkmal besuchen, so frage man nicht nach dem Pantheon, noch nach der Marienkirche ad Martyres: Das Volk kennt nur den Namen Rotonda.

31. Platz Rotonda.

Straßenprediger. Bessana. Cicciada.

Der Platz Rotonda dient den Arbeitern ohne Arbeit als Rendezvous; es ist eine Art Sclavenmarkt, wo man Hände für grobe Arbeiten zu miethen findet. Außerdem sieht man hier Vogelverkäufer, Bänkelsänger, Fußheilkünstler, Zahnausreißer, endlich Straßenprediger, die ihre Rednerbühne neben ihrer Werkstatt aufrichten.

Die heiligen Straßenredner führen eine sehr wenig poetische Sprache, damit ihr Publikum sie verstehe, das zumeist aus Bummlern und Dieben besteht. Der Erfolg des Redners hängt von den Verzerrungen seiner Gebehrden und dem Schreien seiner Stimme ab. Schwingt er mit Heftigkeit das hölzerne Kreuz in der Hand, schleudert er gräßliche Flüche gegen die Gottlosen, und verschwendet Drohungen der ewigen Verdammniß, macht er eine technische erschreckliche Schilderung von der Hölle, so ist sein Triumph vollständig. Predigte er Sittlichkeit, Barmherzigkeit, Nächstenliebe, so würde man ihn nicht anhören. Das Volk will nun einmal durch Schrecken im Zaum gehalten werden. Die Massen bedürfen einen strafenden, eifrigen, schrecklichen Gott, den Gott des Moses, nicht den wie Christus ihnen kennen lehrte; und der Prediger, der sich wie ein Besessener gebehrdet, bedient das Publikum nach seinem Geschmack. So unterhält man den Fanatismus des römischen Volks; zarte, fromme Seelen, welche

die Worte des Evangeliums hören möchten, haben hier nichts zu suchen. Da die Straßenprediger nicht von den Freuden des Paradieses, das sie nicht gesehen, eine anziehende Schilderung machen können, so geben sie ein erschreckliches Gemälde von den Peinigungen der Hölle, welche sie eben so wenig kennen. Nicht die Aussicht auf ewige Seligkeit, sondern der Schrecken vor ewigen Strafen ist es, was die Menge auf den Weg des Heils treibt. Ohne Gefängniß und Guillotine im Hintergrunde kann die Gerechtigkeit unter Menschen nicht gehandhabt werden.

Nicht weit von dem Platz Rotonda ist ein Markt für unappetitliche Gegenstände, geschlachtetes Vieh und Geflügel. Es gibt für solche Dinge in Rom keine abgesonderte, geschlossene und bedeckte Marktplätze; mitten auf öffentlicher Straße, und einer sehr gangbaren, beleidigt man mit so widerlichen Gegenständen Augen und Nasen der Vorübergehenden, zumal da bei dieser permanenten Ausstellung sich wenig Sorge für Reinlichkeit kund gibt.

Am Ende dieses Marktes ist ein Platz, genannt St. Eustachius, wo zu gewisser Zeit ein merkwürdiges Schauspiel zu sehen ist. Es ist zu Rom gebräuchlich, am heil. Dreikönigsfeste seinen Freunden kleine Geschenke zu machen. In der vorhergehenden Nacht bringt eine gütige Fee, genannt Befana, den gesitteten Kindern Bonbons und Spielzeug. Auf dem Platz Eustachius ist nun der Markt für solche Gegenstände, Nürnberger Waaren, Pfeiffen, Puppen, Hanselmännchen, auch allerhand mannständige Figuren. An den Tagen zunächst vor Befana zeigt sich

das römische Volk ganz als Kind. Zumal am Vorabend des glücklichen Tages ist dieses enge, schmutzige, übelriechende Quartier dicht gedrängt voll Käufer, Neugierige und Spitzbuben, was aber Frauen und Fräulein, die etwas zu verlieren haben, nicht abhält, sich hinein zu wagen. Es ist auch ein unterhaltender Anblick, diese lustige Menge, wie sie sich Kindereien hingibt. Bärtige Männer trommeln, emancipirte Frauen blasen Trompete, kleine Mädchen spielen Mama ꝛc., und das Alles mit betäubendem Geschrei durcheinander. Nach dem Einkaufen zerstreut sich die lärmende Menge nach allen vier Winden, und die Stadt hat nicht das Aussehen einer heiligen, sie ist ganz heidnisch, von lärmenden Saturnalien erfüllt und erregt. Die Nacht legt man sich gar nicht schlafen, und wem die Lust dazu beikommt, könnte es nicht vor lauter Lärmen, der von keiner Polizei gehemmt wird. Gensdarmen und Sbirren haben so viel Verstand zu begreifen, daß ein Volk, das sich so belustigt, nicht conspirirt, und daß der Vulkan nach dem unschädlichen Ausbruch von selbst wieder ruhig wird.

Was ist das aber für ein entsetzliches Geschrei, das die Festfreude stört? — Die Menge stürzt zu der nahen Herberge Palombella, und die Gensdarmen und Soldaten laufen herbei. Da trägt man Todte und Verwundete mit Blut bedeckt! Ich ahne schon, was es ist. In dieser Herberge kehren die Vetturiner und andere Leute aus Viterbo ein. Da hat es wohl eine schauderhafte Scene gegeben, die man Cicciada nennt.

Dieses Wort findet sich in keinem Lexicon; man

könnte es übersetzen „Metzelei". Es geschieht manchmal unter Freunden, die in einer Osteria beim Trinken erhitzt zusammensitzen, daß einer eine Cicciada vorschlägt. Dann machen sich die, welche nicht Theil nehmen wollen, eilig fort und benachrichtigen den Wirth, der Alles aufbietet, es zu hindern. Aber der wird zur Thür hinausgeworfen und man verbarrikadirt sich drinnen, daß man nicht von Gensdarmen gestört werde.

Man kommt erst über die Dauer der Cicciada überein: Gewöhnlich bestimmt man den ersten Glockenton, den man von der nächsten Kirche hören wird, daß er dem Schlachten ein Ziel setze. Dann betet man zur Madonna, gibt ein Signal, die Lampe wird ausgelöscht, jeder faßt seinen vertrauten Genossen, den Dolch, und man stürzt sich im Dunkel über einander her, sich zu stechen. Es ist eine gräßliche Geschichte, dies Handgemenge wüthender Menschen, die ohne allen Grund, ohne Haß, aus bloßer Herzenslust sich auf den Tod anfallen, um sich eine Gemüthsbewegung zu machen, die Hand zu üben. Eine erschreckliche Stille herrscht in dem Dunkel, man hört weder Geschrei, noch Klagen, noch Seufzen; nur zuweilen ein ersticktes Röcheln, ein Klirren von Klingen, die auf einander treffen und Funken sprühen. Das barbarische Spiel hat seine Regeln, von denen man nicht abgehen darf. Es ist untersagt zu reden, weil kein Verlangen nach Rache stattfinden soll, und weil man den gestochenen Freund nicht erkennen soll. Die Stiche sollen nach dem Unterleib gehen und nicht ins Gesicht. Wenn die Klinge bis zum Heft eingedrungen ist, soll man sie zurückziehen,

ohne sie in der Wunde umzukehren oder einen Schnitt zu machen. Endlich darf man Keinen stechen, der am Boden liegt. So kann jeder, der nicht mehr mitspielen will, sich in einem Winkel auf den Boden strecken.

Diese Belustigung ist zu Viterbo sehr gewöhnlich. Während die Anderen sich mit Kindereien belustigten, kam diesen in Sinn, ein ernstliches Spiel zu treiben. Und solche Scenen erregen bei dem rohen Volke nicht das mindeste Erzürnen.

---

32. Die Engelsburg.

Die Engelsburg ist das ehemalige Mausoleum des Kaisers Hadrianus. Von einem kleinen Platz aus führt zu derselben eine Brücke, welche mehrmals restaurirt worden ist, zum letztenmale auf die geschmackloseste Weise durch den bekannten Bernini. Er stellte auf einem schwerfälligen Geländer zwölf colossale Engelsstatuen in excentrischen Stellungen auf, die scheinen einen Menuet zu tanzen. Doch finden auch diese ihre zahllosen Bewunderer.

Das Mausoleum Hadrians war ebensowohl durch Eleganz, wie Solidität ausgezeichnet. Der kunstliebende Kaiser wollte an Pracht Alles überbieten, was er in Griechenland, Aegypten und Asien gesehen. Und da es ihm an Mitteln nicht fehlte, gab er seinem Hang zum Luxus volle Befriedigung.

Dieser Riesenbau ist von cirkelrunder Gestalt auf viereckiger Unterlage. Von der Brücke aus konnte man auf einer geneigten Fläche zu Pferd auf die erste Plattform gelangen. Auf der Spitze war ein colossaler Fichtenapfel von vergoldeter Bronze, der jetzt im inneren Garten des Vatican zu sehen ist. An dessen Stelle kam eine Statue des Erzengels Michael. Als im Jahre 595 der Papst Gregor mit einer Procession durch die Straßen Roms das Kriegeselend zu beschwören suchte, und vor dem Mausoleum vorüber kam, hörte er eine Stimme, die verkündete, der Zorn Gottes sei nun gestillt, und zugleich sah er die Gestalt des Erzengels, der sein Schwert in die Scheide steckte. Dieses Ereigniß ist durch die Statue verewigt. So wurde das Mausoleum zur Engelsburg.

Zur Festung wurde es bereits im Jahre 547 benutzt als Belisar im Kampfe mit den Gothen unter Totilas, welche Rom einnahmen, sich darin verschanzte; wobei, wie man erzählt, Tausende von Statuen auf die Belagerer herabgeschleudert wurden. Als die Päpste Herren von Rom wurden, erkannten sie den Vortheil, diesen Riesenbau zu einer Citadelle zu benutzen. Nun setzte man einen Mauerkranz mit Schießscharten auf, umgab ihn mit Gräben und Bollwerken; später verband man ihn durch einen geheimen Gang mit dem Vatican, endlich besetzte man ihn mit Kanonen, die aus der von Papst Urban VIII. dem Pantheon entnommenen Bronze gegossen wurden. Nun ließ man den päpstlichen Schatz darin aufbewahren, sowie die politischen Papiere und Gefangenen; unzu-

gängliche Gefängnißzellen wurden in großer Menge hergerichtet.

Als die Franzosen im Jahre 1849 die Engelsburg besetzten, waren diese Zellen gefüllt. Sie ließen Viele entwischen nach Civita-Vecchia, wo man ihnen weiter half.

Die Fremden erhalten leicht ein Billet zum Besuch der Veste, und man erhält dazu einen Begleiter. Man zeigt verschiedene traurige Merkwürdigkeiten, auch einen eisernen Ring, an welchen Pio IV. den Cardinal Caraffa aufhängen ließ. Seitdem dies einem Cardinal geschehen durfte, hat das Volk ein andermal es selbst gethan, z. B. den Cardinal Großinquisitor Torlonia. Das geschah aber bei hellem Tage auf dem Corso.

---

33. Johanneskirche zum Lateranus.

Diese Kirche ist an Würde die erste der ganzen Christenheit, gemäß der Inschrift auf der Façade: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. Sowie ein Papst vom Stuhle Petri Besitz nimmt, wird er Bischof dieser Kirche, Primas Italiens und Patriarch des Occidents.

Dieselbe steht auf einem Platz, worauf ursprünglich ein Palast mit Gärten umgeben stand, der einem gewissen Lateranus gehörte. Dieser wurde einer Verschwörung wegen vom Kaiser Nero hingerichtet; der confiscirte

Palast gehörte zum kaiserlichen Gut und wurde vom Kaiser Constantin dem Papste Sylvester geschenkt, der eine Kirche darauf baute, welche im zwölften Jahrhundert Johannes dem Täufer und dem Evangelisten Johannes geweiht wurde. Seitdem hat sie den jetzigen Namen.

Das Innere der Kirche entspricht keineswegs der obgedachten Inschrift. Schwerfällige niedrige Pfeiler haben die antiken Säulen ersetzt, die Decke ist niedrig, geschmacklose Statuen stehen in den Nischen; ein gothisches Tabernakel entspricht dem übrigen Baustyl. In diesem Tabernakel bewahrt man Stücke von den Schädeln St. Peter's und St. Paul's, die in Köpfe von Gold auf Büsten von Silber mit goldenen Händen gefaßt sind. Will man diese sammt anderen Reliquien schauen, so zieht man an einer Schnur, Vorhänge öffnen sich, und man sieht die Gegenstände hinter einem Gitter.

Der päpstliche Altar, sehr einfach, bedeckt einen anderen, der dem St. Peter und seinen ersten Nachfolgern bis zu Sylvester diente. Dieser muß noch weit einfacher sein, denn damals dachte man beim Gottesdienst noch nicht an Pracht und Pomp: ein Tisch und ein Kreuz von Holz genügte, und Blumen des Feldes dienten zum Schmuck; die Gemeinde war darum nicht minder gläubig, die Priester nicht minder erleuchtet, die Gebete nicht minder inbrünstig: aus dem Grund des Herzens drangen sie ohne Prunk und Glanz zu der Quelle alles Guten im Himmel, und wurden vielleicht noch leichter erhört, und die Menschen waren dabei glücklicher.

Man hat für nützlich erachtet, dies alles zu ändern.

Reichthum trat an Stelle der Einfachheit: Altäre und Tabernakel von Gold, Kleidung, Kelche, Candelaber von Gold; die Kirchen wurden zu Museen, die heiligen Ceremonien zu Schaustücken so daß man aus Neugierde und Koketterie hinläuft, nicht aus Frömmigkeit des Gemüthes, und ist dann zerstreut und flatterhaft anstatt in sich gekehrt und gesammelt. Ich weiß nicht, was die Religion bei dieser Aenderung gewonnen hat; was sie dabei eingebüßt hat, liegt klar vor Augen.

Der Platz vor der Kirche ist gewöhnlich öde; nur zu manchen Zeiten des Jahres ist er sehr belebt.

Am Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest wohnt der Papst einer Procession bei, welche, nachdem sie die Runde um den Platz gemacht, einen langen Saal durchzieht, der ein Hospital für fieberkranke Frauen ist. An diesem Tage ist derselbe zu einer Capelle umgewandelt, mit Blumen und Guirlanden, Teppichen und Tressen verziert. Die Kranken, auf Kissen in sehr sauberen Betten, erwarten unter Gebeten den Vorüberzug des heiligen Vaters. Der Glaube dieser frommen Personen ist so glühend, daß man nicht selten sehen kann, wie Krankheiten, welche zuvor aller Kunst der Wissenschaft spotteten, auf einmal geheilt werden, lediglich durch die Anwesenheit des Papstes. In der Heimath Voltaire's giebt es vielleicht Leute, deren Verstand sich dagegen sträubt. Aber, kann der Glaube Berge versetzen, so kann er auch solche Heilungen bewirken.

Die Procession, welche gewöhnlich aus Lakeien, Soldaten im Staat und Priestern in großem Costüm be-

steht, zieht vor den beiden Reihen geputzter Frauen hindurch, und die Taschendiebe treiben im Gedränge ihr Geschäft, das dann um so ergiebiger ist, wenn es ihnen gelingt, wie sie das anzustellen verstehen, durch einen Schrei aus der Menge eine plötzliche schreckhafte Verwirrung hervorzubringen.

Am Tage der Himmelfahrt Christi ertheilt der Papst vom Balcon der Kirche herab der gläubigen Menge, welche den Platz füllt, seinen Segen. Diese Feierlichkeit ist nicht so imposant, wie die zu Ostern vor der Peterskirche, weil da der Zustrom der Fremden fehlt; aber das Landvolk kommt eifrigst, weil es gläubig ist, die Römer finden sich zahlreich ein aus Schaulust, die Bettler und Diebe mangeln um so weniger, als ihnen Aussicht zu materiellem Gewinn neben dem geistlichen geboten ist.

---

34. Quirinal. Monte Cavallo.

Auf dem Hügel Quirinal ist ein Platz, der zwar unregelmäßig ist, aber seiner Lage wegen auf dem Höhepunkte der Stadt, und wegen der Monumente, welche ihn zieren, zu den schönsten Roms gehört. In seiner Mitte steht ein Obelisk von rothem Granit, an dessen Fuß ein Bassin von grauem Granit mit einer stattlichen Fontaine. Auf beiden Seiten sind zwei Gruppen griechischer Sculpturen, einen rossebändigenden Jüngling darstellend, welche Kaiser

Constantin aus Alexandrien herüberholte. Seit Sixtus V. dieselben hier aufstellte, nennt das Volk den Platz Monte Cavallo.

Diese beiden colossalen Gruppen, welche Alexander den Großen mit dem Bucephalus vorstellen sollen, sind sehr schön, aber die Inschrift, welche sie dem Phidias und Praxitelos zuschreibt, ist irrig. Man könnte sie eher Castor und Pollux nennen, aber man hat diese Benennung bereits einer anderen Gruppe auf dem Capitol gegeben. Man geht eben mit der Bezeichnung der Kunstwerke stets sehr leichtsinnig um, wodurch nicht blos Touristen, sondern auch studirende junge Leute irre geführt werden.

Es giebt unzählige Leute — man trifft deren tagtäglich in den Museen — welche für die Vorzüge eines Kunstwerks nur dann sich begeistern, wenn es einem berühmten Künstler zugeschrieben wird. Das benutzt man in Rom trefflich aus. Der Besitzer eines Kunstwerks ist vor Allem bedacht, ihm einen berühmten Ursprung zu verschaffen und es so dem Publikum zur Schau zu stellen. Es gibt Leute, die ein wenig in allen Kunstschulen bewandert sind und ein Gewerbe daraus machen, den Gemälden und Statuen Namen zu geben. So Einen läßt man kommen, er ist entzückt von Bewunderung, und der Gegenstand erhält den Rang eines Meisterwerks. Dadurch erwerben sie sich mehr Vertrauen und werden auch nobler bezahlt.

Daß die Trödelkrämer solche Charlatanerie treiben, und die Einfältigen, welche es nicht besser haben wollen, anführen, gehört zu ihrem Handwerk. Aber die Kataloge der berühmtesten Galerien wimmeln von so sträflichem

Betrug: man will dafür gelten, daß man nur Gegenstände von hohem Werth besitze. Nun werden aber den Leuten, die aus allen Theilen der Welt kommen, um ihren Kunstgeschmack auszubilden, durch solche unächte Meisterwerke irrige Begriffe beigebracht, und selbst Kunstrichtern wird ihr Urtheil erschwert. Dem Uebel ist sehr schwer abzuhelfen; denn der Kunstbesitzer läßt nicht gelten, daß die Aechtheit eines Werkes bezweifelt werde; der Liebhaber läßt sich nicht gern einen Irrthum nachweisen; und schließlich wird im Namen der Regierung stets neuer Betrug geübt. Wenn ein neues Werk acquirirt wird, sind die Sachverständigen umsomehr beflissen, ihm einen berühmten Ursprung beizulegen, als der Verkäufer sie dafür stattlich belohnt.

Auf der Westseite des Platzes steht ein unregelmäßiger, weitläufiger, schwerfälliger Palast, des Papstes Sommer-Residenz. Denn der Vatikan ist der Mal'aria ausgesetzt, und der päpstliche Palast dann dem herrschenden Fieber. Also flüchtet dann der Papst auf diesen höchsten Punkt Roms, der in angenehmster Lage, umgeben von ausgedehnten Gärten, mit allen Bedingungen für die Gesundheit die prachtvollste Aussicht vereinigt. Der Palast gewährt mit seiner unharmonischen Architectur, den unzusammenhängenden Gebäuden, dem unförmlichen Thurm mit Schießscharten, der bürgerlichen Facade und den langen Flügeln, einen sonderbaren Anblick. Er wurde zu bauen angefangen im Jahre 1574 und vollendet erst 1764, unter dreiundzwanzig Päpsten der Bau von einer Unzahl Architecten ausgeführt. So ist die Bizarrerie und der Mangel

an Harmonie, welche das Auge beleidigen und den Geschmack empören, wohl begreiflich.

Der Besucher des Palastes wird zuerst in eine Reihe Zimmer geführt, die einfach meublirt sind, aber einen großen Schatz von Gemälden und Fresken enthalten. Dann führt man ihn in einen großen Garten, der regelmäßig angelegt, nichts Ausgezeichnetes hat, als lächerliche Wasserspiele einer hydraulischen Orgel. In diesem Pallast wird auch gewöhnlich das Conclave für die Papstwahl gehalten.

An der Seite des päpstlichen Pallastes steht ein anderer von schlechtem Geschmack und mit Verzierungen überladen, der des höchsten Gerichtshofes der **Sacra Consulta**. Im Erdgeschoße desselben ist der Aufenthalt der päpstlichen Nobelgarde. Dieses Corps von sechszig Mann, die aus den jüngeren Söhnen patrizischer Familien gewählt werden, hat die Wache im Innern der Gemächer des Papstes zu halten und ihn beim Ausgehen zu begleiten. Es genießt keine große Achtung und noch weniger Credit; aber sie trösten sich darüber mit ihrem Succeß bei den Frauen. Sie tragen Capitains-Epauletten und erhalten monatlich fünfundzwanzig Scudi Gehalt, der meistens von Gläubigern mit Beschlag belegt ist. Jeder soll ein Pferd stellen und unterhalten; da aber dafür der Gehalt nicht auslangt, so halten sie gemeinschaftlich deren fünfundzwanzig, was für den gewöhnlichen Dienst genügt.

Ein anderer Theil dieses Erdgeschoßes dient zum Versammlungsort einer besonderen Garde, die nur bei gewissen Gelegenheiten, namentlich während des Conclave, fungirt

und Palastgarde heißt. Dieselbe besteht aus Bürgern, die tragen eine prächtige Uniform, leere Patrontaschen und unschuldige Säbel. Wenn sie bei einer religiösen Ceremonie zu fungiren haben, werden ihnen Gewehre geliehen, die auf dem Capitol aufgehoben werden. Im Jahre 1814 war der Dienst obligatorisch, und die Garde bestand aus 4000 Mann. Als sie aber unter Leo XII. eine Mißstimmung zu erkennen gab, wurde sie zwar nicht aufgelöst, aber für volontair erklärt, wodurch ihr Bestand auf zweihundert herabsank. Diese Zahl erhält sich durch gewisse Privilegien: z. B. die Krämer bedürfen keiner Patente, gerichtliche Sprüche in Handelssachen gegen dieselben unterliegen für die Ausführung der Autorisation ihres Commandanten, u. dergl.

Zum militairischen Hausstande des Papstes gehört ferner die Schweizergarde zu Fuß, mit Hellebarden und Federbüschen, welche ihn bei feierlichen Gelegenheiten zu begleiten hat. Sie besteht aus hundert Mann, welche in den katholischen Cantonen — entgegen den Bundesgesetzen — heimlich geworben werden. Sie haben ihre mittelalterliche Tracht beibehalten, buntscheckig, roth, gelb und weiß; in großem Staat tragen sie auch einen Küraß und ein großes Schwert. Da sie geringen Gehalt haben und Familienväter sind, dürfen sie eine Profession dabei ausüben.

In einer Ecke des Platzes steht ein sehr großer Palast, den Jeder kennt, weil Jedermann das prachtvolle Fresco, genannt Aurora, am Gewölbe eines Pavillons im Garten, besucht. Es ist das eine hübsche Arbeit Guido's, aus-

gezeichnet durch Reichthum des Colorits, Lieblichkeit des Pinsels und ideale Schönheit aller Figuren. Dieser Palast gehört einigen Gliedern der Familie Rospiglioſi. Er steht auf dem Grund der Thermen Constantins, von welchen man noch Reste im nahen Garten sieht, der zum Palast Colonna gehört. Diese Thermen standen an Pracht der Ausstattung denen des Titus und Diocletian| nicht |nach. Dort fand man die beiden oben beschriebenen Gruppen, welche den Platz zieren.

---

35. Aquäducte.

Auf dem Johannisplatz sieht man ein ungeheueres Gerippe von Stein, das quer über den Platz zieht und dann in vielen Verzweigungen auf der römischen Campagna sich verliert. Das ist die große Wasserleitung, welche Kaiser Caligula anfing und Claudius beendigte, worauf sodann Nero eine Abzweigung auf den palatinischen Hügel führte. Sie leitete das Wasser 62 römische Meilen weit vom Sabinergebirge her.

Die Aquäducte sind die riesenhaftesten Bauunternehmungen der alten Römer. Man durchschnitt Berge, überbrückte Schluchten, erbaute ungeheuere Behälter für Reinigung des Wassers, grub unterirdische Becken und errichtete Tausende von Bögen, mitunter über dreißig Metres hoch ꝛc., und alle diese Werke wurden nicht allein

äußerst solid, sondern auch kunstmäßig ausgeführt. Man zählte neun solcher Aquäducte, welche vom Jahre 312 vor Christi Geburt an erbaut, und meistens von den Barbaren zerstört wurden; ihre Trümmer auf den öden Feldern der Campagna geben dieser ein so trauriges Aussehen.

Durch diese neun Werke wurde Rom mit fast $1\frac{1}{2}$ Millionen Kubikmetres Wasser binnen 24 Stunden versehen, das macht bei einer Bevölkerung von 500,000 Einwohnern über 1800 Cubiklitres täglich. Heut zu Tage ist zwar dieser Betrag sehr vermindert, doch ist Rom noch so reichlich mit Wasser von vorzüglicher Beschaffenheit versehen, wie keine andere Stadt in der Welt. Drei von den Aquäducten aus dem Alterthum sind noch im Gebrauch, und führen den Bewohnern etwa 1000 Litre pro Kopf täglich zu. So erfreut sich also Rom jetzt noch einer Wohlthat, die es seinen Vorfahren vor 2000 Jahren zu danken hat. Es werden damit 37 monumentale Fontainen, über hundert öffentliche Brunnen und fast alle Häuser versehen. Denn da findet sich überall ein unablässig fließender Brunnen ohne Hahn, von wo aus alle Stockwerke vermittelst Aufziehrollen stets reichlich mit frischem, reinem Wasser versorgt werden. Manche Paläste haben Fontainen, deren Strahl über die Höhe des Hauses reicht. Und alle diese laufenden und springenden Wasser in Rom und der Umgegend sind nie unterbrochen. Alle Häuser sind ferner mit einem Becken fließenden Wassers versehen, das den Familien abwechselnd zur Wäsche zu Gebot steht.

36. Die appische Straße.

An der Stelle, wo die Aufgrabungen der appischen Straße beginnen, ließ man auf einem Wächterhause eine Inschrift, welche besagt, die Wiederherstellung dieser antiken Straße verdanke man der Munificenz des Papstes Pio IX., welcher sie im October 1853 einweihte; mit keinem Wort ist dabei die Mitwirkung des aufgeklärten Ministers Jacobini erwähnt, der zufällig ein Laie war, noch das Verdienst des gelehrten Archäologen Canina, welcher die Idee gefaßt und mit unermüdlichem Eifer verfolgt, die Ausführung geleitet hat.

Die appische Straße wurde im Jahre 312 vor Christi Geburt vom Censor Appius Claudius angefangen und bis Capua fortgesetzt; vom Kaiser Trajan bis nach Brundusium am adriatischen Meere weiter geführt. Diese prachtvolle Straße, vier Metres breit, außer den Trottoirs, ist bis zum zwölften Meilenstein mit zwei Reihen Grabmälern geziert. Alle diese Denkmäler waren unterm Boden vergraben, man ahnte kaum die Existenz der Straße: sie wurden von Louis Canina, der mit bewundernswerther Ausdauer aus zerstreuten Trümmern eine große Anzahl der Monumente wieder herstellte, so zu sagen wieder ins Leben gerufen.

Da das Zwölftafelgesetz die Bestattung innerhalb Roms untersagte, wovon nur zu Gunsten der kaiserlichen Familien eine Ausnahme statt fand, so reihten sich die

Gräber der Bürger längs der öffentlichen Straßen; die appische war dafür die beliebteste. Diese Denkmäler sind an Form und Größe sehr verschieden; in der Nähe der Stadt sind sie ausgedehnter an Umfang, und prächtiger, weiter entfernt einfacher und kleiner. Die meisten bestehen aus einem Grabgemache, zu welchem man durch einen Flurgang oder eine im Gewölbe angebrachte Oeffnung gelangt. Sehr viele sind als Columbarium eingerichtet. Darunter versteht man eine große Gruft, deren Wände mit kleinen Nischen versehen sind, worin die irdenen Vasen mit der Asche der Todten gestellt wurden. Es finden sich da auch Sarcophage von Marmor, Stein oder Ziegeln, worin man unverbrannte Leichname legte.

Das Innere der Grabmäler ist mit Gemälden, Medaillons in Marmor oder Gyps und Mosaikböden geziert. Alle Zeichnungen stellen gefällige oder erotische Gegenstände dar; nirgends sieht man da etwas Gräßliches von Todtenköpfen, Skeletten oder sonst Jammerbildern, wie so viele auf unseren Kirchhöfen. Die Inschriften sind meist sehr kurz, enthalten oft nur Namen und Stand.

Die in der appischen Straße gesammelten Trümmer geben nur eine unvollständige Idee von den alten Grabdenkmälern. Zu Pompeji hat man solche vollständig aufgefunden. Doch sind sie immer von großem Interesse als ausdrucksvolle Zeugen aus einer untergegangenen Welt.

Außer den Aquäducten gehören die römischen Straßen zu den ansehnlichsten Resten von Riesenbauten der Alten. Sie sind äußerst solid gebaut, so daß sie bereits

fünfundzwanzig Jahrhunderte überdauert haben, und noch den künftigen Generationen zur Bewunderung gereichen werden.

Zwanzig solcher Staatsstraßen führten von Rom aus in allen Richtungen bis an die Grenzen des Reichs, zu den Ufern des Euphrat, Clyde und Tajo.

---

37. Thermen.

Nächst den Aquäducten und Straßen sind die Thermen die colossalsten Bauten der alten Römer. Ein Kaiser wetteiferte mit dem anderen, seine eignen Thermen zu haben, und an Pracht seine Vorgänger zu übertreffen. Nichts ist so geeignet, die Sitten und Gewohnheiten der alten Römer zu veranschaulichen, als ihre öffentlichen Badeanstalten. Die meisten sind in Staub zerfallen und im Wehen des Windes zerstoben: von denen des Agrippa, Julius Caesar, Augustus, Nero, Constantin ist keine Spur mehr geblieben; nur von denen des Titus, Caracalla und Diocletian sind interessante Ruinen geblieben.

Die Thermen des Titus standen auf dem südlichen Abhang des esquilinischen Hügels auf den Ruinen des goldenen Hauses Nero's. Beim Tode dieses verschwenderischsten Kaisers war dieser ungeheuere und kostspielige Bau noch nicht fertig; Titus ließ auf seinen Ruinen einen Palast und Thermen errichten; auch diese ver-

schwanden und Schafheerden weiden jetzt auf ihrer Stelle. Dasselbe zeichnete sich durch seinen Kunststyl aus, und die Kunstwerke, welche es einschloß. Nach funfzehn Jahrhunderten, zur Zeit des Raphael, wurden diese unterirdischen Säle entdeckt.

Die Ruinen der Thermen des Caravalla sind die ausgedehntesten in Rom. Das Gebäude mit seinen Zugehörigkeiten bedeckte eine Fläche von zwölf Hectaren. Die Façade mit einer Colonnade hatte eine Ausdehnung von dreihundert achtunddreißig Meter. Es befanden sich darin Säle mit Bibliotheken, Gemäldesammlungen, zu Unterhaltungen ꝛc., Stadien, Gymnasien, eine unzählige Menge Badezimmer mit 1600 marmornen Wannen und Bassins zum gemeinsamen Bad für 3000 Personen. Das größte derselben war mit einem flachen Gewölbe von 62 Meter Länge, über 45 Breite gedeckt, ein Kunstwerk gegen welches die Meisterwerke unserer Architecten nur Spiele sind. Sie waren von einem Reichthum des Materials und mit Kunstgegenständen angefüllt, wovon diejenigen zeugen, welche man da noch fand: außer den Mosaikfußböden, den Bekleidungen mit köstlichen Steinen ꝛc. ꝛc. stammen die gepriesensten Schätze der Kunstsammlungen daher.

Die Thermen des Diocletian, nach fast demselben Plan erbaut, standen ihnen an Pracht nicht nach. Sie enthielten 3000 Badezimmer, ein Theater, eine Reitschule, eine berühmte Bibliothek; Gärten und Säulenhallen, worin 25,000 Personen sich an Spielen oder Leibesübungen ergötzen konnten.

Man muß staunen beim Anblick dieser ungeheueren Ruinen. Welchen Aufwand von Zeit, Geld und Schweiß erforderten diese Bauten! und ein Augenblick genügte, sie zu zerstören, als Alarich's Banden darauf stürzten und mit den Händen sie zu Trümmern machten.

Als Papst Pius IV. das Concil zu Trient beendigt hatte, fühlte er das Bedürfniß, noch eine Kirche zu erbauen, der heiligen Jungfrau zu Ehren. Ein Greis von sechsundachtzig Jahren ward damit beauftragt, Michel-Angelo. Derselbe hatte unter diesen Ruinen einen großen Saal ohne Gewölbe gefunden mit colossalen Säulen von Granit. Er traf seine Wahl und in kurzer Zeit war aus solchen Resten eine der prachtvollsten Kirchen Roms hergestellt.

Der Platz, worauf die Thermen Diocletian's sich befinden, bietet so zu sagen eine Probe des Hauptsächlichen, was Rom enthält. Man sieht da ungeheuere Ruinen, vier Kirchen, drei Klöster, zwei Anstalten der Barmherzigkeit, ein Gefängniß, eine Kaserne, einen monumentalen Brunnen, eine Promenade, und endlich einen Eisenbahnhof.

---

88. Kirchhöfe.

Am Fuße des Hügels Testaccio ist ein hübscher kleiner Kirchhof, wohl gepflegt und unterhalten. Er gehört den Protestanten; man nennt ihn aber Kirchhof der Eng-

länder. Sein Aussehen ist nicht so traurig, wie gewöhnlich die Stätten der Todten: Blumen und Kräuter wachsen freudig, und Vögel singen im Laub. Dennoch ist's kein gesegneter Boden, denn er birgt Ketzer.

Der Gebrauch die Todten zu beerdigen, ist dem Christenthum eigen: die alten Völker balsamirten sie ein oder verbrannten sie. Zur Zeit der Verfolgungen der Christen barg man sie in Katakomben, erst im dritten Jahrhundert auf Kirchhöfen in geweihter Erde. Seit dem dreizehnten Jahrhundert gestattete der Clerus die Beerdigung in den Kirchen, welcher gesundheitsschädliche Gebrauch bis zu Ende vorigen Jahrhunderts dauerte. Als die Franzosen Rom besetzten, dienten alle Kirchen dazu, und jedes Kloster, Hospital, jede Brüderschaft hatte ihren Kirchhof im Innern der Stadt. Die französische Verwaltung verbot es, und es wurde damals außerhalb der Mauern, nächst der Lorenzkirche der erste große Kirchhof errichtet. Doch giebt es in der Stadt noch einige besondere Kirchhöfe, und in den Kirchen Familiengrüfte vornehmer Häuser, zu deren Benutzung die ausdrückliche Erlaubniß von Seiten des Papstes gehört.

Der Kirchhof zu St. Lorenz enthält sechs große Vierecke, deren jedes vierundsechzig Beerdigungskammern von vier Meters Tiefe und zwei Meters Breite. Diese sind durch sehr solide Mauern getrennt, gewölbt und auf dem Niveau des Bodens mit einer Oeffnung versehen, die mit zwei Steinen hermetisch geschlossen ist. Jede Nacht wird ein solches Gewölbe geöffnet, um die am Tag Verstorbenen aufzunehmen. Kommt der Leichen-

wagen auf dem Kirchhof an, so stürzen die Todtengräber darüber her, ergreifen in rohester Weise den Leichnam und schleppen ihn an die Oeffnung des Gewölbes, legen ihn da auf ein Brett, das sie überschnappen lassen, und die Todten rollen durcheinander in die Tiefe. Das Gewölbe schließt sich bis zum folgenden Jahre. So empörend verfuhr man in Rom mehr als funfzig Jahre lang; erst seit Kurzem scheint man davon abzukommen. Man hat das Terrain vergrößert und gräbt tiefe Gräben, worin Särge nebeneinander gereiht werden. Ausnahmen für Diejenigen, welche die Gleichheit vor Gott nicht anerkennen und Privilegien bis zum jenseits möchten, sind jedoch immer gestattet. Auf einem zu eigen erkauften Platz darf man Mausoleen errichten und Inschriften setzen. Solche Privatbegräbnisse macht man in die Nischen der Mauern, und schließt sie mit Marmorplatten, worauf Inschriften an die Tugenden des Verstorbenen erinnern.

Die Leichenbestattungen finden nur Nachts Statt, sie würden die Promenaden sonst stören. Die Begleitung besteht aus einer Reihe von Mönchen, welche mit fünf Bajocchi per Kopf bezahlt werden, und Priestern zu einem Paul. Der Leichnam wird getragen, und es wohnen weder Freunde, noch Verwandte der Ceremonie bei. Der Zug geht gewöhnlich kurz vor **Ave Maria** ab; nach dieser Stunde wird Alles doppelt bezahlt: Priester, Wachs, Gebete, Livrée. Die Reichen, um nicht mit den Armen verwechselt zu werden, lassen erst nach der ersten Stunde bestatten. Es gehört zum guten Ton, auch nach dem Tode den Corso zu besuchen; dafür macht man auch weite

Umwege. Die vornehmste Weise, nach dem Tode öffentlich zu erscheinen, ist mit unbedecktem Antlitz, welches dann kokett aufgeputzt wird mit weiß geschminkter Haut, rothen Lippen, schwarzen Augenbrauen. Die Todten werden aus dem Sterbehause in die Parochialkirche gebracht, wo sie den ganzen folgenden Tag stehen bleiben. Am Abend werden sie von einem Unternehmer auf gemietheten Wagen aus den Kirchen auf den Friedhof gebracht, ohne daß es einem Menschen einfällt, ihn zu seiner letzten Stätte zu begleiten.

Keine amtliche Todtenschau durch einen Arzt; kein gesetzlich bestimmter Zeitpunkt; sie werden oft noch warm fortgeschafft: 24 Stunden Zeit in der Kirche ersetzt Alles.

Verwandte und Freunde sind beim Tode eines Römers nicht anwesend. Die Aerzte sind unter den strengsten Strafen angewiesen, beim ersten Anschein einer Todesgefahr den Pfarrer zu benachrichtigen, der manchmal allzueilig kommt, um ihn zu versehen. Die ganze Familie eilt dann aus dem Hause, zu Freunden, und überläßt den Sterbenden im Todeskampf fremden Personen. Manchmal trennt man sich schon lange vorher, und keine befreundete Hand ist da, seine Augen zu schließen, seine letzten Worte zu vernehmen, man begleitet ihn nicht in die Kirche, noch auf den Friedhof. So stirbt man in diesem sehr katholischen Lande!

Es ist merkwürdig, die Friedhöfe am Tage aller Seelen, oder jene Woche hindurch zu besuchen. Zu dieser Zeit strömt die ganze Bevölkerung hin, nicht aus Theilnahme, sondern aus Neugierde. Dem römischen

Volk sind religiöse und profane Festlichkeiten ganz gleich, eins wie das andere nur Schauspiele. Vollständiger ewiger Ablaß ist an diesen Besuch geknüpft; nicht genug damit, hat man ein anderes Reizmittel noch zugefügt. Eine Kapelle ist mit Decorationen und Puppen von Holz, Wachs und Carton, in Flitter gekleidet, zu einer Schaubühne ausgestattet, worauf Scenen aus der heiligen Geschichte aufgeführt werden: Joseph am Hofe Pharao's, Esther bei Ahasverus, die Königin von Saba am Hof Salomo's und dergl. Da dieses aber etwas kostspielig ist, so führt man meistens lieber Mordgeschichten auf, die weniger kosten, ebenso aufregend und nicht minder anziehend für die Menge sind. Aber Christus kommt dabei nicht vor: der Heiland ist in Rom nicht eben populär; beliebter sind: Kain's Rache, David's Triumpf, Judith's Sieg über einen Buhlen, Jahel's Verrath ꝛc. Diese Vorstellungen kosten nichts, wenn man nicht in die aufgestellten Büchsen ein Geldstück werfen will. Denn die Gerechtigkeit muß man der Geistlichkeit in Rom widerfahren lassen, daß sie den Gebrauch des Klingelbeutels in den Kirchen nicht kennt, und daß man in der Messe nicht seinen Platz zu bezahlen hat.

---

39. Die Katakomben.

Weltbekannt sind diese unterirdischen Gänge, worin die Christen der ersten Jahrhunderte ihren geheimen Cultus

übten und ihre Todten begruben. Sie ziehen sich meilenweit fort, ohne daß man ihre Ausdehnung kennt. Die interessanten Erzählungen darüber reizen wohl, die merkwürdigen Orte zu besuchen; aber man findet sich sehr getäuscht. Man macht keine zwanzig Schritte, so ist die Neugierde gestillt, und die Angst über die möglichen Gefahren in diesen Labyrinthen überwiegt, zumal bei dem Gedanken, daß man mit tagelangem Umherirren nicht mehr sieht, als bisher.

Die Katakomben entstanden durch Ausgrabung von Porzellanerde, welche die Alten zum Bauen verwendeten. Sie waren leer und öde, als die verfolgten Christen hier Sicherheit fanden, um ihre Altäre und Capellen zu errichten. Deshalb gab man auch die Sitte, die Todten zu verbrennen, auf.

Will man dieselben besuchen, so bekommt man in den Bureaux des Cardinal-Vicar ein Billet und einen Specialführer; für Geld und gute Worte schafft man auch den nöthigen Apparat an. Einfacher kann man's haben, wenn man die Kirche St. Sebastian aufsucht, wo immer ein Mönch zur Begleitung bereit ist. Ist man nun in den Gängen etwa ein Tausend Schritte weit gekommen, so stößt man auf eine Mauer. Der Begleiter erzählt schauderhafte Geschichten von einer ganzen Gesellschaft, die sich verirrte und nicht mehr zum Vorschein kam; und das verfehlt nie den Zweck, daß man schleunig umzukehren Lust bekommt.

Man erzählt von 170,000 Gräbern, die da unten sein sollen: eine offenbar übertriebene Zahl; die bis jetzt

aufgefundenen betragen nicht den vierten Theil dieser Angabe.

Es giebt anderwärts Katakomben, die mehr Interesse erregen. Die zu Neapel sind weit schöner, und die zu Syrakus interessanter, wo man Inschriften aus der griechischen, karthagischen, römischen und christlichen Zeit findet.

---

40. Transtavere.

Das Quartier Transtavere liegt am Fuße des Hügels Janiculum, des höchsten von den sieben des alten Rom, auf welchem bereits Ancus Martius eine Feste zum Schutz des Tiberübergangs anlegte. Hier setzte sich Porsenna fest, als er die Tarquinier zurückführen wollte; von hier aus unternahmen auch die Franzosen im Jahre 1849 ihren Angriff auf Rom. Es standen ihnen aber keine Horatius Cocles oder Mucius Scaevola gegenüber, und so drangen sie auch ohne große Schwierigkeit, obwohl nach ziemlich langer Belagerung ein.

Dieses Quartier gehörte niemals zum Verband der Stadt. Als die Bruttier, welche sich an Hannibal angeschlossen hatten, wieder unterworfen wurden, siedelte man sie hier an, und zwang sie zu den niedrigsten Verrichtungen: sie bekamen zwar freien Grundbesitz und durften sich mit Handel und Gewerbe beschäftigen, aber von anderen politischen und bürgerlichen Rechten waren sie

ausgeschlossen. Auf einen solchen Zustand der Knechtschaft könnten die Nachkommen wenigstens nicht stolz sein. Die jetzigen Transtaveriner behaupten directe Abkömmlinge der alten Beherrscher der Welt von unvermischtem Blut zu sein, weil sie von groben Sitten und wildem Character sind und den Dolch zu führen geübt. Unwissend, abergläubisch, rachsüchtig, sind sie von den Bewohnern Roms gefürchtet; sie liefern dem Clerus blind fanatische Anhänger, der Regierung ihre niedrigsten Agenten, der Polizei die ehrlosesten Werkzeuge. Die Männer arbeiten nicht, ihre Frauen und Kinder müssen für den Unterhalt sorgen: mögen die Kinder stehlen, die Frauen und Töchter ihre Ehre hingeben, sie schließen die Augen dabei, begünstigen es wohl, wenn es nur Geld bringt. Besonders willkommen für solche Ausbeutung sind die Fremden. Man betrachtet diese als Wesen höherer Gattung und fühlt sich geschmeichelt, wenn man mit diesen Günstlingen des Glücks etwas theilen kann.

Von den Römern, auf welche sie herab sehen, lassen sie sich nicht viel gefallen; ebenso sind sie untereinander. Frauen sind dabei oft Gegenstand blutigen Streites. Aber gegen die Fremden macht man eine Ausnahme. Die können in aller Sicherheit Befriedigung ihrer Wünsche haben.

Da finden sich im dunkeln, feuchten Erdgeschoß hinterm Webstuhl Schönheiten von stattlichem Wuchs, starken Zügen, üppigen Formen, aber wildem Blick; man nennt sie minenti. Sie suchen noch durch Schmuck ihre Reize zu erhöhen, kleiden sich in auffallende Tracht, behängen

sich mit Ketten und zieren sich mit Armbändern, Ringen und Berlocken. Die Frauen des Transtavere sind wirklich schön mit ihrem braunen Teint, weißen Zähnen, schwarzen Augen und prachtvollen Haar, das hübsch geflochten mit silbernem Speer aufgesteckt wird; sie sind schön in ihrem sammtenen Kleid, das ihren Wuchs zeigt, mit zierlichen Spitzenschwänzlein und seidenem Halstuch, das die glänzenden Schultern und den üppigsten Busen durchsehen läßt. Und dennoch trachten sie bereits, sich mit unförmlichen Crinolinen zu umgeben, ihr köstliches Haar unter einen engen Hut zu zwängen, und sich in einen züchtigen Shwal zu verhüllen. Die gegenseitige Eifersucht und gesteigerte Eitelkeit überwiegt den natürlichen Trieb der Coketterie, daß sie ihre natürliche Schönheit durch schwülstigen Aufputz entstellen.

---

41. Madonna der göttlichen Liebe.

Nicht weit vor dem Thore St. Sebastian führt rechts ab ein Weg, die ehemalige Straße nach Ardea, zu einer heiligen Stätte, zwölf Meilen entfernt von Rom, die heißt Madonna der göttlichen Liebe.

Das Fest dieser Madonna wird am Pfingstmontag gefeiert. Da pilgern alle Minenti Roms hin mit ihren Männern oder Geliebten. Nachdem man am Fuße der heiligen Jungfrau einige Paternoster und Ave hergesagt,

verfügt sich die lustige Gesellschaft in eine nahe gelegene Osterie, um die Fässer Wein, welche sie mitgebracht haben, zu leeren; denn um den unlöschbaren Römerdurst zu stillen, giebt's hier nicht Vorräthe genug, zumal wenn Weiber daran Theil nehmen. Denn was der Schlund eines römischen Weibsbilds zu fassen vermag, geht wirklich in's Unendliche; es zu ermessen ist noch ein Problem. Hiermit soll dem nicht widersprochen sein, was ich oben von der Mäßigkeit der Römer gesagt habe. Ja, das römische Volk ist im gewöhnlichen Leben mäßig, nicht aus Temperament, sondern weil es sich etwas zu entziehen versteht; wenn es sich aber seinem Hange überläßt, entwickelt es unberechenbare Fähigkeiten. Es beschränkt sich die ganze Woche hindurch, um Sonntags's zu trinken, und trinkt Sonntags mit Maaß, um am Festtag der göttlichen Liebe nach Herzenslust zu trinken.

Aber, wendet man ein, man trifft doch nie in den Straßen Roms wankende Menschen, und wenn man auf einen stößt der taumelt, so ist's kein Römer. Dieses Argument beweist zwei Dinge: erstlich daß der Wein, den man zu Rom trinkt, wenig Alcohol enthält, und dann, daß die Gewohnheit ein großes Maaß vertragen lehrt. Man könnte dort einen ausgezeichneten Wein bereiten; aber man macht ihn schlecht, weil die Römer ihn schlecht haben wollen.

Nach unendlichen Trankopfern zu Ehren der Madonna gedenkt man des Rückzugs, welcher durch das Thor St. Sebastian vorgenommen wird. Das Volk strömt ihnen da in Masse entgegen. Die Pilger, deren Köpfe

etwas heiß sind, treiben ihre Pferde dergestalt, daß sie mit reißender Schnelligkeit hinfahren und nicht selten einen abwerfen, dem das Gehirn zerschmettert wird. Das ist für die lustige Rotte ein Gegenstand der Heiterkeit. Dann heben die Umstehenden den Todten auf, und damit ist's fertig. Kein Mensch läßt sich's einfallen, ein Protocoll aufzunehmen, den Fall zu constatiren. Wozu auch solche Formalitäten, die ihm doch nicht wieder zum Leben verhelfen?

So ein Ereigniß treibt die Munterkeit der Madonnenverehrer auf den Gipfel. Freudengeschrei und weinlustiger Jubel antwortet dem Röcheln des Sterbenden, und man eilt weiter, um die Fahrt auf dem Corso zu machen; denn ohne diesen Schluß ist keine Festfeier vollständig. Nun bilden sich lange Spaliere; man schaut einen nach dem anderen die Wagen voll Frauen mit Blumen in den Haaren und Tambourins in der Hand. Die Männer folgen in einem Trupp zusammen nach, mit gewaltigen Sträußen auf den Hüten, und ihr Jauchzen bezeugt, daß das Fest der Madonna würdig abgehalten worden. Der Zug kühlt sich beim Ponte molle ab, oder zieht durch die Alleen der Villa Borghese; dann geht er abermals über den Corso, um in den Wirthshäusern des Transtavere die Orgien fortzusetzen, die nicht selten ein gräßliches Spiel mit dem Dolch beschließt.

So wird zu Rom der heilige Pfingstmontag gefeiert. Die Darsteller der bacchantischen Scenen meinen ein verdienstliches Werk zu verrichten, weil sie vor einem Marienbild einen Rosenkranz heruntergebetet und sich damit den Ablaß verdient haben, der an die fromme Pilgerfahrt geknüpft ist.

42. Künstlercarneval *).

Etwas hinter der Kirche St. Sebastian führt links ein Pfad zu einem Landgut, genannt Cafarella, und nicht weit davon ist ein reizendes Thal, wohin die Ciceroni irriger Weise die Grotte der Egeria verlegt haben. Es ist da, ganz passend für eine Grotte, eine Quelle, ein Buschwerk; man hat Statuen, Mosaik und andere Zierden angebracht.

Dahin haben die Künstler ein Fest, welches sie in den ersten Tagen des Mai alljährlich seit langer Zeit zu Cervara feierten, im Jahre 1838 verlegt, und die angenehme Lage so nahe bei Rom schien dem munteren Fest einen dauernden Sitz zu geben. Die Ereignisse seit 1859 haben es gestört; es steht zu hoffen, auf nicht lange.**) Darum mag es hier seine Schilderung finden.

Alle Maler, Bildhauer, Architecten, Musiker ꝛc., Alle, die sich der Pflege der schönen Künste widmen, alle Kunstjünger aus allen Nationen, die sich mit einer kleinen Subscription betheiligen wollen, sind zugelassen. Sie finden sich in burlesken Vermummungen ein, ein Festkönig kommt auf einem ungeheueren Wagen gefahren, gezogen von Ochsen mit vergoldeten Hörnern, die mit

*) Zu München wird eine Nachbildung dieses Festes zu Anfang Mai auf einem nahen Dorfe gefeiert.

**) Die Liberalität des Königs von Preußen hat neuerdings die Mittel zu seiner Wiederherstellung gewährt.

buntem Tuch und allen Arten von Flitterzierath behangen sind. Derselbe wählt sich ein zu seiner Rolle passendes Costum, und sein Hofstaat, der bei dem Triumphzug ihn begleitet, wählt ähnliche Vermummung. Bald ist's Jupiter mit den Göttern des Olymp, bald eine historische Person mit zahlreichem Gefolge, bald ein Heros der Phantasie, umgeben von Trabanten in bizarrester Tracht. Der Künstlergeschmack liebt das Excentrische, und man kann sich denken, welch bunte Mannigfaltigkeit bei dieser Mischung phantastischer Costume malerisch zum Vorschein kommt. Man kann sich auch die ausgelassene Munterkeit einer solchen Jugend vorstellen, die in harmlosester Narrheit, wie zu allgemeiner Verbrüderung geeinigt, ohne Soldaten, Sbirren, Spione, ohne irgend welchen Störenfried, sich selbst hingegeben ist. Da werden Reiteraufzüge, Turniere, Spiele, Wettrennen, Tänze, Concerte aufgeführt. Man bringt sogar Kanonen, unschuldig von Carton, die aber doch von den Gensd'armen, wenn sie aus Rom ziehen, mißtrauisch angesehen werden. In diesem Wirrwar, der hin- und herwogt und rennt, sich drängt und tummelt, sieht man Dichter, Improvisatoren, Possenreißer und andere phantastische Figuren. Alles das kreuzt und mischt sich in fortreißender Lust bis zur Tollheit mit Singen, Schreien, komischen Gesten und Sprüngen, ein wahres Tohu wa Bohu, ein Zauberspuk voll Possen und Späße, Scherz und Witz und Wortspielen voll Geist und Spott.

Aber die Stunde des Festmahls ist da! Das Signal hallt in den hungerigen Magen wieder. Die Vorräthe

werden herbeigeholt, man stürzt darüber her, und plündert lustig um die Wette. Fässer Wein und Bier reichen nicht aus für unlöschbaren Durst. Aber die heilsame Erquickung, und kurze Ruhe darauf, genügen, um den Eifer der Jünger Apollo's neu zu beleben. Scherz und Spiel und Gesang beginnen von Neuem und dauern immer lustiger, bis die Sonne sinkt.

O! es ist ein Tag der Freude und Lust, ein Tag harmloser Wonne der Gegenwart gewidmet, den Sorgen der Zukunft entzogen. Diese Zukunft, was wird sie bringen? Manchem den Ruhm mit seinem Rausch, den Reichthum mit seinem Genuß; Anderen das kleine Maß der Wirklichkeit, vielleicht gar Noth und Mangel, aber im Reiz des lohnenden Werk's liegt eine Entschädigung und ein Trost in dem Gedanken, daß, wie unter dem Mond keinem Menschen beständiges Glück, so in der Prosa der Wirklichkeit keinem Talent, keinem Genie ein dauernder Erfolg gesichert ist.

Neugierige in großer Zahl, besonders Fremde finden sich bei diesem Feste ein; aber um an dem freudigen Spiel sich zu betheiligen, muß man mit irgend einem Band der Kunst verwandt sein. Dann gehört man mit einem Erkennungszeichen dem vertrauten Kreise an.

Die Rückkehr nach Rom ist ein Triumphzug, mit Fackeln zwischen dem Spalier der Zuschauer, die sich des malerischen Anblicks erfreuen.

43. Der Ghetto.

Das Judenquartier, Ghetto genannt, besteht aus elenden Häusern, mit dunkelen, ungesunden Straßen. Die Juden dürfen dort nur wohnen, und Christen nicht unter ihnen. Erst noch vor Kurzem war der Umfang desselben bei Nacht abgeschlossen und von den Schildwachen gehütet; die Bewohner durften Nachts nicht heraus, und wer zu spät hineinkam, mußte Buße zahlen oder ein Trinkgeld an die Wächter.

Nun steht es damit etwas besser. Die Vergitterung ist verschwunden; die Bewohner dürfen die ganze Nacht aus- und eingehen; die Abzeichen an Hut und Schultern, die grüne Mütze, gelben Strümpfe sind abgeschafft; aber die Verbindlichkeit, nur in diesem Quartier zu wohnen, besteht noch. Die Juden leben stets außerhalb des gemeinen Rechts: sie sind in der Bevölkerungsliste gar nicht aufgenommen, gewisse Theile der Gesetzgebung sind nicht auf sie anzuwenden, sie können keine freie Kunst oder Gewerbe ausüben, dürfen nicht Christen in Dienst nehmen, christliche Aerzte und Chirurgen nicht zur Hülfe rufen; und die unter ihnen, welche dieser Wissenschaft sich widmen wollen, müssen außerhalb des Kirchenstaates studiren; endlich dürfen sie nur innerhalb dieses Quartiers Immobiliarbesitz haben.

Alljährlich an einem bestimmten Tage müssen die Rabbiner und Vorsteher der Judengemeinde auf dem Ca-

pitol erscheinen, um dem Senator ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen, und nach vorgeschriebener Formel unterthänigst um die Erlaubniß in Rom zu wohnen sollicitiren. Diese Gunst wird in demüthigenden Ausdrücken stets verwilligt gegen die Verbindlichkeit eines Tributs an Geld, und das Versprechen guter Aufführung.

Man muß der Judenbevölkerung zu Rom die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie selten die Criminalgesetze übertritt. Wenn sie um Delikatesse wenig sorglich ist, alle Mittel der Bereicherung ihr gleich sind, wenn Wucher, Bankerott und Schmuggel ihr geläufig sind, so ist ihr die Handhabung des Dolches fast unbekannt. Aeußerst selten verfällt ein Jude einer Criminalstrafe. List ersetzt dem Handelsvolk die Energie. Mitten unter zahllosen Erniedrigungen, welche die Juden in Rom zu erdulden haben, genießen sie ein eigenthümliches Privileg, das bei ihnen jus gazzagà heißt, und darin besteht, daß sie aus den Wohnungen, welche sie nun haben, nicht können vertrieben werden, so lange sie die Miethe entrichten, und der Betrag dieser kann niemals erhöht werden.

Nachdem Paul IV. die Juden in dieses enge Quartier eingepfercht hatte, steigerten die Hauseigenthümer die Miethe über die Maßen, und der Papst mußte einschreiten. Exporten bestimmten die Höhe derselben, und diese wurde unwiderruflich auf alle Zeiten festgesetzt. Da nun seit drei Jahrhunderten der Geldwerth sich enorm verändert hat, so wohnen die Juden jetzt ausnehmend billig. Außerdem müssen die Hauseigenthümer die baufälligen Woh-

nungen wiederherstellen lassen, ohne Ersatz von den Miethern. Dieses gezwungene Wohnungsrecht kann auf Religionsgenossen übertragen, als Mitgabe hingegeben, oder sonst veräußert werden.

Die unbegrenzte Macht der Päpste erstreckt sich auch auf die Verwaltung des Privatvermögens ihrer Unterthanen. Aehnlich dem jus gazzagà existirt auch in Beziehung auf Christen in Rom ein Gesetz, wonach die Wohnungsmiethe von dem Jahresbetrag unter vierzig Thalern nicht darf ohne Zustimmung des Miethers erhöht werden, und im Falle richtig gezahlt wird, könne man nicht ausgewiesen werden.

Der Ghetto besteht aus einigen kleinen Plätzen, drei Hauptstraßen und einer Menge ekelhafter Gäßchen. Zur Zeit Pauls IV. belief sich die Anzahl der Bewohner auf weniger als 2000, nun sind es über 5000, und immer in demselben Raum eingepfercht. Wie nachtheilig der Gesundheit dieses ist, begreift sich. — Das ganze Quartier war vormals mit den herrlichsten Monumenten bedeckt; die sind alle verschwunden; Trümmerhaufen haben einen kleinen Hügel gebildet, welcher Cenci heißt.

Auf dem Judenplatz steht eine kleine Synagoge. Man hat die Gründung dieser genehmigt, aber die Errichtung einer protestantischen Kirche in Rom hat man noch nicht gestattet. Man muß die Synagoge Freitag Abend oder Samstag frühe besuchen, da ist sie belebt, und man wird höflich aufgenommen.

Die Straße Rua ist ganz besonders zum Detailhandel bestimmt. Da finden sich alle Sorten von Lumpen

und Trödelwaren, worunter manchmal sich Sachen von Werth befinden, in dunklen Spelunken, wo eine in Lumpen gehüllte widrige Bevölkerung zusammen hockt. An allen Thüren sind alte Weiber mit Flicken beschäftigt, welche die Landleute zum Besuch ihres schmutzigen Bazars einladen. Man wird da veranlaßt sich zu fragen: haben die Juden junge Frauen und Mädchen? oder wo stecken sie? Die Antwort ist einfach: die schauderhafte Unreinlichkeit macht sie bei zwanzig Jahren schon alt. Das mosaische Gesundheitsgesetz der Waschungen ist außer Uebung gekommen.

Die römischen Juden stehen in dem Ruf, billig zu verkaufen. Es ist aber das nur eine List, um Leichtgläubige auszubeuten: unerfahrene Käufer müssen schadhaften Ausschuß sehr theuer bezahlen. Man sieht da manchmal sehr elegante Damen in den schmutzigen und übelriechenden Gassen herumkriechen, um recht billig zu kaufen, was sie leichtgläubigen Männern oder blinden Liebhabern als Kostbarkeiten vorrechnen. In der **Via Fiumara** sind Werkstätten, wo man aus altem Gerümpel Neues fabricirt. Sie ist niedrig und nächst der Tiber, deren Ueberschwemmungen bei jedem Anwachsen des Wassers ausgesetzt. Die Häuser haben wenig Tiefe, so daß häufig die Kammer mangelt, und das Erdgeschoß muß zugleich als Waarendepot, Küche Speise- und Schlafzimmer dienen. Zur Ergänzung dieser Bedürfnisse nimmt man die Straße in Anspruch, und macht sie zur Küche und Werkstätte.

Von den schönen monumentalen Resten dieses Quartiers ist noch ein Stück Porticus von dem der Octavia vor-

handen, welchen Augustus baute, und dessen doppelte Colonnade zweihundert und siebzig cannelirte Säulen zählte. Dieser Rest dient jetzt zum Fischmarkt. Hier wurde eins der edelsten Kunstwerke, die berühmte mediceische Venus, aufgefunden, welche zu Florenz sich befindet.

---

44. Suburra.

In allen Städten, vornehmlich den großen, scheidet und gruppirt sich die Bevölkerung von selbst. Die Reichen und Glücklichen suchen Reiche und Glückliche, die Unglücklichen nähern sich einander, das Laster wird vom Laster angezogen. Im alten Rom war das Quartier Suburra dasselbe, was zu Paris im Mittelalter der Cours des Miracles. Da wurden die gestohlenen Gegenstände öffentlich ausgestellt; da fand man die Athleten, Taschenspieler und Zauberkünstler, Seiltänzer und anderes Gesindel; da sammelte sich die Hefe des Volks. Man hörte da den malerischen und scharfen Dialect des Pöbels mit seinen Sarkasmen, den Schrecken der vornehmen Müßiggänger, so daß der Satiriker Martial die Suburra den angenehmsten Unterhaltungsort Roms nannte.

Dieser Winkel der päpstlichen Stadt hat seinen alten Namen bewahrt, und liegt im Berg-Quartier. Er ist sehr stark bevölkert und voller Elend, und da das Elend alle Laster erzeugt, so sind seine Straßen verrufen: es ist der

Aufenthalt von Bettlern und liederlichem Gesindel. Seine Bewohner haben mindestens ebenso, wie die von Transtawera die rohen Sitten der Vorzeit festgehalten: man ist da stets bereit, zum Dolch zu greifen. Der Fremde hütet sich sehr, nach Einbruch der Nacht hin zu gehen; höchstens wagen das Gensdarmen und Sbirren. So ist es denn auch der gewöhnliche Schlupfwinkel der Diebe.

Alljährlich, zur Zeit da die Fremden in der heiligen Stadt sich sammeln, d. h. beim Eintritt des Winters, gewahrt man, daß die Zahl der Diebstähle ansehnlich zunimmt: einfache und qualificirte, mit Einbruch und Nachschlüssel, besonders aber mit gewaffneter Hand auf öffentlicher Straße. Es ist nicht klug, bei Tage auszugehen, will man nicht während seiner Abwesenheit ausgeplündert werden, manchmal durch die Vermiether selbst; und es ist noch unvorsichtiger, bei Nacht auszugehen, will man nicht riskiren, in der Straße angehalten und beraubt zu werden.

Die Römer benehmen sich den Anschlägen der Diebe gegenüber ausnehmend geduldig. Es kommt ihnen nie in den Sinn, ihren Anfällen Widerstand zu leisten, die stets auf dieselbe Weise mit gezücktem Dolch verübt werden. Ich äußerte einmal gegen einen Menschen, der Tags zuvor war angehalten und ausgeplündert worden, mein Verwundern über seinen Eifer, die Taschen zu leeren und seine Kleinode herzugeben, wodurch ja die Keckheit der Frevler nur vermehrt wird. Sie wissen nicht, erwiederte er mir, was man zu erwarten hat, wenn man sich vertheidigt. Hat man das Unglück, seinen Angreifer zu

verwunden, so wird man verhaftet, und das Mindeste, was einem passirt, ist, daß man wegen Waffentragen ohne Erlaubniß processirt wird; träfe sich's aber, daß der Dieb einer religiösen Brüderschaft oder der Polizei verwandt wäre, so bekäme die Sache einen politischen Anstrich und es bliebe uns nichts, als aus dem Gefängniß ins Exil zu wandern.

Die Polizei ist sehr gleichgültig gegen dergleichen Attentate. Wenn nicht etwa eine hohe Persönlichkeit dabei zu leiden hatte, entschließt man sich nicht zu Sicherheitsmaßregeln; aber solche sind auch von wenig Erfolg, denn die Menge der Vergehen, und die Leichtigkeit, sich der Strafe zu entziehen, ermüden bald die Wachsamkeit der Diener der Gerechtigkeit. Hat einer heute ein Individium arretirt, so tritt dieser ihm wohl morgen frech entgegen und bittet um Feuer für seine Cigarre; und nicht selten wird ein Richter, der heute einen verurtheilte, morgen höhnisch von ihm gegrüßt.

Es gibt zu Rom verschiedene Mittel, sich einer Verurtheilung zu entziehen. Erstlich, da es keine Staatsanwaltschaft gibt und eine Klage angestellt sein muß, so kann man sich mit dem Kläger abfinden, und die Verfolgung hört auf. Sodann kann man durch Denunciation seiner Mitschuldigen sich, wie man's nennt, Strafloſigkeit erwerben. Durch Belohnung der Angeber ist stets dem Schuldigen eine Pforte offen gelassen und der Angeber wird dann in Schutz genommen; wird zum Scheine nach der Proceß auch gegen ihn geführt, so wird er doch sicher begnadigt; und um ihn gegen Privatrache zu schützen,

gibt man ihm täglich einige Paul Pension, damit er ruhig in einem Nachbarstaat von seinem Verdienst zehren kann.

Die Contracte der Regierung mit den Dieben und Räubern sind indessen nicht ganz zuverlässig: so hat der allbekannte Bandit Gasparoni noch jetzt im Lager zu Civita-Castellana zu büßen, ungeachtet des ihm gegebenen Worts und seiner nahen Bekanntschaft mit einem erlauchten Cardinal-Staatssecretair. Doch kann man sagen, daß im Allgemeinen von der Regierung Uebereinkünfte der Art gehalten werden. Das ist auch nöthig, damit man zur Kenntniß der Verbrechen gelange; denn die Regierung kann weder auf ihre Agenten, noch auf das Volk rechnen, das stets mit den Verbrechern sympathisirt.

---

45. Banditen.

Wer die Schönheiten der Natur und Landschaft genießen, wer die Sitten des Landes kennen lernen will, wer nicht allzusehr eilt und die Unbequemlichkeiten eines schlechten Wagens und einer nicht durchaus gewählten Gesellschaft vertragen kann: der fährt mitunter mit einem Vetturin. Trifft er glücklicherweise gute Gesellschaft, und fährt in kleinen Tagereisen, so ist das recht angenehm. Man ist auch so am sichersten vor Wegelagerern, weil die Vetturine nicht bei Nacht fahren, Jedermann unterwegs kennen; weil sie sehr selten vornehme und reiche Personen, die

zum Beutemachen anlocken, fahren, und niemals Geldsendungen der Regierung besorgen.

Es bestehen im Kirchenstaate regelmäßig organisirte Banden von Wegelagerern, die überall Verzweigungen und Einverständnisse, über Alles gute Auskunft haben, so daß sie niemals in Gefahr laufen. Wenn der Courier oder die Diligence Staatsgelder bei sich haben, wissen sie es genau, und häufig kommt so ein Transport nicht an. Die Regierung ist für Gewalt nicht verantwortlich; fällt ein Diebstahl vor, so hat die Provinz oder Gemeinde des Adressaten den Schaden zu tragen. Die Römer, welche gegen ihre Regierung sehr mißtrauisch und dabei manchmal ungerecht sind, behaupten, sie handle mit den Räubern im Einverständniß und theile mit ihnen. Außer diesen Associationen gibt es auch Gelegenheitsräuber, die für einen Streich sich unversehens zusammenfinden, hernach sich trennen und nicht weiter in Bekanntschaft sind: das sind Bauern, die einzeln auf dem Felde arbeiten. Sehen diese eine Postchaise, die ihre Beutegier lockt, machen sie sich leicht verständliche Zeichen, holen ihr Gewehr aus dem Versteck, und sind im Augenblick zu einem Hinterhalt beisammen, um dem Reisenden den Weg zu verlegen. Gelingt das Unternehmen, so gibt man dem Postillon für Stillschweigen etwas ab, theilt das Uebrige, versteckt sein Gewehr und geht wieder ruhig an seine Arbeit, um den aufspürenden Gensdarmen auf falsche Fährte zu weisen. Diese improvisirten Banden sind die gefährlichsten, weil sie nicht zu erreichen sind und sich einander nie verrathen.

Es gibt noch eine andere Brigandage, der man einen

politischen Anstrich gibt, und welche zu stützen die Regierung beschuldigt wird. Ich will nicht näher darauf eingehen, weil sie vorübergehender Natur ist; sie wird mit der vollständigen Einheit Italiens verschwinden. Was aber das normale, einheimische Räuberthum betrifft, so will ich noch die Aeußerung eines Cardinals anführen, die er bei Anlaß zahlreicher Verhaftungen in einer Provinz machte: Lasset diese nur gewähren, sagte er, das sind nicht Leute, die auf Revolution sinnen.

Vor einigen Jahren, als ich mich zur Villegiatur in einer Stadt des Kirchenstaates befand, war ich Zeuge einer Gerichtsverhandlung über eine Bande von 52 Dieben und Mördern, welche zwanzig Jahre lang auf den öffentlichen Straßen ihr Handwerk getrieben hatten, endlich aber durch zwei der Ihrigen waren verrathen worden, welche sich gedrungen fühlten, anstatt fortwährender Angst ein ruhiges Leben mit Staatssubvention zu führen. Der Proceß erregte die allgemeine Neugierde nicht allein, sondern Theilnahme mit den Angeklagten und Unwillen über die Angeber. Ich wohnte den Verhandlungen bei, und staunte über den unverschämten Cynismus, womit der junge Vertheidiger derselben ihre Uebelthaten zu beschönigen beflissen war. Die Angeklagten selbst legten ein vollständiges Geständniß ab, denn in diesem Falle findet selten eine Todesstrafe statt. Es wurden auch nur sieben derselben zum Tode verurtheilt, aber der Gnade des Souverains empfohlen; die übrigen zur Zwangsarbeit auf einige Zeit, und diese war eine sehr kurze, wenn sie ihre Beichtväter zu wählen verstanden und häufig zum Tische des Herrn gingen.

So geht es im Kirchenstaat zu. Die Verurtheilten wissen, daß die Priester eine Modification des Urtheils bewirken können, und verlegen sich auf Heuchelei. So werden die Uebelthäter auch keineswegs durch die strengen Strafen, welche das Gesetz ausspricht, eingeschüchtert. Daher eine große Mißachtung der Justiz, stets wachsende Frechheit der Uebelthäter, eine erschreckende Menge von Verbrechen bei fast sicherer Aussicht auf Strafloſigkeit der Thäter.

Man sollte also wohl glauben, die Regierung sei äußerst milde. Sagen wir lieber, äußerst schwach. Sie straft mit übertriebener Strenge, um hernach durch Rückkehr in die Schranken der Mäßigung das Verdienst der Gnade geltend zu machen.

Aber die Milde der römischen Regierung ist doch nicht gleichmäßig. Jedenfalls ist sie nicht bei politischen Vergehen zu erkennen. Da gilt keine Protection, noch Devotion, keine Gnade ist zu hoffen. Auf leichte Indicien, den geringsten Verdacht, auf eine interessirte, wohl auch von der Polizei bezahlte Denunciation, werden die Bürger bei Nacht aus ihren Wohnungen geholt, ihren Familien entrissen und in den Kerker geschleppt, wo sie im strengsten Geheimniß verwahrt werden. Da haben sie Monate und Jahre lang zu warten, bis man es nur für nöthig hält, ihnen zu sagen, weshalb sie ihrer Freiheit beraubt wurden. Weder die ehrenvollsten Antecedentien, noch Verwendungen der Verwandten und Freunde, noch selbst Geldopfer kann sie dem entziehen. Und wenn endlich man sie verhört, und man kann nicht hinreichende Be-

weise gegen sie beibringen, so müssen sie aus dem Kerker ins Exil.

Es giebt in Rom wenig politische Verurtheilte, weil die meisten nach jahrelanger Untersuchungshaft ins Exil geschickt werden, aber desto mehr Angeklagte. Außerdem eine Menge Verdächtiger, die unter polizeilicher Aufsicht internirt sind: das sind die, welche wegen freundschaftlicher Beziehungen zu wirklich Verhafteten in Verdacht stehen. Diese dürfen nicht die Café's oder andere öffentliche Orte besuchen, noch mit den von der Polizei notirten Personen in Verbindung treten, müssen endlich zur Stunde des **Ave Maria** nach Hause gehen. Begiebt sich nun ein politisches Ereigniß, das geeignet ist, das patriotische Gefühl anzuregen und eine Manifestation des Volkes zu veranlassen: so werden die Verdächtigen eingesteckt, und bei überfüllten Gefängnissen die Diebe freigelassen, um ihnen Platz zu machen.

---

46. Asylrecht.

Das Asylrecht rührt aus dem Alterthum her: die heidnischen Tempel, Altäre, Götterstatuen, Gräber genossen dasselbe. Das römische Christenthum behielt es bei und übertrieb es. Nicht blos Kirchen, auch Abteien, Bischofssitze, Klöster sammt allem zugehörigen Land, sicherten den Uebelthäter. Der Adel nahm sich die nämlichen Rechte,

wie der Clerus, heraus, und die Gesandten wollten nicht minder haben, als die Cardinäle und hohen Barone. So wurden endlich die Orte, wo Justiz geübt werden konnte, zur Ausnahme. Zu Rom stand der Pincio unter Frankreichs Schutz, unter Spaniens der Platz dieses Namens: Räuber und Mörder hatten da ihre Schlupfwinkel vor der päpstlichen Polizei.

Ein solcher Zustand wurde gefährlich. Die festen Schlösser wurden zu Raubnestern, die erlauchten Banditen organisirten gefürchtete Banden, die ihre Räubereien in der ganzen Campagne und bis in die Straßen der Stadt trieben. Deus cum fortibus, schrieben die Barone über den Eingang ihrer Burgen. Diesem Unheil und Scandal machte der große Sixtus V. ein Ende; er ließ mittels des Galgens die Justiz handhaben, und nahm dem Adel das Asylrecht.

Heutzutage ist dieser Zustand rechtlich wenig geändert, doch der That nach. Die Gesandtschaften behaupten noch dieses Privileg, aber Gefälligkeit gegen den heiligen Stuhl hemmt die Ausführung: Criminalverbrecher, und leider auch die politischen, werden ausgeliefert. Nur noch der Director der Academie de France nimmt auf der Villa Medicis die vom Vicariat wegen Liebesvergehen Verfolgten in Schutz. Die Cardinäle halten sich am Tage einer Hinrichtung eingeschlossen, damit nicht ihr bloßes Begegnen den Verurtheilten begnadige.

Klöster und Pfarrhäuser sind gegenwärtig noch die einzigen den Uebelthätern geöffneten Freistätten. In den Kirchen ist man nicht mehr sicher gegen einen Befehl des

Cardinalvicars, und Nahrung hineinzubringen ist verboten.

Wer um Schulden verfolgt wird, findet überall bereitwilligen Schutz. Ein unredlicher Schuldner braucht sich nur irgend einem Geistlichen von Rang, oder einem Pfarrer oder Klostervorsteher zu stellen und zu sagen: Ich habe Verbindlichkeiten, die ich los sein möchte, unterstützen Sie mich, mein Wort zu brechen. Alle Thüren öffnen sich dem interessanten Mann, und von sicherer Stelle aus ist es ihm leicht, durch Vergleich sich seiner Gläubiger zu entledigen.

---

47. Justiz.

1. Gesetzgebung.

Der Kirchenstaat hat keinen Codex; es gibt nur provisorische Reglements, welche der Rechtsgewährung zu Grunde liegen. Der zu Anfang dieses Jahrhunderts eingeführte Code Napoléon wurde 1814 wieder abgeschafft, und nun fußte man wieder auf einem Labyrinth von altrömischen Gesetzen, kanonischem Recht, apostolischen Constitutionen und einer unendlichen Menge päpstlicher Edicte, wozu noch locale Gewohnheiten kamen. Die Menge der Tribunale, die Langsamkeit des Verfahrens, die Unsicherheit der Rechtsauslegung, zahllose Hinterthüren der Willkür

und Chicane — das alles erregte lebhafte Reclamationen. Man entschloß sich zur Abhilfe, fing aber mit Dingen an, die nichts weniger als dringend waren, ja zu Rom gar nicht existiren, Handel und Industrie. Im Jahre 1824 publicirte Pio VII. ein Reglement über das Handelswesen, worin das Capitel über Fallissements von den Römern am besten begriffen wurde, da es eine Anweisung in der Kunst, seine Gläubiger gesetzlich zu täuschen, enthält. Ein Reglement über das Gerichtsverfahren ist sehr unvollständig. Gregor XVI. erließ 1832 ein Reglement über die Vergehen und Strafen, und 1834 ein solches über Civilsachen.

Das erstere ist wohl dem französischen peinlichen Codex nachgebildet, hat aber die wichtigsten Modificationen, zumal in Betreff des Religionspunkts, dem österreichischen entlichen. Die Gebote Gottes und der Kirche bilden das Fundament. Die Kirche verurtheilt den Zweikampf, Kirchenraub, die Gotteslästerung: also das peinliche Gesetz auch, und zwar die Duellanten zum Tod, ebenso den Kirchenräuber; die Gotteslästerer zu Zwangsarbeit; wer einen Priester bei der Amtshandlung mißhandelt, verfällt dem Tod. Dazu kommt, daß alle Vergehen gegen die Religion oder deren Diener der ordentlichen Gerichtsbarkeit entzogen, geistlichen Tribunalen überwiesen sind. Wie die Kirche einen Gedanken als schuldig verdammt, so greift auch das römische Gesetz die Absicht zu einem Vergehen an, wenn auch noch nicht ein Anfang der Ausführung gemacht, kein Mensch dadurch beschädigt worden ist. Ist nur durch Worte oder Schrift die Absicht klar

gelegt, so genügt es. Das römische Gesetz hat vom französischen so zu sagen alle erschwerenden Umstände beibehalten, die mildernden weggelassen: nur entschuldigende kennt es. Ein Kind unter zehn Jahren wird nie schuldig befunden, über dieses Alter hinaus verfällt es der Strafe, als habe es volle Einsicht; nur ein geringeres Maaß der Strafe ist statthaft. Raub wird sehr strenge und ohne alle Unterscheidung des Alters, bis zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit bestraft. Den besten Schutz gegen Verläumdung glaubte man in dem mosaischen „Auge um Auge, Zahn um Zahn" zu finden; und so bestraft das Gesetz den absichtlichen Verläumder ganz gleich mit dem unschuldigen Urheber falscher Angaben, bis zur Todesstrafe.

Auch bei allen gewöhnlichen Verbrechen gegen Personen und Eigenthum hat das römische Gesetz unendlich härtere Strafen als das französische aufgestellt. Man hat diese größere Strenge mit der Angabe rechtfertigen wollen, daß die Masse der Bevölkerung weniger aufgeklärt sei, als in Frankreich. Aber worin liegt der Grund, wenn in einem Lande, wo seit den Zeiten des Alterthums ein Mittelpunkt aller Bildung war, und der allein berechtigte Clerus im Besitze der Bildungsmittel, die Regierung so sparsam in Zumessung der Intelligenz gewesen ist.

2. Gerichtshöfe.

Vor Allem ist zu bemerken, daß die Unabsetzbarkeit der Richter im Kirchenstaat nicht existirt, also die absoluteste Gewalt auf der Welt durch keine Schranke gehemmt ist. Auch weiß man da nichts von einer Staatsanwalt-

schaft, welche berufen wäre, die gesammte Gesellschaft zu schützen oder zu rächen.

Fassen wir das Räderwerk der Justizverwaltung in's Auge.

Im Jahre 1809 fanden die Franzosen eine ganz eigenthümliche Organisation der Verwaltung vor. Alles war uniformisch geregelt: es gab 72 Bäcker, 72 Metzger, 72 Wurstler ꝛc. und auch 72 Gerichtshöfe. Nun ist das wohl modificirt, die Victualienverkäufer sind vermehrt, die Gerichtshöfe vermindert; doch ist ihre Anzahl noch beträchtlich, zumal mit Inbegriff einer Menge exceptioneller Tribunale mit speciellen Befugnissen. Wir übergehen diese Congregationen, welche mehr oder minder strenge, selbst barbarische Strafen auszusprechen befugt sind, sowie das wenigbedeutende Handelstribunal, und betrachten nur die Civil- und Criminal-Gerichtshöfe.

Da giebt es vorerst ein Tribunal mit der sonderbaren Benennung A. C.: so benennt es sich selbst, weil der vorsitzende Prälat den Titel „A-ssessor C-amerae" führt. Es theilt sich in zwei Kammern, von welchen die eine aus zwei Prälaten und einem Rath, die andere aus einem Prälaten und zwei Räthen besteht. Beide werden durch Zufügung von zwei Auditoren, die nur berathende Stimmen haben, auf fünf Mitglieder ergänzt. Es urtheilt in erster, zweiter und dritter Instanz nach kanonischem und bürgerlichem Recht.

In allen Processen zu Rom muß man zwei conforme Urtheile haben. Nach einem ersten Urtheil erfolgt eine erste Berufung; widerspricht das zweite Urtheil dem

ersten, so erfolgt die zweite Berufung, nicht an ein anderes Tribunal, sondern an die andere Kammer.

Ueber dem Tribunal AC. steht das kosmopolitische der Sacra Rota von europäischem Ruf, das auch in erster, zweiter und dritter Instanz urtheilt. Es besteht aus zwölf Prälaten mit dem Titel Auditoren, alle mit gleichem Recht, präsidirt von ihrem Dechanten, welchen der Papst ernennt; die Mitglieder werden präsentirt, zwei von Spanien, von Oesterreich bis vor Kurzem auch zwei, seit dem Verlust der Lombardei einer, von Frankreich einer, ebenso von den Städten Bologna, Ferrara, Florenz, Mailand, Perugia, die übrigen von Rom.

Dieses Tribunal wurde zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts errichtet, um in Sachen von Beneficien aller Länder zu urtheilen. Dergleichen Befugnisse hat es noch; zugleich ist es für den Kirchenstaat bürgerlicher Appellhof.

Jeder der zwölf Auditoren hat seinen unveränderlichen Platz um einen runden Tisch, auf dessen Mitte das symbolische Bild des heiligen Geistes steht. Wer vom AC. appellirt, hat das Recht, einen der Richter zu wählen, Ponente genannt, der die Functionen des Referenten und Präsidenten vereinigt. Die vier Auditoren, welche ihm zur Linken zunächst sitzen, bilden mit ihm den Appellhof. Ist dessen Urtheil mit dem des AC. übereinstimmend, so hat man nur noch den Recurs an die Cassation; weist es aber ab, so bleibt die Berufung an eine andere Kammer der Rota. Der Appellant muß dann den Ponente so wählen, daß zu seiner Linken nur zwei von vieren der vorigen Kammer angehörten. Dieses zweite

Urtheil ist dann definitiv. Außer der Cassation kann auch auf Restitutio in integrum, Wiederherstellung in alle Rechte, berufen werden. Dies ist eine ganz römische Erfindung, welche einen Proceß, der bereits in drei Instanzen erlegen ist, wieder aufleben läßt. Solcher Recurs gehört vor das höchste Tribunal la Signatura.

Diese höchste Stufe der civilgerichtlichen Hierarchie besteht aus votirenden und referirenden Prälaten unter einem Cardinal als Präsidenten. Wird von ihm eine Klage abgewiesen, so gibt es keinen Recurs weiter, wird sie angenommen, so geht die Sache wieder an die ersten Richter zurück, welche dieselbe ganz von Neuem zu behandeln haben. Daraus entsteht ein bedauerliches Gegenstreben zwischen den Tribunalen und dem höchsten Gerichtshof und eine unendliche Dauer der Processe.

Zwischen der Civil- und Criminaljustiz ist zu Rom eine große Lücke: es gibt keinen correctionellen Gerichtshof. Die einfachsten Vergehen unterliegen, wie die schweren Verbrechen, der criminalen Behandlung.

Eine scharf gezeichnete Linie scheidet die Advocaten, welche sich mit Civilsachen befassen, von den Vertheidigern vor den peinlichen Tribunalen: sie hassen und verschwärzen sich einander. Die einen schreiben, die andern plaidiren. Die ersteren sind zahlreich und angesehen und können sich bereichern; bei der Vertheidigung armer Teufel ist nicht viel zu gewinnen. Und welche redneriſchen Erfolge kann man da erringen, wo die Verhandlungen erst seit Kurzem öffentlich sind, auf wiederholtes Verlangen Frankreichs, aber ohne Interesse des Publikums.

Die Organisation der Criminaljustiz ist weit einfacher und fördernder als die der bürgerlichen. In jeder Provinzialstadt gibt es einen Beamten mit dem Titel Gouverneur, Prior u. s. w., um alle geringeren Vergehen zu erledigen, die mit Geldstrafen oder Zwangsarbeit bis zu einem Jahr zu verbüßen sind. Zu Rom hat über solche der Prälat-Gouverneur zu erkennen. Dasselbe Tribunal steht auch als Appellationsinstanz über den Gouverneuren der Provinz, und merkwürdiger Weise besteht dasselbe aus einem einzigen Individuum, genannt Assessor, welchem der Gouverneur seine Vollmacht überträgt.

Der Criminalgerichtshof zu Rom besteht aus einem Prälaten als Präsident, einem solchen als Vicepräsident, und sechs weltlichen Richtern. Er hat aber nur über Laien zu urtheilen; Geistliche werden durch Specialtribunale gerichtet.

Der oberste Gerichtshof für Criminalsachen ist die Sacra Consulta, bestehend aus 12 Prälaten, welche mehrere Kammern bilden, unter dem Vorsitz eines Prälaten, mit dem Titel Präfect. Er erkennt in letzter Instanz über alle Criminalsachen. Auch hat er in allen politischen Sachen, sowie in Klagen gegen öffentliche Beamten in Betreff ihrer Amtsführung in erster und letzter Instanz zu entscheiden.

3. Gerichtsverfahren.

Das gerichtliche Verfahren schließt sich im Detail vielfach an das französische an, ist aber doch weit von demselben abweichend.

Ist eine Sache nicht summarisch in einer Sitzung abzuthun, so wird sie in mehrfachem Schriftwechsel ohne mündliche Behandlung innerhalb dreier Termine bis zum Urtheil geschleppt. Dann ist für Appellation eine Frist von einem Jahr, welche noch um weitere sechs Monate verlängert werden kann. Das Verfahren ist bei zweiter Instanz ganz dasselbe, und wenn das Urtheil nicht bestätigend lautet, ist eine zweite Appellation statthaft, und dann das Gesuch um Cassation oder Restitution bei der Signatura.

Bei diesem schleppenden Gang, den langen Fristen und der Möglichkeit, nachdem die drei Stufen durchgemacht sind, den Proceß wieder ganz von vorne anzufangen, kann ein Rechtsstreit viele Jahre, sogar Generationen dauern.

Das Verfahren beim Criminalproceß ist unendlich rascher, nur daß die Langsamkeit der Instruction einen Verhafteten kann Jahre lang im Gefängniß schmachten lassen, bevor er nur verhört wird und die Gründe seiner Einziehung vernimmt. Das ganze Verfahren ist ebenfalls schriftlich und geheim. Die öffentliche Schlußverhandlung geschieht vor einem wenig zahlreichen Publikum und das Urtheil wird in Abwesenheit des Angeklagten gesprochen.

Bei jedem peinlichen Tribunal sind Untersuchungsrichter mit beschränkten Befugnissen und Substitute zur Vorbereitung der Sache, ein Greffier, ein Armenadvocat, aber kein Staatsanwalt. Es gibt Fälle, wo ohne Mitwirkung der verletzten Parthei eine Verfolgung untersagt ist. Solche ist, außer dem Betreffen auf frischer

That, oder wenn man sich selbst einstellt, nur möglich: auf Ersuchen des Fiscalanwalts, auf Klage oder Denunciation. Der Erstere handelt nicht im Interesse der Gesellschaft, sondern des Fiscus, der in der Regel durch Kosten betheiligt ist. Die verletzte Parthei klagt sehr selten, hauptsächlich aus Furcht vorm Dolch. Also bleibt nur die Denunciation, weil sie geheim bleiben kann. Zur Entdeckung der Verbrechen verhilft am meisten die dem Uebelthäter, der seine Mitschuldigen denuncirt, zugesicherte Straflosigkeit.

Demnach muß eine große Anzahl von Verbrechen ungestraft bleiben. Demohnerachtet ist die Zahl der Verurtheilungen erschrecklich. Aus einer statistischen Erhebung von zehn Jahren ergab sich, daß auf 5358 Einwohner 1 Mörder kam, während in dem entsprechenden Zeitraum in Frankreich einer auf 124,000 Bewohner zu rechnen war.

Nachdem die Voruntersuchung fertig und alle Beweise gesammelt sind, wird dem Präsidenten und den Richtern ein Resumé zugestellt. Jetzt erst wird dem Verhafteten Mittheilung gemacht und ein Advocat gestattet. Bis dahin war er auf's Strengste aller Communication beraubt. Fünf Tage erhält der Vertheidiger Frist, um von Allem Kenntniß zu nehmen und Entlastungszeugen zu beschaffen. Dann wird der Gerichtstag bestimmt, an welchem nach Verlesung des Resumé der Angeklagte verhört, die Zeugen vernommen werden. Der Fiscalanwalt trägt seine Meinung vor, ohne Strafantrag, der Advocat führt die Vertheidigung mündlich, der Fiscal darf repliciren, dem Vertheidiger bleibt das letzte Wort.

Nach Schluß der Verhandlungen wird der Angeklagte in seine Haft zurückgeführt und die Richter begeben sich in's Berathungszimmer, wo sie über drei Fragen zu entscheiden haben: 1. Ist die Existenz des Vergehens klar? 2. Ist der Angeklagte schuldig? 3. Ist er hinreichend schuldig für die und die Strafe? Bleibt über 1. und 2. ein Zweifel, so muß er in die Haft zurück und die Untersuchung wird erneuert. Wenn nach sechs Monaten nicht hinreichende Beweise für einen abermaligen Gerichtstag vorhanden sind, wird er frei gelassen, bleibt aber unter polizeilicher Aufsicht.

Wird der Angeklagte schuldig erklärt, so erhält er drei Tage Frist für Appellation. In diesem Falle wird vom höheren Tribunal in fast gleichen Formen verfahren. Ueber ein Cassationsgesuch wird mit einem Mal entschieden. Eine Vollziehung hat binnen vierundzwanzig Stunden zu geschehen.

Das Recht der Begnadigung, zu Erlaß, Minderung oder Umwandlung der Strafe wird vom Papste vielfach ausgeübt. Man sollte meinen, die große Strenge in den Strafbestimmungen habe den Sinn, dem heiligen Vater Gelegenheit zu geben, seine Gnade zu beweisen.

Den zur Zwangsarbeit Verurtheilten bleibt ein unfehlbares Mittel, bald wieder frei zu werden: Heuchelei. Verstehen sie es, Reue zu affectiren, fromme Gefühle, Pönitenzen und Uebungen auffallend an den Tag zu legen, so können sie sicher sein, in wenigen Monaten ihren Zweck zu erreichen.

Wir haben noch die Fälle zu bezeichnen, wo der

Gerichtshof in erster und letzter Instanz zu entscheiden hat. Es sind: Majestätsbeleidigung, Conspiration, Aufruhr, Attentate gegen die öffentliche Sicherheit, endlich alle politischen Vergehen. Dann werden die Richter, welche zu erkennen haben, vom Cardinal-Staatssecretair ausdrücklich ernannt, und er wählt gewiß die ergebensten und strengsten. Das ganze Verfahren ist summarisch und geheim, alle Fristen werden abgekürzt, die Zeugen werden nicht confrontirt, sie dürfen sogar in den Acten ganz verschwiegen werden, durch Bezeichnung mittels Anfangsbuchstaben. Der Angeklagte darf sich keinen Vertheidiger wählen, muß den Armenadvocat annehmen. Der Recurs an die Gnade wird selten gestattet. Obwohl dieselbe den Dieben und Mördern so leicht zu Theil wird, den politischen Verurtheilten soll dieselbe abgeschnitten sein.

48. Heerwesen.

Es giebt im Kirchenstaat keine Rekrutirung. Unter den von Frankreich dem heiligen Stuhl vorgeschlagenen Reformprojecten befand sich auch die Bildung eines nationalen Heeres. Dasselbe wurde abgelehnt, aus dem merkwürdigen Grunde: es widerstreite dem Gewissen Seiner Heiligkeit, einer gewissen Anzahl seiner Unterthanen auch nur temporair das Cölibat aufzuerlegen.

Der Eintritt in's päpstliche Heer geschieht freiwillig auf Werbung, wobei den Ausländern höhere Zahlung geboten wird, als den Einheimischen. Man zieht diese vor, um sie gegen die eigenen Unterthanen besser zu gebrauchen. Aus Mißtrauen gegen diese nimmt man Söldlinge aus allen Ländern, die, weil sie weder Familie, noch Freunde, noch Interessen im Lande haben, zu Gewaltthätigkeiten gegen die Bevölkerung leicht bereit sind: es ist ein Abschaum aus allen Nationen, der um blankes Geld seine Haut verkauft, ohne Ehre und Würde, ohne Disciplin und Muth, wie man es bei Castel-Fidardo gesehen.

Davon machen die Zuaven, die fast alle Franzosen sind, eine Ausnahme: sie sind freiwillig gekommen, unterm päpstlichen Banner zu fechten. Doch giebt es immerhin in einer Heerde auch räudige Schafe. Manchen hat man eingebildet, das Papstthum sei wirklich in Gefahr, und sie sind bereit, ihr Leben für dasselbe einzusetzen. Manche aber sind nur junge Tollköpfe, die der elterlichen Zucht entlaufen wollten, abentheuerlich und ehrgeizig. Andere sind vom Beichtvater fanatisirt, als gelte es einen neuen Kreuzzug. Die meisten aber gehören zu der Partei, welche nichts gelernt und nichts vergessen haben, die stets die tollsten Hoffnungen nährt und von unmöglichen Restaurationen träumt; denen die Religion ein Mittel, das Papstthum ein Vorwand, der Papst ein Werkzeug ist.

Bei den Zuaven sind die Officiere, gleich den Gemeinen, Ausländer, bei den einheimischen Bataillonen sind nur römische Officiere. Das Reglement gestattet,

daß ein Soldat Officier werde, aber in der Ausführung ist das selten. Man gewinnt Treffen durch ausgezeichnete Beobachtung seiner religiösen Pflichten; man kann im Beichtstuhl oder der Sacristei Kreuze und Medaillen sich erwerben, ebenso wie Indulgenzen; aber um Officier zu werden, muß man der Regierung oder der Polizei ganz besondere Dienste geleistet haben, durch Denunciation oder Arrestation eines Verschworenen ꝛc. Dann kann man die Scheidelinie zwischen wollener und goldener Epaulette überspringen.

In dem alten Palast Cenci ist eine Militairschule für Cadetten, wo die Regierung ihre Officiere bildet. Da aber die Zeit der Kriegführung nach Außen vorüber ist, und der Zweck des Heeres, den Gehorsam bei der Bevölkerung zu handhaben, weder Ehre noch Ruhm bringt, so steht das Heer zu Rom in wenig Achtung. So finden sich auch kaum ein Dutzend Officiersaspiranten in der Schule. Was sie für Wissenschaften da erlernen, ist nicht bekannt; nur das ist zu erkennen, daß sie vortefflich lernen mit dem Säbel rasseln, die Schärpe anschnallen, den Czako aufsetzen.

Im Jahre 1864 betrug der Effectivbestand des päpstlichen Heeres 7430 Mann, bestehend aus 1 Bataillon französisch-belgischer Znaven, 1 Bataillon ausländischer Carabiniere, 1 Regiment Eingeborner, 1 Bataillon einheimischer Jäger, 2 Schwadronen Dragoner, 1 Bataillon Veteranen. Gensd'armen 2000, Artillerie 800 Mann. — Das sind genug, so lange der französische Beistand dauert, zuviel für den Zustand der Finanzen.

49. Finanzen.

Die Päpste sind im Rechnenwesen nicht sehr stark. So muß man urtheilen, wenn man den Zustand der Finanzen des päpstlichen Staats in's Auge faßt. Das kann man auch ohne Beleidigung aussprechen; denn man kann nicht alle Eigenschaften in sich vereinigen; und da sie so viele ausgezeichnete Vorzüge besitzen, so kann ihnen wohl diese abgehen, zumal bei ihrer Unfehlbarkeit. Ein tüchtiger Finanzminister würde übrigens schon genügen; daran hat es aber große Noth. Bis jetzt haben die Päpste bei der Wahl eines solchen kein Glück gehabt.

Vormals legte der Prälat Generalschatzmeister am Ende des Jahres Rechnung ab, die jedoch nicht publik wurde. Der Papst sah hinein, billigte, und damit war's abgethan: es war eine Zeit, da die Kassen sich reichlich genug füllten. Aber seitdem Mangel und Noth eingetreten, da der Glaube nicht mehr so einträglich war, mußte man auf Ueberwachung der Verwendung denken. Es wurde eine Congregation organisirt, um die Rechenschaft zu prüfen. Diese bestand meist aus Cardinälen; und würdigte man einige Fürsten der Theilnahme an derselben, so war damit wenig Befähigung gegeben; denn in der Regel sind das nicht vollkommene Finanzmänner, wie die Juden und Wechsler bezeugen können. Die Cardinäle sind in andere Sorgen ganz versunken; und war einmal einer darunter, der das Schatzmeisteramt be-

kleidet hatte, so fand sich's wohl, daß derselbe, der sich trefflich auf's Rechnen verstanden hatte, als er die Finanzen leitete, nichts mehr davon verstand, wenn es galt, die Rechnungen eines Anderen zu prüfen. Indessen fungirte die Congregation, so gut es eben ging, und man kam stets zu dem Schluß der Conformität.

So ging es bis zu Gregor XVI., unter dessen langem Pontificat gar keine Rechnungslegung stattfand.

Zur Zeit, als Pio IX. sich Reformen geneigt zeigte, und dem uninteressirten Rathe befreundeter Mächte ein Ohr lieh, errichtete er durch ein motu proprio eine Finanzconsulta, eine Commission, welche zur Bildung eines Präventivbudget's schreiten, die Rechnungen und Ausgaben der verschiedenen Ministerien prüfen, und eine wirksame Controle des gesammten Rechnungswesens ausüben sollte. Dieselbe bestand aus achtundvierzig Mitgliedern, die zur Hälfte vom Papste direct ernannt, zur anderen Hälfte aus einer dreifachen Liste von Candidaten gewählt wurden, welche die Provinzialräthe unter Einfluß der Legaten oder Delegaten zu präsentiren hatten.

Die römischen Budget's werden folgendermaßen zu Stande gebracht: Der Finanzminister macht einen Entwurf, preventivo genannt, worin er für jede Art der Einnahme oder Ausgabe eine Ziffer aufstellt. Die Finanzconsulta hat das Recht, gegenüber dieser des Ministers eine andere aufzustellen. Der Papst hat sodann zu entscheiden, und er adoptirt in der Regel die Vorschläge der Consulta.

Am Schlusse des Rechnungsjahres legt der Minister

eine allgemeine Rechenschaft vor, Consuntivo genannt, worin er die im ersten Budget gebrachten Ziffern wieder aufführt, und die Summen der wirklichen Einnahmen oder Ausgaben daneben stellt. Diese Rechenschaft sammt Belegen wird der Prüfung der Consulta unterlegt, und sodann der Billigung des Souverains.

Der erste von der Consulta controlirte Budgetentwurf war im Jahre 1851; die letzte von ihr geprüfte Rechenschaft war die im Jahre 1859 publicirte des Jahres 1857*). Da der heilige Stuhl die seitdem eingetretenen politischen Thatsachen nicht als vollendet anerkennt, und keine seiner Ansprüche auf die abgetrennten Provinzen aufgab, so ist ein regelmäßiges Budget aufzustellen seitdem nicht möglich gewesen.

Seit der Herrschaft Pio IX. ist das Deficit zum normalen Zustand der päpstlichen Finanzen geworden, dessen durchschnittliche Höhe über 1,200,000 Scudi beträgt, d. h. etwa den zehnten Theil der Einnahme. Um diese Lücken zu decken, hat man erfinderisch zu verschiedenen Mitteln gegriffen. Man hat im Stillen, fast könnte

---

*) Dieses war geschrieben 1864, seitdem wurde noch der Voranschlag für 1864 publik.

In dem Rechenschaftsbericht des Jahres 1857 besagt die Bilanz:

Ordentliche Einnahmen	13,732,843	Thlr.	(1 römischer Scudi à 5 Fr. 37 Ct.)
Außerordentl. „	483,474	„	
	14,216,317.		
Ordentliche Ausgaben	14,109,816		
Außerordentl. „	819,928		
	14,929,744.		
Deficit	713,427. = Fr.	3,823,968.	

man sagen, heimlich, Obligationen an Vertraute unter Bedingungen, die den Staatsschatz sehr belasteten, abgegeben, und als dieses nicht ausreichte, hat man durch Aufnahme bei Juden mit dem Palliativ einer Anleihe sich zu helfen gesucht. Aber die Juden zogen aus Veranlassung der Affaire Mortara sich zurück. Nun machte man alle Bischöfe der Christenheit zu Agenten, um vermittelst des Beichtstuhles die Coupons eines päpstlichen Anlehens anzubringen. Da dieses nicht zum Ziele führte, versuchte man in Belgien ein anderes Anlehen zu contrahiren, aber ohne Erfolg. Darauf verkaufte man Kunstgegenstände nach Frankreich und Rußland und kam schließlich auf den Peterspfennig zurück. Während dessen gab man fortwährend Obligationen aus, und belastete unendlich die Zukunft, um aus den Verlegenheiten der Gegenwart zu kommen.

Als Pius VII. 1814 nach Rom zurückkehrte, fand er die gesammte Staatsschuld durch Verkauf von Gütern des Clerus liquidirt. Beim Tod Gregor's XVI. betrug sie bereits wieder 37 Millionen Scudi. Der gegenwärtige Stand derselben ist sehr schwer anzugeben; man kann sie aber sicherlich, und ohne den Vorwurf der Uebertreibung zu riskiren, auf mehr als 100 Millionen Scudi, d. i. gegen 160 Millionen Thaler schätzen. Auf die Bevölkerung vertheilt, beträgt das dem Kopf ca. 200 Scudi, d. i. das vierfache des in Frankreich bestehenden Verhältnisses, mit dem Unterschied, daß Frankreich unermeßliche Ressourcen hat und unbegrenzten Credit, was beides dem römischen Staate abgeht. Die Differenz des gegenwär-

tigen Standes von dem zur Zeit des Regierungsantritts des jetzigen Papstes beläuft sich auf 65 Millionen Scudi.

Man fragt sich, was ist mit diesen Millionen erzielt worden? Wo sind die großen öffentlichen Arbeiten und Bauten, die man vornahm? Hat man die Tiber eingedämmt, Häfen ausgegraben, Canäle gezogen, die Campagna gesund gemacht? Hat man dem Landbau und der Industrie Aufmunterung und Förderung gegeben? Ach nein! von dem Allem ist nichts geschehen. Worauf diese Summen verwendet wurden, wollen wir zu erklären versuchen.

Erstlich muß man den Verlust bei Ausgabe der Obligationen in Abzug bringen, welcher nicht weniger als 25—30 Procent betrug, so daß von den 65 Millionen in Wirklichkeit nur ca. 45 Millionen bezogen wurden, welche dienten, die Deficits und außerordentlichen Ausgaben zu decken.

Der päpstliche Hof ist noch immer eingerichtet, wie zur Zeit seines höchsten Glanzes. Für jedes Amt existirt ein Titular — ein Suppleant, ein Adjunct, ein Aspirant ꝛc. Diese sind nun zwar kärglich besoldet, aber die Vielfachheit verursacht die Belastung. Alle öffentlichen Verwaltungen folgen demselben System; und man sollte meinen, die Regierung habe kein anderes Mittel, sich Anhänger zu gewinnen, als solche Verschwendung von Stellen und Sinecuren. Es giebt Personen, denen fünf bis sechs Functionen zugetheilt sind, ohne daß sie eine einzige ausüben. Diese stets fortlaufenden Ausgaben müssen natürlich ein permanentes Deficit veranlassen.

Aber es fielen auch außerordentliche Begebenheiten vor, die außerordentliche Kosten verursachten. Dahin gehört erstlich die von der Republik 1848 überkommene Schuld, weil eine Regierung gehalten ist, die Schulden der vorhergehenden, wenn sie auch usurpatorisch war, zu bezahlen. Die ephemere Gewalt hatte keine Obligationen ausgegeben noch Anlehen gemacht, aus dem einfachen Grunde, weil sich kein Darleiher gefunden hätte. Sie fabricirte Papiergeld, und trat damit nur in getretene Fußstapfen, denn die päpstliche Regierung hatte bereits für 1 ½ Million Scudi Papiergeld mit Zwangscours ausgegeben. Genug, die wiederhergestellte Regierung mußte alles circulirende Papiergeld mit Verlust von 35 Procent wieder einziehen. Das kostete 6,678,000 Scudi, und gab der Regierung Anlaß, ein Anlehen von 10 Millionen zu machen.

Die Ereignisse von 1859 brachten die Unordnung in den Finanzen auf ihren Höhepunkt. In der Nothwendigkeit, eine Armee zu improvisiren, erließ der heilige Stuhl einen sehr pathetischen Aufruf an die gesammte katholische Christenheit. Man weiß wohl, wozu diese Armee gedient hat, aber was sie gekostet hat, weiß man nicht. Man mußte das Handgeld erhöhen, mußte diese Söldlinge erst säubern, equipiren und bewaffnen; mußte Kriegsmaterial und Vorräthe für immensen Preis beschaffen: das mußte wohl die Ausgaben steigern. Sodann lösten sich die reichsten Provinzen ab, um sich mit Italien zu vereinigen. Endlich kam Castel-Fidardo mit dem Verlust der Marken und Umbriens. Das mußte wohl die Einnahmen vermindern.

Unglaublich, aber wahr, ohnerachtet aller dieser Katastrophen blieb der Stand der regelmäßigen Ausgaben ungefähr derselbe. Eine Menge Beamten der früheren Provinzen, vom Sturm der Revolution weggejagt, flüchteten nach Rom und drängten sich um den päpstlichen Thron, um die Regierung nicht, trotz der Umgebung von Sbirren und Gensdarmen, gegenüber einer erbitterten Bevölkerung im Stich zu lassen. Diese Hingebung wurde durch fortwährende Zahlung des vollen Gehalts belohnt. Ferner das Heer, so schlecht es auch war, kostete Geld. Schließlich darf man es keck aussprechen, daß beträchtliche Unterstützungen heimlich die päpstliche Grenze passirten, um im Neapolitanischen das Brigantenwesen, das man mit politischer Farbe bekleidete, zu nähren.

Das Präventiv-Budget für 1864*) ließ erkennen, daß die Ausgaben mehr als um das Doppelte die Einnahmen überschritten, und daß die gesammte Staats-Einnahme nicht ausreichte, um die Zinsen der öffentlichen Schuld zu bezahlen. Und dennoch verweigert man hartnäckig die Verminderung dieser Schuld! Man lehnt die guten Dienste Frankreichs ab, welches in den Vertrag vom

---

*) Aus dem Voranschlag für 1864 heben wir aus:

Ministerium der Finanzen	5,166,567	8,180,518
(dabei die Staatsschuld	202,156)	(5,363,260)
Ministerium des Innern	45,264	873,975
Ministerium des Handels	51,762	313,114
Kriegsministerium	55,115	1,361,432
Summa	5,318,708	10,729,039

Deficit 5,410,321 Scudi.

15. September die Clausel aufnahm; „Italien erklärt sich zu einem Abkommen bereit, um einen verhältnißmäßigen Theil der Staatsschuld zu übernehmen.“ Eher mag Alles zu Grunde gehen, als daß man ein Princip aufgäbe.

Man sagt, der Peterspfennig habe bisher ca. zwei Fünftheil des Deficits gedeckt. Ist das richtig, welche enorme Summe baar ist dann seit fünf Jahren dahin geflossen!

Dieser anormale Stand muß nach dem natürlichen Laufe der Dinge zu einem Banquerotte führen. Die Gläubiger des heiligen Stuhls müssen sich bei der Hoffnung beruhigen, daß Italien liquidiren werde.

---

50. Platz Colonna. Börse.

Der Platz hat seinen Namen von der Säule (Colonna) des Antoninus, welche auf demselben steht, einer Nachahmung der Säule des Trajanus. Der Kaiser Marcus Aurelius errichtete sie zu Ehren seines Schwiegervaters Antoninus Pius, dessen friedliche Regierung zu einer kriegerischen Unternehmung keinen Stoff darbot. Daher schmückte er sie mit Darstellung seiner eigenen Siege über die Turcomanen und ließ seine eigene Statue oben aufsetzen. Derselbe Papst, welcher die Statue Trajans mit der des heiligen Paters vertauschte, ließ auch die des

Marcus Aurelius herabnehmen und durch eine des Apostel Paulus, mit einem großen Schwert in der Linken, ersetzen.

Wer Abends bei Einbruch der Nacht über den Platz Colonna geht, gewahrt da ein großes Zusammenströmen von Menschen, welche über das Pflaster laufen, mißtrauisch zu einander treten und geheimnißvoll reden. Sie reden von Geschäften, und diese tägliche Versammlung im Freien nennt man Börse. Sie wird auch an Sonn- und Festtagen gehalten, denn das Bedürfniß, jemand zu betrügen, macht sich auch dann geltend. Man beschäftigt sich aber da nicht mit Staatspapieren und Bankoperationen: die römischen Wechselagenten treiben ihre Geschäfte nicht so offen, und für solche noble Speculationen gibt es ein besonderes Local. Hier werden nur Waaren verhandelt, und insbesondere Landesproducte. Man trifft da die Händler vom Lande, welche die Erzeugnisse ihrer Güter abzusetzen suchen; einige Großhändler nehmen da auch ihre Operationen vor, und die großen Kornhändler, unter dem Namen bagarini bekannt, treiben ihre Wuchergeschäfte. Angestellte Agenten, sensali geheißen, dienen als Makler für alle Verkäufe; sie werden aber ohne Ueberwachung und Controle vorgenommen.

Die Zolltarife sind zu Rom äußerst veränderlich; manchmal werden sie innerhalb desselben Jahres abgeändert. Ebenso sind die Erlaubniß und Verbote von Ein- und Ausfuhr unbeständig. Es ist begreiflich, wie solche Maßregeln auf die Preise der Waaren einwirken; und es liegt klar, daß, wer zum Voraus für solche Aenderungen eingerichtet ist, mit Sicherheit die größten Vortheile daraus

zu ziehen im Stande ist. Darf man nun glauben, was man öffentlich überall aussprechen hört, so gibt es Mitglieder der Regierung, die man ohnerachtet ihres rothen Rockes beschuldigt, solches Spiel zu treiben, sei es für eigne Speculation oder zur Begünstigung vertrauter Personen, besonders aus der eignen Familie. So erklärt sich das römische Volk, mit Recht oder Unrecht, den Ursprung manches colossalen Vermögens, das zu allgemeinem Aergerniß mit reißender Schnelligkeit emporwächst.

---

51. Handel.

Rom ist durchaus kein Handelsplatz; aller Handelsbetrieb beschränkt sich nur auf das, was die Bewohner verbrauchen. Dennoch ist eine Handelskammer da, eine überflüssige Anstalt, die nichts zu fungiren hat. So hat auch Rom eine Börse, die alle Freitag geöffnet wird, als wenn es da Geschäfte gebe, die nicht existiren. Da hört man nichts von dem Lärmen und der Bewegung, welche solche Zusammenkünfte sonst begleiten; da gibt's kein Parket und Schalter; es ist keine Rede von Renten, Actien oder Obligationen, von Operationen auf Ziel oder baar, nichts von Liquidation und Frist, von Prämien, Dividenden, noch von all den schönen Dingen, die den Agioteurs und Couponsschneidern so geläufig sind und das Wörterbuch der jeunesse dorée aller Länder bereichern. Hier ist alles ernst und würdig. Etwa zwanzig Individuen in schwarzem

Anzug und gelben Handschuhen, die sich für Großhändler halten, spazieren stattlich in einem kleinen Salon, nähern sich einander mit Ceremonie und sprechen leise von ganz anderen Dingen, als Geschäften. Vier oder fünf Banquiers, die es ernstlich zu nehmen scheinen, sitzen wie Diplomaten um einen grünen Tisch, um vertraulich den Cours der Papiere und Wechsel abzuordnen nach ihren eigenen kleinen Convenienzen.

Es gibt auch ein Scheinbild von Handelstribunal, um über Streitigkeiten unter Kaufleuten zu erkennen; es scheint aber einzig dafür errichtet zu sein und die Interessen der Römer gegen Fremde zu schützen: ein von der Regierung ernannter Advocat präsidirt, und man könnte sagen, es bestehe wie der Senat, aus einem einzigen Individuum; denn es ist verstattet, die zwei Schatten von Richtern, die ihn assistiren, nicht zu beachten.

Der Großhandel wird von Fremden betrieben, die Römer sind nur Krämer, deren ganze Theorie sich darauf beschränkt: für ein Scudo kaufen, was zwei werth ist, und um zwei verkaufen, was einen gekostet hat. Dieses ist der einfachste Ausdruck des Handelsbegriffs, wie er Personen zusteht, denen Waarenkunde abgeht. Daher kommt's auch, daß man in Rom keinen feinen Kaffee hat, noch einen Stoff ohne Mangel, noch eine Substanz unvermischt. Reisende vom Fach erkennen das augenblicklich, wie sie nach Rom kommen.

Modesachen und Nouveauté's werden aus Frankreich bezogen und zwar vom vorigen Jahr, weil das sehr billig zu haben ist; Kurzwaaren kommen aus Deutschland, schlecht,

aber wohlfeil; Manufacturwaaren aus England, wo die Maschinen beispiellos billig liefern. In Phantasieartikeln ist die ganze Welt Paris tributpflichtig. Nur machen die Pariser Fabrikanten stets dreierlei Sorten ihrer Erzeugnisse: die erste für Paris, wo nichts zu theuer ist; die zweite für die Provinz; die dritte für's Ausland. Nur solche Waaren, d. h. Ausschuß, trifft man in Rom. Mögen sie ihr häßlichstes nach Rom schicken, es wird als ganz frisch von Paris gekommen stets verkauft.

Die römischen Kaufleute nehmen sich nicht die Mühe, ihren Gewinn festzustellen. Die Berechnung der Kosten wäre eine zu schwierige Sache; sie finden leichter, jeden Artikel ums Doppelte des Factureupreises auszuzeichnen, ohne Rücksicht, daß einer mit zehnmal mehr Kosten, oder mit zehnmal mehr Zoll belastet war als andere. Hernach schlägt man noch 10, 20, 30 pCt. auf, um dem Käufer die Befriedigung des Handelns zu gönnen. Um feste Preise zu verkaufen, damit würde man in Rom nicht durchkommen, weil jeder meint, recht lange markten zu müssen. Sieht man an einer Auslage gezeichnet: „feste Preise", so ist das nur, um die Fremden anzulocken.

Die Römer verwenden nicht ihre Frauen und Töchter im Geschäft, ausgenommen bei manchen Modeartikeln oder Kurzwaaren. Eine Frau scheint schon durch Comptoirarbeit an Ehre einzubüßen; sodann würde sie zur Casse unfähig sein, abgesehen davon, daß man durchaus keinen Fonds ihnen anvertrauen darf; endlich ist es gegen die Grundsätze aller Väter und Ehemänner.

Die Wohnung des Kaufmanns ist in der Regel vom

Geschäfslocal getrennt und sein Name ist nicht auf der Firma. Er zeigt sich, fast zu sagen, nur verstohlen im Laden, um 10 oder 11 Uhr. Um 12 Uhr geht er zum Essen, hält dann Siesta, geht in's Kaffee und auf die Promenade und erscheint erst am Abend wieder, um die Einnahmen einzustreichen. Er wird durch einen Geschäftsführer vertreten, der ihn bestiehlt. Fast Alles wird auf Credit verkauft, nur die Ausländer bezahlen baar.

Vor Kurzem schlossen alle Läden um Mittag, um erst um fünf bis sechs Uhr Abends wieder zu öffnen. Dieses, wie manches Andere, fängt an, durch die Concurrenz anders zu werden; vielleicht wird man dann auch etwas höflicher gegen die Käufer, oder auch ehrlicher und läßt die Gewohnheit der Chicane, welche so viel Mißachtung veranlaßt. Man könnte in der That ein besonderes Buch schreiben, wollte man in alle die Betrügereien eingehen, worin die römischen Kaufleute erfinderisch sind. Es mag hinreichen, einen Hauptpunkt zu berühren. Wenn ein Kaufmann heirathet, ist er bedacht, im Ehecontract eine weit höhere Mitgabe anzusetzen, als er erhält, theils zum Behuf eines anderen Mißbrauchs. Wenn ein Unfall eintrifft und er sich insolvent erklärt, reclamirt die Frau das ersonnene Eingebrachte und die Gläubiger sind mit Hülfe des Gesetzes betrogen. Die Tribunale bestätigen es, die gewissenhaftesten Leute nennen es Vorsorge, und die Beichtväter loben dieses Mittel, für die Zukunft der Kinder zu sorgen.

Jeder fremde Kaufmann sollte gänzlich davon absehen, eine Streitigkeit in's Handelstribunal zu bringen,

denn da unterliegt immer der Fremde. Bei allen römischen Tribunalen gewinnt der am besten Empfohlene. Die Gerechtigkeit ist überall theuer; aber nirgends ist das Gerichtsvolk räuberischer als in Rom, wo noch die Habgier des Fiscus dazu kommt. Ein einfacher Protest, der in Paris $3\frac{1}{2}$ Frank kostet, kann in Rom auf 1000 Franks und mehr kommen, weil der Fiscus Procente für jedes Endossement bezieht.

Da die Ehrlichkeit eine seltene Ausnahme ist, so ist auch der Zins für Geldanleihen sehr hoch. Die Kaufleute werden von den Banquiers geschnürt, die Particuliers von den Escompteurs, Wucherzinsen gelten bei Hypotheken und die Regierung selbst muß ihre Staatsobligationen um jeden Preis negociiren.

---

52. Douane.

Eins der schönsten Monumente des alten Rom ist der Tempel des Antoninus. Elf cannelirte Säulen von griechischem Marmor mit corinthischen Capitalen zieren seine Façade. Diese sind jetzt durch eine häßliche Mauer, welche ihre elegante Form verdeckt, mit einander verbunden, um einen Hof mit abscheulichen Bureaux und Magazinen zu umschließen, wo eine Menge Colli's durcheinander aufgehäuft liegen, bis die Eigenthümer sich ihr Gut heraussuchen. Es ist hier seit Innocenz XII. die Douane eingerichtet.

Die Administration der Douane leidet an einer Menge eingewurzelter Mißbräuche, welche die Regierung kennt und duldet. Die Wurzel des Uebels liegt darin, daß sie, anstatt weniger tüchtiger und anständig bezahlter Beamter, eine Menge armselig besoldeter Leute anstellt, die zum Theil ganz unfähig sind, aber von einflußreichen Protectoren empfohlen, und blind ergebene Werkzeuge, die belohnt werden sollen. Nach dem Princip, daß ein Angestellter seine Dienste selbst anschlage, überläßt man die Auflagen untreuen Händen, und indem man zu Unterschleifen die Augen zudrückt, trägt man dazu bei, sein Personal zu verderben. So wird denn das Publikum durch gesetzwidrige, willkürliche Taxen zum Vortheil der Beamten aller Stufen gebrandschatzt, und die Bauern müssen ohnedies Plackereien aller Art erdulden.

Bei Besichtigung der Bagage geht es gewöhnlich so her: Es existirt auf allen Zoll-Bureaux ein Tarif, der stillschweigend Jedermann auferlegt wird. Für einen oder zwei Paul, in die Hand des Douanier gedrückt, ist dieser so human, sein Geschäft kurz abzuthun; für einen halben Scudi wird er so gefällig, nur ein einziges Colli zu untersuchen und einen flüchtigen Blick hinein zu werfen; endlich für einen Scudi ist man ganz frei; es wird gar nichts untersucht, und der Fremde wird noch obendrein Excellenz titulirt. Dem sich zu entziehen wäre unmöglich. Man wird wie ein Feind behandelt, Koffer und Kisten werden zerstoßen, die Nachtsäcke ausgeleert, Alles durcheinander geworfen, man wird persönlich visitirt, und

kaum froh sein, wenn nicht in dem Getümmel etwas abhanden kommt.

Ebenso werden von den Kaufleuten Manoeuvres angewendet, um ihre Waaren wiegen und taxiren zu lassen, wie sie wünschen. Da die Zölle nicht dem Werthe nach, sondern ohne Unterschied nach dem Gewicht erhoben werden, so ist das Interesse des öffentlichen Schatzes dem untersten Personal beim Abwiegen preisgegeben. Außerdem sind die Tarife so schlecht aufgestellt und so elastisch, daß es sehr leicht ist, einen Artikel für einen anderen anzugeben. Manchmal finden enorme Differenzen in den Taxen fast gleicher Producte statt: ein Fädchen Seide z. B. in einem Zeug von Baumwolle reicht hin, den Zoll von sechs Bajocchi auf zwei Scudi zu erhöhen. Man sieht, welcher Spielraum der Willkür gelassen ist, und welchen Vortheil daraus die Beamten ziehen können. Diese thun der Regierung den meisten Schaden: sie plündern nicht blos, sondern entziehen ihr auch Achtung und Liebe.

---

53. Ripa grande.

In Transtavera nächst dem Hospiz St. Michael ist am Tiberufer ein schmaler Quai, Ripa grande genannt. Diesen belieben die Römer ihren Seehafen zu nennen, als hätten sie eine Marine; eine düstere, auf einem

hohen Pfahl aufgepflanzte Laterne heißt man Pharus. Ein armseliges Dampfschiff wartet an dieser Station die Gelegenheit ab, etliche unansehnliche Barken, welche die päpstliche Handelsflotte ausmachen, zu bugsiren. Dieses häßliche, schmutzige Boot will an sich nichts bedeuten; aber es stellt eine Idee dar, eine mächtige, fruchtbare Idee, welche keine Bemühung des Rückschritts beseitigen kann. Die Einführung eines Dampfboots ist eine Neuerung, welche andere im Gefolge hat, ein Fortschritt, wobei man nicht stehen bleibt. Mag auch der göttliche Trieb, welcher die Völker zu gegenseitiger Annäherung bringt, auf diesem Fleckchen Land, wo die Regierung ihre Unterthanen abhalten will, mit ihren Nachbarn sich zu verbrüdern, eine Weile gehemmt sein; diese Hemmung ist nur vorübergehend. Italien strebt unaufhaltsam seiner Vervollständigung zu, und macht jeden Tag einen Schritt weiter auf dem Wege zu seiner Einheit.

Die Schifffahrt auf der Tiber ist schwierig und gefährlich, weil der Fluß häufig zu wenig, manchmal zu viel Wasser hat. Da seine natürliche Mündung nächst dem alten Ostia versandet ist, hat man durch einen Graben, der bei dem kleinen Hafen Fiumiano endet, eine andere geschaffen, wo die Fahrzeuge mitunter Monatelang warten müssen, bis sie in den Fluß einlaufen können.

Das Seemannsgeschäft ist hart und beschwerlich; man muß Gefahren bestehen, dem Sturm Trotz bieten, Entbehrungen sich auferlegen, man muß die Süßigkeiten des Schlummers und die Wollust des Far niente opfern. Das Alles paßt sehr wenig zu dem Geschmack und den

Gewohnheiten der Römer, welche von allen Völkern Italiens am wenigsten Anlagen zu Handel und Seefahrt haben. Daher kommt es, daß die Hafenbewegung des Ripa grande fast nichts bedeutet.

Da die Schifffahrt auf der Tiber oberhalb des Ripa grande theilweise zu Zeiten unmöglich ist, so ist an einer anderen Stelle, die man Hafen von Ripetta nennt, eine Einrichtung getroffen, wo die aus Umbrien und dem Sabinerland kommenden Schiffe mit Getreide, Wein, Oel und andern Lebensbedürfnissen, ausladen können. Es ist eigentlich nur eine Treppe, die aus Stufen des Colosseums hergerichtet worden ist, aber sie genügt für den wenig beträchtlichen Bedarf.

Ueber die Tiber in ihrem Laufe durch die Stadt führen fünf Brücken, welche nicht ausreichen; zur Ergänzung ist bei dem Hafen Ripetta eine Fähre höchst einfacher Einrichtung: es ist da ein Tau, eine Rolle, eine Barke und ein Patron. Dieser Patron ist ein frommer Mann, hat in der Barke ein Marienbild angebracht mit brennender Lampe davor, etliche Heiligenbilder und einen höchst erbaulichen Vers als Inschrift.

---

54. Tabackfabrikation.

Von alten Zeiten her war die römische Regierung gewohnt, die Regie des Salzes und Tabacks zu verpachten, und

behielt dieses System bei, weil sie ein schlechteres nicht finden konnte. Ein reicher Banquier, im Besitz dieses Monopols, soll daraus jährlich zwei Millionen Franks Gewinn gezogen haben. Doch hatte das Publikum sich dabei nicht zu beklagen, denn es wurden ausgezeichnete Producte geliefert.

Als im Jahre 1855 die Pacht abgelaufen war, konnte man sich über eine neue nicht einigen, und die Regierung glaubte ihre Rechnung besser dabei zu finden, wenn sie selbst die Verwaltung in die Hand nähme. Man erbaute im Transtavera ein ungeheures Fabrikgebäude, das eine Armee fassen kann, und erfand eine durchaus neue Fabrikationsweise. Man ersetzte die ausländischen Blätter durch andere Stoffe, welche man näher haben konnte, und stopfte die Cylinderchen, welche man Cigarren nennt, mit diversen Ingredienzien, umwickelt von einem Blatt inländischen Gewächses. Das Product der neuen Erfindung erregte zwar die Unzufriedenheit der Consumenten, aber die Regierung machte sich nichts daraus, da sie keine Concurrenz für ihr Fabrikat zu fürchten hatte.

Das erste Betriebsjahr brachte einen Gewinn, der dem Director eine vertragsmäßige Dividende von 58,000 Scudi abwarf. Man mißgönnte ihm dies, doch glaubte man noch dem Erfinder eines so gewinnreichen Verfahrens eine Rücksicht schuldig zu sein. Als aber das zweite Jahr sein Antheil sich auf 62,000 Scudi steigerte, fand man es doch zu arg, daß ein Individuum sollte eine viermal stärkere Jahreseinnahme haben, als alle Minister des heiligen Stuhls zusammen. Der Unternehmer bestand auf

Ausführung seines Vertrages, man bedrohte ihn mit Auflösung desselben; er appellirte an Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, man gab ihm aber zu verstehen, daß er sehr unklug handle. Endlich verglich man sich auf einen Abzug von 15,000 Scudi. Das Gouvernement blieb bei Verletzung seiner Verbindlichkeit seinen alten Traditionen treu. Es handelte großmüthig; denn es konnte ja Alles an sich ziehen und einen Verwalter anstellen, der sich mit 1000 Scudi jährlich begnügte. So endete dieser Streit zur Zufriedenheit beider Theile, aber zum großen Schaden des Publikums. Der Contrahent bemühte sich seitdem auf's Angelegentlichste, das allerschlechteste Material zu bekommen; er mußte doch seinen Verlust wieder einigermaßen ersetzen.

Anstatt das Bedürfniß von drei Millionen Bewohner zu versehen, ist dieses nun auf 600,000 herabgesunken. Die Größe des Fabrikgebäudes giebt zu erkennen, daß der römische Hof die Wiedereroberung seiner vormaligen Provinzen noch nicht aufgegeben hat.

---

55. Eisenbahnen.

Also nun hat man in Rom auch eine Eisenbahn bekommen! rufen die Leute aus, welche sich erinnern, daß der Papst Gregor XVI. wider diese Ausgeburt der Hölle den Bannstrahl geschleudert hat. Nicht blos eine! kann man

erwiedern; bereits sind drei vollendet und im Betriebe, nämlich die von Civita-Vecchia seit März 1859, die nach Neapel seit Januar 1862 und die nach Ancona.

Die Römer hängen sehr am Altherkömmlichen und nehmen nicht leicht neue Erfindungen an. Diese Anhänglichkeit am Alten ist achtbar und auch gut, wenn die Gebräuche gut sind, an welchen man hängt; aber der Stillstand ist ebenso unmöglich, wie das Bemühen heillos, denselben zu erzielen. Ein Volk kann nicht unbeweglich bleiben, wenn Alles um dasselbe herum fortschreitet.

Es gibt ein allgemeines, unwiderstehliches Gesetz, dem Niemand sich entziehen kann und das früher oder später die Einzelnen, die Nationen und ihre Regierungen mit sich fortreißt. Indem es sich auf neue Bedürfnisse gegründet, (aufgeklärt), von der Wissenschaft und der Industrie geleitet wird, bildet es alles Bestehende um: es rottet Unwissenheit, Vorurtheile und Schlendrian aus, zerstört Kriege und Elend und wird die Menschen zu einer einzigen Familie vereinigen zur Verehrung des Einigen Gottes, zum Frieden und Glück der Nationen. Dies ist das Gesetz des Fortschritts, welches, wie alle göttlichen, in die Natur des Menschen gelegten Gesetze, keine Ausnahme zuläßt. Vergleichen wir unser Jahrhundert mit den Zeitaltern der Barbarei: die Generation der Zeitgenossen hat bereits köstliche Früchte des Fortschritts geerntet, unsere Nachkommen werden sie noch vollständiger genießen, denn die Welt strebt unablässig ihrer Vervollkommnung zu.

Auch Rom, das bisher so hartnäckig dem Fortschritt widerstrebte; Rom, das sich der Unbeweglichkeit rühmte; selbst dieses Rom fügt sich bereits diesem Gesetz. Die Gasbeleuchtung ist nicht allein in den Straßen aufgenommen, sie ist schon in die altehrwürdige Wohnung des Papstes gedrungen; und der Vatican ist durch den electrischen Telegraphen mit allen Theilen der Welt in Verbindung gesetzt; die päpstliche Marine hat sich mit einigen Dampfschiffen bereichert, endlich die Eisenbahnen haben die Thore der Stadt erreicht.

Als ich die Gasflammen im Vatican erblickte, war ich entzückt, weil ich damit dem Fortschritt der Zeit ein Thor geöffnet sah. Als der Telegraph eingerichtet war, konnte man erfreut sein, daß das Haupt der Christenheit die Schätze der göttlichen Gnade im Moment in alle Theile der Welt hinspenden kann. Als die Dampfbote erschienen und die Eisenbahnen in Zug kamen, jubelte man, daß man sich nun den verwegenen Banditen entziehen könne; daß die Schaaren von Künstlern, Gelehrten und Fremden aller Art nun leichter und zahlreicher hin gelangen können, und daß der lange Zeit unterbrochene Strom sehnsüchtiger Pilger wieder reichlich fließen werde.

Mit Freuden berichte ich, daß alle diese Verbesserungen eine freiwillige Gabe des jetzigen Papstes Pio IX. sind, wie alles das Gute und Nützliche, was derselbe weiter einführen wollte. Aber mit welcher Verblendung undankbarer Menschen, die sich einem dargebrachten Glück widersetzten, hatte er zu kämpfen!

Alle die neuen Pläne hatten Aenderungen im Räder-

werk der Verwaltung zur nothwendigen Folge, sie störten die Gewohnheiten der Faulheit einer Menge Sinecuristen. Kein Wunder also, daß sie bei der Bureaukratie lebhaften Widerstand fanden, daß sie eine systematische Opposition und eine furchtbare Macht der Trägheit zu überwinden hatten. Ist es doch eine angenehme Sache, für die Süßigkeiten des Far niente noch bezahlt zu werden. So haben auch diese glücklichen Neuerungen, wo man nicht offen wiederstreiten konnte, einen stillen und zähen Widerstand gefunden.

Ein Eisenbahnunternehmen mußte mehr wie jedes andere Mißtrauen erwecken, weil diese Einrichtung die thätigsten Förderer der Civilisation und des Fortschrittes sind. Die erste Concession dieser Art wurde für die kleine Strecke bis Frascati, 20 Kilometer, ertheilt. Dieses Privileg wurde anfangs an eine Gesellschaft verliehen, die es nicht ernstlich damit meinte, sondern nur eine Speculation durch Verkauf an andere Speculanten beabsichte; diese verkauften sie mit Gewinn weiter. Da aber stets das Vertrauen und die Kapitalien dazu mangelten und ohne diese zwei unerläßliche Elemente die Arbeiten nicht anfangen konnten, so gerieth die Concession endlich in die geschickte Hand eines Unternehmers, der das Unternehmen mit eigenen Mitteln ausführte.

Er hatte aber zuvor mit unzähligen Plackereien der römischen Administration zu ringen: er mußte ein gutes Theil den käuflichen Beamten und anderen Personen, die dabei zu thun hatten, zufließen lassen; die Ansprüche der Polizei, des Fiscus ꝛc. befriedigen; die Forderungen

und Chicanen der Grundbesitzer beseitigen und eine Reihe von Prozessen erledigen. Endlich wurden die Arbeiten fertig und die Bahn im Betrieb gegeben. Jetzt erst suchte er Actionaire zu gewinnen. An römische Kapitalisten sich zu wenden, hielt er ganz für überflüssig; die Pariser Journale wirkten besser durch eine Annonce, welche erstaunliche Vortheile verhieß, ihm eine Anzahl Actien unterzubringen vom Betrag etwa des Doppelten des aufgewendeten Capitals.

Die vertrauensvollen Actionaire waren vielleicht einer argen Täuschung ausgesetzt, aber der Himmel wachte über dem gewagten Unternehmen. Die Concession für die Linie Rom-Neapel wurde einer Gesellschaft unter der Bedingung verliehen, daß sie das Stück bis Frascati als Anfang der Linie übernahm, entweder gegen Zahlung eines Pachtgeldes oder in Kauf. Sie zog zum guten Glück der Actionaire das Letztere vor.

Solche Schicksale hatte das Stückchen von 20 Kilometern zu erleben. Von den anderen Linien zu berichten, die mit nicht minderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, kann ich nun schon unterlassen. Um Kapitalien zu bekommen, mußte die römische Regierung ein Minimum des Ertrages garantiren, wobei allerdings sich die Frage aufwarf: woher soll eine Regierung, welche nur noch von Almosen lebt, die Mittel ziehen, um solchen Verbindlichkeiten zu genügen? Doch für das Publikum war diese Frage untergeordnet; der wesentliche Punkt war, daß die Bahnen in Betrieb kamen und daß die Reisenden ohne Seereise nach Rom gelangen können.

56. Unterrichtswesen.

Oberflächlich betrachtet, ist in Rom Alles vollkommen eingerichtet, Alles zum Bewundern organisirt, reglementirt, administrirt — auf dem Papier. Mangelhaft ist in Wahrheit nur die Ausführung; an die Stelle des Gesetzes, der Regel treten Willkür, Laune, Mißbräuche. Ehren, Titel, Gunst, Privilegien, Justiz, persönliche Sicherheit; alles ist Gegenstand des Handels. Der Abbé Lamennais sagte mit Recht: „Man kann zu Rom Alles kaufen, weil man Alles verkauft."

Der öffentliche Unterricht ist nicht schlechter bestellt, als Anderes. Es sind Schulen da von allen Abstufungen, selbst für Erwachsene bei Nacht; aber alle sind von Priestern geleitet oder überwacht. Die Aufgaben des Prima-, Secunda- oder höheren Unterrichts sind sehr beschränkt. Mit Ausnahme von Latein und Religionswissenschaft ist alles Andere von trostloser Armseligkeit. Die Römer müssen sich wohl dabei zufrieden geben; aber die fremden Familien sind durchaus genöthigt, sich von ihren Kindern zu trennen, um sie in Instituten ausbilden zu lassen.

Specialinstitute für Fremde verschiedener Nationen giebt es zu Rom vier. Das berühmteste und frequenteste ist das römische Collegium, das nur Externe aufnimmt. Man lehrt da Latein, Griechisch, Hebräisch, die Humaniora, Philosophie, Mathematik, Theologie und Kirchengeschichte.

Es ist dabei ein gut eingerichtetes Observatorium, eine Bibliothek mit Lesesaal, ein Museum von Pater Kircher errichtet, ein naturhistorisches Kabinet und eine Münzsammlung. — Es genügt zu sagen, daß es den Jesuiten anvertraut ist, um anzuerkennen, daß es an Wissenschaft nicht mangelt. Daß man aber den Mißbrauch des Trefflichsten dieser Gesellschaft vorwirft, ist auch bekannt.

Die anderen Collegien sind, so zu sagen, nur Seminarien. Von Laien geleitete Privatinstitute oder Pensionate giebt es nicht.

Französische Brüder der christlichen Doctrin waren kürzlich nach unzähligen Schwierigkeiten zu dem Ziel gelangt, ein Pensionat gleich denjenigen, welche sie zu Passy, Beziers und anderwärts besitzen, zu gründen. Es konnte nicht fehlen, daß in einem Lande, wo die Unterrichtsmittel so mangelhaft sind, solch eine Anstalt prosperirte. In der That zählte sie nach einigen Monaten ihres Bestehens bereits über 200 Zöglinge, und eine Menge Angemeldeter mußten auf bauliche Erweiterung warten. Es war aber auch vorauszusehen, daß dieser Succeß der Anstalt verderblich wurde. Intriguen der Jesuiten erreichten, daß der Papst seine Bewilligung zurückzog, ohne daß nur eine einzige Thatsache dem Institut zur Last gelegt werden konnte. Die Obscuranten hatten zwei Dinge zu vermissen: es wurde kein Latein gelehrt, und der Chorrock mit dem französischen Rock vertauscht, wie er da in den Lyceen gebräuchlich ist. In der That sind die christlichen Brüder zu liberal befunden worden nach dem Urtheil des römischen Clerus.

Die Mädchen werden in den Elementarschulen oder den Klöstern erzogen. Erziehungsinstitute, wie in andern Hauptstädten, giebt es nicht; das Monopol des Unterrichts gehört den religiösen Schwesterschaften. Diese Personen können doch nicht lehren, was sie selbst nicht verstehen; aber eine Menge Gebete auswendig lernen, und mit Gewandtheit die Körner des Rosenkranzes drehen, dazu richten sie dieselben ab. Das ist das Fundament aller Mädchenerziehung in Rom. Man fragte einmal die Fürstin D., Mutter eines Fürsten, warum sie ihre Tochter nicht in der Geographie unterrichten lasse? — Geographie, erwiederte sie, was ist denn das? Es ist noch nicht so lange, eine Generation kaum, daß Lesenkönnen eine Seltenheit bei Mädchen war. Jetzt ist es wohl besser, aber Manche hält noch ihr Gebetbuch verkehrt. Manche Mütter halten noch darauf, daß ihre Töchter weder lesen noch schreiben können, damit sie Liebesbriefe weder schreiben, noch empfangen; sie halten diese Kenntniß für eine Schlinge des Satans. Dagegen nehmen sie keinen Anstand, sie in Dingen zu unterweisen, welche sonst wohlerzogenen Mädchen Geheimniß bleiben, bis sie heirathen; und man hört die Mädchen von allen Einzelheiten vertrauten Lebens mit einer Kenntniß und Freiheit reden, welche etwas delikate Zuhörer in Verlegenheit setzt. Doch sind solche Studien rein theoretisch. Man muß anerkennen, daß im Allgemeinen die Mädchen in Rom bis auf einen gewissen Punkt zurückhaltend sind, um sich nicht das Ziel aller Wünsche und Gedanken zu verscherzen. Sie wissen wohl, daß der Mann durch Verheirathung seine Freiheit verliert, die Frau dagegen sie erhält.

Ueber allen diesen Unterrichtsanstalten steht die Universität Sapienza. In welchem Sinne dieses Wort zu nehmen sei, giebt die Aufschrift über dem Eingang zu verstehen: Initium sapientiae timor Domini. Es werden Curse gehalten in Theologie, Jurisprudenz, Medizin nebst Chirurgie, exacten Wissenschaften, Philologie. Ein von Pio IX. für den Pater Passaglia neu errichteter Lehrstuhl für höhere Philosophie ist seit der Ungnade, welche diesen betraf, vacant. Man beurtheilt eine Unterrichtsanstalt nach den Resultaten. Nun ist erstlich die Anzahl der Eleven sehr gering: politische Verfolgungen haben in letzterer Zeit die Klassen gelichtet, manche Curse mußten suspendirt werden. Es fehlt bei der Aufnahme nicht an Vorsicht, denn man wird zu den Cursen gar nicht zugelassen ohne ein pfarramtliches Zeugniß guter Aufführung im Religiösen und Politischen. Vacanztage sind, aus Anlaß der Festtage, über 200 im Jahre. Das Studium der exacten Wissenschaften liegt sehr darnieder, und Philologen giebt's nur eine sehr geringe Anzahl.

Die Advokaten in Rom sind meist unruhige Köpfe. Man zählt keinen eminenten Juristen mehr, seit die Capacitäten durch politische Aechtung entfernt wurden. Plaidirende Advokaten giebt es beim schriftlichen Verfahren nicht; und mündliches ist erst seit 1864 nur beim peinlichen Gericht eingeführt.

Die Aerzte sind mit Purganzen und Aderlassen sehr freigebig; aus ihren Recepten sollte man urtheilen, sie kennen nur diese zwei Mittel. Zum Glück für die Fremden giebt's in Rom französische, deutsche, englische ꝛc. Aerzte.

Wohl giebt es zu Rom eminent ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, aber die meisten sind keine Römer, oder sie haben doch anderswo ihre Studien gemacht.

---

57. Literarische Gesellschaften und Conservatorium.

Rom besitzt einige literarische, oder gelehrte Gesellschaften; die berühmteste nennt sich Akademie der Arkaden. Sie sollten besser Arkadier heißen, da jedes der Mitglieder gehalten ist, sich den Namen eines arkadischen Schäfers zu wählen, seine Sprache, Sitten und Gebräuche nachzuahmen. Das könnte man wohl etwas kindisch nennen. Auch ist es nicht eine Akademie, sondern eine Gesellschaft, die während des Sommers in einer kleinen Villa auf dem Janiculum, Parasio genannt, sich versammelt. Sie sind mit einer Pan-Flöte versehen, die mit Fichtengezweig und Lorbeer verziert ist. Sie verfertigen Eklogen, Bukolien, Idyllen und Sträuße für Chloris. Manchmal finden sich auch ausgezeichnete Geister, deren Genie, um nicht in diesen engen Grenzen zu ersticken, dieselben kühn überschreiten, und sich zur Verfertigung einer Charade emporschwingen.

Gönnen wir diesen Literatoren ihre Hirtenpfeife sammt dem kindischen Spiel; gönnen wir ihnen das Beifallsklatschen, welches sie sich einander spenden. Sie sind zu beneiden um ein Glück, das so leicht zu erreichen ist.

Unter Conservatorium versteht man zu Rom etwas ganz anderes, als bei uns. Es sind Arbeitstätten für Frauen und Mädchen, womit häufig eine Elementarschule verbunden ist. Man begegnet in Rom oft auf den Straßen langen Reihen von Frauen oder Kindern in schwarzer Kleidung mit einem langen weißen Schleier. Das sind Zöglinge eines Conservatoriums, die sich zu einer religiösen Feier, an einen Pilgerort ꝛc. begeben. Man sieht, daß sie alle erschrecklich häßlich sind; denn die hübschen Mädchen haben in der Regel wenig Beruf zur Frömmigkeit und trachten nach einem mehr leibhaftigen Bräutigam, als Christus.

Es sind meistens Waisenkinder, die da etwas arbeiten lernen und in der Regel zum Kloster bestimmt sind; sie lernen auch darum zu wenig, um sich damit ernähren zu können. Es gibt auch viele Conservatorien für Wittwen oder Frauen, die von ihren Ehemännern getrennt sind. Letzterer gibt es sehr viele in Rom, aber wenige gehen in die Conservatorien; denn nicht um zu arbeiten haben sie ihre Männer verlassen.

In den Conservatorien wird nichts von Musik oder Deklamation getrieben; und die Professoren sind nicht Sänger oder Künstler, sondern würdige Betschwestern, die ein Grauen vor der Kunst haben, aber ein sehr ausgebildetes Gedächtniß für Gebete in einer Sprache, die sie nicht verstehen. Sie lehren ihre Zöglinge die Augen niederschlagen, sich züchtig kleiden, ihre Naturgaben nicht zu entwickeln und sie verbieten ihnen, eine gewisse Sorgfalt

auf ihre Person zu verwenden, welche sie für unvereinbar mit der Bescheidenheit halten.

Diese züchtigen Mädchen verstehen vortrefflich, den Namen Maria auf kleine Scapulirer zu sticken, womit die beschenkt werden, welchen den Katechismus am besten hersagen, und am fleißigsten den Beichtstuhl besuchen. Auch verstehen sie Chorhemden fälteln, Altäre putzen, kleine Krippen und Kapellen einzurichten und mit Gotteslämmlein zu schmücken. Sie verstehen die Kunst, Jesuskindlein von Wachs zu kleiden, Lämmchen zu verfertigen, Madonnenbilder und flammende Herzen auszuschneiden. Sie verstehen alle Sorten von Confitüren, Backwerk und Delikatessen zu bereiten, welche die Mönche und Priester so sehr zu schätzen wissen. Wenn die Erziehung dieser Zöglinge vollendet ist, verstehen diese nicht sich ihr Brod zu verdienen, aber im Kopf haben sie eine Menge von Gebeten. Sie erhalten eine kleine Mitgift, womit sie sich womöglich einen Mann kaufen, oder gehen in ein Kloster, wo sie sich mit ihren Fertigkeiten zum Ruhme des Herrn und Heil ihrer Seelen nützlich machen.

Eins der besten Conservatorien Roms befindet sich nächst dem Kloster des heiligen Onuphrius. Es wird geleitet von französischen Schwestern des heiligen Vincenz von Paula, die eine Wohlthat des Quartiers sind. Sie halten eine unentgeltliche Schule, bereiten Arzneien, spenden sie an Arme, und leisten den Nothleidenden Hülfe. Das thun sie auf Kosten des Fürsten Torlonia.

58. Platz Minerva.

Mitten auf einem kleinen Platz, Minerva genannt, sieht man einen Elephanten von Marmor, reich behangen, mit einem ägyptischen Obelisken auf dem Rücken. Der berühmte Brenini durfte sich diese Excentricität erlauben, er war sicher, daß seine Zeitgenossen ihn dennoch bewunderten, es war eine Epoche des Verfalls in Hinsicht des Geschmacks. Noch jetzt aber gibt's Leute, die ihn bewundern, es sind Römer, die alles auf's Wort bestaunen, oder einfältige Fremde, denen ihr Cicerone als Professor der Aesthetik dient.

Auf einer der Seiten des Platzes ist ein Seminar von Amerikanern, die Missionaire werden wollen. Der Art Anstalten gibt's in Rom genug, für alle Nationen, und man bietet alles auf, um armen Teufeln die Segnungen des katholischen Glaubens zu Theil werden zu lassen.

Daneben steht ein unvollendeter Pallast, der heißt geistliche Akademie. Darin finden Jünglinge aus vornehmen Familien, welche zu Prälaten bestimmt sind, ihre Ausbildung. Man lehrt darin natürliche und übernatürliche Theologie, speculative, praktische (Moral), polemische, positive, scholastische, endlich mystische Theologie. Man begreift, daß Individuen, welche so schöne Dinge lernen, zu allen möglichen Funktionen, religiösen, bürgerlichen, administrativen, richterlichen und gouvernementalen tauglich sein

müssen. Zu Rom hat man die Ueberzeugung, daß die Theologie eine Wissenschaft ist, die alle anderen in sich aufnimmt, daß folglich der, welcher sattsam darin eingeweiht ist, seine Zeit nicht mit andern Dingen zu verlieren hat. Darum auch ist der römische Staat — hinsichtlich der Religion — so trefflich verwaltet.

Im Hintergrund des Platzes steht eine der heiligen Jungfrau gewidmete Kirche, die auf den Trümmern eines Minervatempels erbaut ist. Daher kommt auch ihr Name und der des Platzes. Dieselbe erfreut sich in Rom eines großen Rufs, aber sehr mit Unrecht. Die sehr nackte Façade gibt ihr das Ansehen einer Dorfkirche. Die Bauart im Innern hat einige Aehnlichkeit mit dem gothischen Styl. Kein Wunder, daß die Römer wenig Geschmack an diesem Baustyl gewinnen, da sie so mangelhafte und unförmliche Proben vor Augen haben. Denn es gibt in der That nichts Ungraziöseres, als diese anmaßende und unächte Nachbildung, wie sie die Minervakirche darbietet.

Alljährlich am Tage Mariä Verkündigung, begiebt sich der Papst in diese Kirche zu einer Austheilung von Aussteuern an Mädchen, welche als Tugendpreise anzusehen sind.

Man sollte glauben, in Rom stehe das Cölibat sehr in Ehren, und zu heirathen fehle es an Aufmunterung. Das ist aber ein arger Irrthum. Die Geistlichkeit drängt mit aller Macht auf Vollziehung des Aktes, welchem sie nicht selbst unterworfen ist.

Früher waren von der päpstlichen Regierung Preise ausgesetzt für die Eltern zahlreicher Kinder. Kürzlich noch

genossen solche Familien Zollfreiheit für Gegenstände des Haushaltungsbedarfs. Diese Privilegien arteten aber aus, indem die Familienväter nur ihre Namen hergaben für Kaufleute, um Waaren massenweise zollfrei einzuschmuggeln. Die Regierung ließ gewähren, um dem Verdienst der Kindererzeugung um so mehr Aufmunterung zu geben. Aber die Staatseinkünfte erlitten dadurch einen solchen Ausfall, daß man das Privileg in eine Geldunterstützung verwandelte.

Ferner existiren in Rom eine Menge Kirchen, Klöster, Brüderschaften und barmherzige Gesellschaften, welche alljährlich Ausstattungen vertheilen, theils aus ihren Einkünften, theils aus Vermächtnissen zu diesem Zweck. Man muß in seiner Pfarrgemeinde nur etwas gut angeschrieben sein, um eine solche zu erlangen, meist im Betrag von dreißig bis hundert Scudi. Die Pfarrer sind gewöhnlich die Vertheiler solcher Spenden, welche sie den eifrigsten Beichtkindern vorbehalten. Die Stadt ist in zweiundfünfzig Pfarreien getheilt, deren manche über mehr als fünfzig solcher Mitgaben jährlich zu verfügen hat. So sind auch die Mütter nie in Verlegenheit, ihre Mädchen an einen Mann zu bringen, während sie für ihre Knaben viele Sorgen haben. Wenn ein Mädchen nur hübsch ist, so findet es immer einen Mann zum heirathen; denn jeder weiß, daß eine Frau mit persönlichen Reizen, die sie nur geltend zu machen versteht, keine Bürde für das eheliche Budget ist.

Lächerlich ist, was man von der Eifersucht römischer Ehemänner gefabelt hat. Ausländer, die solche Scherze

für Ernst nehmen, wagen nicht, ein lüstern Auge auf eine Frau zu werfen. Solche Furcht verschwindet bald, indem sie von den Frauen etwas von dem kühnen Blick annehmen, der sie characterisirt. Werden sie in einer Familie bekannt, so ändern sich ihre Begriffe vollständig. Sie finden, daß die Männer sehr civilisirt sind in unbegränztem Vertrauen zur Tugend ihrer Frauen. Oft sogar finden sie, daß sie durch Geschäfte zum Ausgehen veranlaßt werden, wenn ein galanter Fremder Besuch abstattet.

---

59. Das Jubiläum.

Die Jubiläumsfeier ist eine altjüdische Tradition. Bei den Hebräern trat sie nach sieben mal sieben Jahren, also alle fünfzig Jahre ein. In diesem Jahre bekamen die Sclaven ihre Freiheit; die Schulden wurden niedergeschlagen; verkaufte Güter fielen an den, welcher sie ererbt hatte, zurück.

Die christliche Kirche adoptirte diesen Gebrauch, mit der Beziehung auf lediglich Geistliches, indem sie nach einer Reihe von Jahren allgemeinen Ablaß gewährte. Zum ersten Mal geschah dieses im Jahre 1300 und zwar wurde der Zeitraum auf hundert Jahre bestimmt. Bereits 1350 wurde derselbe auf fünfzig herabgesetzt. Seit 1425 wurde die Feier alle 25 Jahr gehalten, mit Ausnahme

von 1800 und 1850, weil in diesen Jahren die Päpste nicht zu Rom anwesend waren.

Die Erlangung dieser Gnade ist jedoch an den Besuch einer von vier Kirchen Roms geknüpft: St. Peter, St. Paul, St. Johannis zu Lateran und St. Maria Maggiora. Diese vier Kirchen haben deshalb eine heilige Pforte, welche nur beim Jubiläum geöffnet wird. Die Römer müssen jede dieser Kirchen dreißig Mal besuchen, Ausländer fünfzehn Mal. Die für die Feier üblichen Gebräuche sind zu Zeiten verändert worden. Die bei der letzten 1825 unter Leo XII. geübten waren folgende:

Am Himmelfahrtstag des vorausgehenden Jahres geschah die Ankündigung des Jubiläums im Königssaale des Vaticans durch eine Bulle, die auch an St. Peter angeschlagen wurde. Am vierten Advent wurde dieselbe in den vier Kirchen wiederholt.

Tags vor Weihnachten begiebt sich der Papst in die Sixtinische Kapelle und stimmt das Veni, creator Spiritus an, dann besteigt er in seinem prächtigen Schmuck, eine brennende Kerze in der Hand, seine Sänfte mit weißem Himmel und zieht mit seinem Gefolge und der gesammten Geistlichkeit Roms in feierlicher Procession um den Peters-Platz herum, zwischen zwei Reihen Soldaten, beim Glokkengeläute und Militärmusik. Ist er in der Säulenhalle vor der Kirche angekommen, so setzt er sich auf einen Thron, der neben der heiligen Pforte errichtet ist, welche während des Jubeljahrs den Gläubigen zum Eingang dienen soll.

Hierauf bindet der Papst ein weißleinen, mit Spitzen

umsäumtes Schürzlein vor und nimmt einen silbernen Hammer mit elfenbeinernem Stiel, der ihm vom Cardinal-Großbußpriester gereicht wird, tritt vor die Mitte der zugemauerten Pforte, welche innen durchschnitten ist und klopft zum ersten Male mit den Worten: „Oeffnet mir die Pforte der Gerechtigkeit!“ Nach einer Antwort des Chors klopft er zum zweiten Mal mit den Worten: „Herr, ich werde hineingehen in Dein Haus“. Nach abermaliger Antwort des Chors klopft er zum dritten Mal mit den Worten: „Oeffnet mir die Pforte, weil Gott mit euch ist“. Jetzt fällt die Mauer mit einemmal zusammen, der Papst gibt den Hammer zurück und besteigt wieder den Thron, während der Schutt weggeschafft wird. Die Bußpriester St. Peters waschen sodann den Boden mit Weihwasser und die Sänger stimmen den Psalm an: Jubilate Deo.

Indessen hat sich die Kirche geleert und die übrigen Eingänge wurden geschlossen.

Nachdem der Eingang gereinigt worden, nimmt der Papst in die eine Hand das patriarchalische Kreuz, in die andere eine vergoldete Kerze und stimmt das Te Deum an, welches vom Chor fortgesetzt wird. Hierauf tritt er voran in den Tempel des Herrn und es folgen erst der hohe Klerus und der päpstliche Hof, dann die gesammte Geistlichkeit. An der ersten Kapelle zur Rechten hält er an, setzt sich vor dem Altar auf einen bereit gemachten Stuhl und empfängt den Fußkuß von einer Brüderschaft, welcher die Obhut über die Ordnung in den vier Kirchen anvertraut ist. Dann besteigt er wieder seine Sänfte und wird, nach dem gewöhnlichen kurzen Halt bei der

Kapelle des Sacraments und dem Beichtstuhl St. Peters, zum päpstlichen Thron im Hintergrund des Chors getragen, wo er die Audienz der Cardinäle und des Klerus empfängt, die Vesper anstimmt und die Ceremonie mit dem Segen an alle Anwesenden beschließt.

Während dieses in der Peterskirche vorgeht, vollziehen drei Cardinäle, welche der Papst zu Legaten a latere erwählt hat, die gleiche Ceremonie in den drei übrigen Kirchen.

Während des Jubeljahres, das von den Römern heiliges Jahr genannt wird, strömen Pilger aus allen Nationen in die ewige Stadt. Diese glaubensvollen Menschen wandern in einem groben Kittel, einen langen Stab in der Hand, eine leere Tasche am Gürtel. Das sind nicht die von den Bewohnern Roms so geliebten Reisenden, welche sich ausbeuten lassen. Sie bringen nichts von Ueppigkeit und Ueberfluß mit, wohnen in Spelunken, nähren sich von Wurzeln, besuchen nur die Kirchen, werfen nicht ein lüsternes Auge auf Frauen und Mädchen, kurz, sie sind völlig unergiebig für die Erwerbslust. Zudem sind während des ganzen Jahres die Theater geschlossen, der Carneval fällt aus, es gibt gar keine Freudenfeste noch Belustigungen, es bleibt nur die Lotterie, um unausgesetzt wöchentlich Täuschungen zu veranlassen. Hieraus begreift sich leicht, daß die Römer sehr wenig auf die Wiederkehr des Jubeljahres versessen sind.

Nach Ablauf des Jahres, d. h. am Vorabend des Weihnachtsfestes, nehmen der Papst und die Cardinallegaten die Schließung der heiligen Pforten vor. Eine

Procession, gleich der bei Eröffnung des Jubiläums, begleitet ihn wieder zur Peterskirche. Nach dem Vesperamt läßt er sich zu dem Thron in der Vorhalle tragen, welcher neben der heiligen Pforte aufgestellt ist, spricht einige sacramentale Gebete und weiht die Materialien, welche zur Vermauerung dieses Eingangs dienen. Der Cardinal-Großbußpriester überreicht ihm eine silberne Kelle mit elfenbeinernem Griff; er streicht ein wenig Mörtel und legt drei Ziegelsteine, zwischen welche er Medaillen mit seinem Bildniß und der Jahreszahl seines Pontificats einlegt. Der Cardinal-Großbußpriester legt ebenfalls drei Ziegelsteine, dann vollenden die Bußpriester, mit Hülfe der Arbeiter, welche Sanpietrini heißen, das Werk.

Während dessen strömen eine Menge Leute hinzu und bitten um die Gunst, sich betheiligen zu dürfen. Der Eine legt ein Reliquienkästlein, oder Andere einen Ring, ein Dritter sonst ein Kleinod ein und alle schmeicheln sich mit der Hoffnung, dieselben in fünfundzwanzig Jahren wieder zu finden.

Nachdem die Arbeit rasch vollendet ist, stimmt der Papst das Te Deum an und zwei assistirende Cardinäle verkündigen in Latein und Italienisch den vollkommenen Ablaß.

60. Sittenpolizei.

Die Aufsicht über die Sittlichkeit im öffentlichen und Privatleben steht in Rom Sr. Eminenz dem Cardinal General-Vicar zu, welcher im ausgedehntesten Umfang die delicaten Befugnisse ausübt, welche in Paris dem Polizeipräfecten vorbehalten sind; und da diese eminente Person nicht Alles selber sehen kann, so verwandelt er die Pfarrer in seine Stellvertreter.

Die Pfarrer sind zu Rom wirkliche Polizeicommissaire. Sie haben das Recht, die öffentliche Gewalt in Verfügung zu nehmen, sie haben die Zeugnisse auszustellen, ohne welche man keinen Paß erlangen kann, endlich haben sie die guten Sitten zu überwachen. Sie dürfen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in alle Haushaltungen ihres Bezirks eindringen, und wenn sie es für zweckmäßig halten, solche häuslichen Besuche zu machen, kommen sie in Begleitung von Gensdarmen. Sie haben nichts zu bemerken, wenn sie eine ganze Familie pêle mêle im nämlichen Bett finden; so ist's beim gemeinen Volk und der niederen Bürgerschaft allgemein der Brauch, und aus Sparsamkeitsrücksicht geduldet. Die Pfarrer begnügen sich zu empfehlen, daß die Knaben auf der einen Seite beim Vater, auf der anderen die Mädchen bei der Mutter liegen. Was aber im Stillen zwischen Vater und Tochter, Bruder und Schwester vorgeht, scheint ihnen nicht der Beachtung werth; aber wehe dem, der bei unerlaubtem Verkehr auf frischer That ertappt wird. Sind es zwei Personen,

die frei sind, so wird ganz einfach zur Strafe augenblicklich, oder doch spätestens den folgenden Morgen die Heirath ausgesprochen. Läßt sich der eine Theil widerspenstig finden, da man ja Niemand wider seinen Willen verehelichen kann, so muß er ins Gefängniß wandern und so lange darin verbleiben, bis sich seine Ideen über die Süßigkeiten der ehelichen Verbindung modificiren. Ist aber ein Theil, oder auch beide verheirathet — so etwas kommt leider in der heiligen Stadt nicht selten vor — so werden sie abgesondert eingesperrt, bis ihr Proceß vor dem Ausnahmsgericht des Cardinalvicars erfolgt, welches in erster und letzter Instanz urtheilt. Als Strafe haben sie Gefangenschaft oder Geldstrafe zu erwarten, und nach Verhältniß auch Geldentschädigung zu leisten.

Hieraus kann man schon abnehmen, daß man zu Rom bei der Wahl seiner vertrauten Verbindungen sehr vorsichtig sein muß. Sie wissen, daß es hinreicht, in einem tête à tête mit irgend einem Mädchen betroffen zu werden, um binnen vierundzwanzig Stunden zu einer Heirath gezwungen zu werden. Man mag noch so sehr das Unschuldige der Zusammenkunft behaupten; wenn das Mädchen seinen Vortheil dabei findet, ist es im Stande, sich selbst zur Untersuchung darzubieten, und man läuft große Gefahr, büßen zu müssen, was ein Anderer verübte.

Wenn die Römer so klug sind, einer solchen Gefahr auszuweichen, so glaube man ja nicht, es geschähe, weil sie den Dolch eines Vaters oder Bruders zu fürchten hätten. Diese calculiren ganz anders. Ein Dolchstich, finden sie, bringt ihnen nichts ein, als etwa einen Handel mit

der Justiz; dagegen eine listig gestellte Falle kann dazu führen, eine Tochter oder Schwester gut zu versorgen und dabei dem Hause mit Ehren ein etwas behaglicheres Leben zu verschaffen. Man kann auch so einen Unvorsichtigen zu einer hübschen Geldentschädigung verurtheilen lassen; oder auch durch einschüchternde Drohungen vortheilhafte Verbindlichkeiten abpressen; endlich kommt es gar zu lebendigen Beweisen eines Vergehens, so kann, da die Erforschung der Vaterschaft gestattet ist, der angebliche Verführer gezwungen werden, eine Pension zu zahlen, wovon die ganze Familie lebt. Und eine brave Tochter läßt sich gerne zu solchen kleinen Verwickelungen herbei. Solche Erwägungen bestimmen denn Diejenigen, welche zu galanten Abenteuern Lust haben, daß sie die Jungfrauen meiden — wodurch diesen allerdings erleichtert wird, ihren Ruf zu bewahren — und vorzugsweise verheirathete Frauen dafür zu suchen. Sie laufen zwar dabei immer noch Gefahr für Freiheit und Vermögen, aber sie riskiren doch nicht, zu einer Heirath genöthigt zu werden, weil schon ein Anderer bereits dieses Opfer gebracht hat.

Die römischen Libertins ziehen daher vor, die Theilhaberinnen eines verbotenen Liebeshandels in ihre Wohnung, oder auch anderswohin, zu ziehen. Das ist wohl klüger, aber nicht ganz ohne Gefahr. Denn es ist leicht möglich, daß die Geliebte, welche täglich unendliche und ewige Liebe schwört, es vortheilhafter findet, sich selbst zu denunciren, um ihren arglosen Liebhaber mit dem überraschenden nächtlichen Besuch des Pfarrers zu erfreuen.

Die Fremden riskiren in dieser Hinsicht nicht weniger;

nur schont man sie mehr, weil sie eine Erwerbsquelle sind. Doch soll man sich darauf nicht verlassen. Ist man dem Cardinal-Vicar in die Hand gefallen, so ruft man vergebens den Schutz seiner Gesandtschaft an. Diese hohen Personen treten nicht gern für ein persönliches Interesse ein, zumal wenn man gegen das bürgerliche und moralische Gesetz gehandelt hat.

Rom hat sich zu allen Zeiten durch zügellose Sittenlosigkeit ausgezeichnet. Welchen Höhepunkt es in dieser Hinsicht zur Kaiserzeit erreichte, ist bekannt, und das christliche Rom des Mittelalters blieb nicht dahinter zurück. Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert sah man die Priester und Mönche Roms in allen Ausschweifungen ein Beispiel geben. Papst Julius II., Leo X., Clemens VII. privilegirten zu Rom Toleranzhäuser und wiesen den Ertrag derselben Frauenklöstern zu, welche büßende Magdalenen hießen. Paul III. fand es angemessener, die Steuer der Unzucht selbst zu verwenden. Die Liste der öffentlichen Dirnen belief sich damals auf 45,000; es wurde ihnen eine monatliche Taxe, je nach dem Umfange ihres Gewerbes, auferlegt, und diese unsittliche Auflage bildete ein nicht unerhebliches Einkommen der Kirche. Damals sah man eine Buhlerin Marozzia Papstwahlen bewirken; Imperia war am Hofe Leo's X. geehrt, und wurde in der Kirche des heil. Gregor prachtvoll bestattet; Olympia wirkte unter Innocenz X. auf die Leitung der Kirche dergestalt, daß Beschlüsse der Cardinäle, wobei man sie zu befragen versäumt hatte, wieder umgestoßen wurden.

Ueber soviel Ausschweifung, Verdorbenheit und Scandal gingen endlich den Völkern die Augen auf; die Gläubigen ärgerten sich über den Gebrauch, der von ihren frommen Gaben gemacht wurde, und daß der Erlös für verkauften Ablaß die Bestimmung bekam, solche Ueppigkeit zu nähren. Um also nicht die Quelle solcher Einkünfte vertrocknen zu lassen, fing damals das päpstliche Rom an, sich in den Schleier der Scham zu hüllen, und Heuchelei ersetzte den Cynismus.

Zu Rom trägt nun das Laster nicht, wie anderwärts, den Kopf hoch mit sicherem Blick. Es hat nicht den schamlosen Gang, die freche Miene, die kecke Sprache, welche es so leicht der öffentlichen Verachtung kenntlich machen; es hüllt sich in's Gewand der Tugend und geht gesenkten Hauptes einher; aber mit schielendem Blick erkennt es leicht die Fremden, um sie selbst an den heiligsten Orten anzureden. Es zeigt sich an allen öffentlichen Orten, besucht fleißig die Kirchen, dringt in's Innere der Familien, und trotz der thätigsten Wachsamkeit der Leute des Cardinal-Vicars, weiß es sich diesem Rächer der öffentlichen Sittlichkeit unter allen Formen zu entziehen.

Der Fremde kann in Rom sich erbauen, wenn er sieht, wie die Dinge äußerlich so sauber hergehen. Denn er stößt nicht in den Straßen auf jene verführerischen Begegnungen, welche dem Vorübergehenden die Schamröthe in's Gesicht treiben; trifft da keine öffentlichen Häuser, wo unter dem Schutz der Behörden die Ausschweifung sich frei ergeht; wird nicht auf dem Trottoir von den Nymphen beunruhigt, welche auf ein Patent pochend, ihr

ehrloses Gewerbe kund geben. Werden solche Unordnungen in der heiligen Stadt nicht geduldet, so wäre es doch ein Irrthum, zu glauben, das Laster existire da nicht. Rom steht an Verdorbenheit der Sitten keiner Stadt in der Welt nach, auch London und Paris nicht; ebenso ungestraft wird da der schamloseste Handel getrieben, nur in etwas anderer Manier, mit weniger Frechheit, mehr Heuchelei. Gewinnt dabei die Moral etwas?

Die entarteten Geschöpfe, welche mit ihrem Körper Gewerbe treiben, dürfen allerdings zu Rom ihre Waare nicht öffentlich ausbieten. Solche Geschäfte werden durch vertraute Agenten besorgt. Diese halten stets eine vollständige und mannigfaltige Auswahl zur Disposition ihrer Kunden. Manche haben stets ein Album von Photographieen in der Tasche, das ihnen als Musterkarte dient. Da finden sich jederzeit angebliche Gräfinnen, Marquisen oder Prinzessinnen, für die von aristokratischem Geschmack; Tänzerinnen oder Primadonnen für Freunde der Kunst, junge Mädchen zarten Alters für abgestumpfte Wollüstlinge, interessante Wittwen für leidenschaftliche Liebhaber, endlich für die Bewunderer wahrer Schönheit kräftige Minenti.

Es kommen nach Rom gar manche Fremde, welche ihre Studien über das Land in allen Richtungen weit ausdehnen, und so lassen sie sich auch durch die verführerischen Erbietungen solcher Unternehmer verlocken. Sieht derselbe ab von dem raffinirten feineren Geschmack, und läßt sich von dem Merkurio in eine Familie einführen, so wird ihm gleich beim Eintritt klar, daß derselbe ein

beliebter Hausfreund ist. Die Anwesenheit vieler Personen braucht ihn nicht schüchtern zu machen; es entfernt sich bald eins nach dem Andern, bis er tête à tête mit seiner Heldin ist.

Werfen wir einen Schleier auf Scenen der Verderbniß, wie sie tagtäglich allerwärts in Rom vorkommen. Und solche Familien stehen im allerbesten Ruf, denn sie sind die fleißigsten Besucher des Beichtstuhls. Aber auch auf den Straßen wandelt das verlockende Laster, nur mehr mit Heuchelei verdeckt, wie anderswo. Solche Geschöpfe verrathen sich nicht durch eine excentrische Toilette, noch durch verführerische Manieren, im Gegentheil affectiren sie äußerste Bescheidenheit. In anderen Städten kann man Frauen, welche eine züchtige Haltung bewahren, nur günstig beurtheilen; zu Rom umgekehrt. Die Schlimmsten gerade sind die, welche mit schüchternem Schritt, stets gesenkten Augen und keuschen Geberden einhergehen; sie haben auf keinen verliebten Blick, oder eine Neckerei eine Antwort: höchstens verstehen sie mit Gewandtheit einen Wink zu geben, dann treten sie in den nächsten Hauseingang oder in eine nahe Kirche, wo sie mit Sicherheit ein Rendezvous verabreden. Beim Einbruch der Nacht verschwinden alle diese unsauberen Nymphen vorm Licht der Gasflammen; die Kirchen sind geschlossen, und eine Frau hat keinen Vorwand mehr, sich allein auf der Straße zu zeigen. Fügen wir noch hinzu, daß diese Geschöpfe sehr strenge die Sonntagsfeier einhalten.

So ist nunmehr das Laster, seit es nicht mehr auf Schmutzwinkel eingeschränkt ist, in der ganzen Stadt ver-

breitet; indem es das häßliche Aeußere aufgab, hat es alle Stufen der Gesellschaft ergriffen; unterm Schutz einer tadelnswerthen Toleranz dringt es in alle Wohnungen, entweiht die heiligsten Stätten; ohne Ueberwachung zum Schutze der Gesundheit nagt es mit giftigem Zahn am öffentlichen Wohl, verbreitet die Entsittlichung der Einzelnen und veranlaßt die Entartung der Generation. So ist heut zu Tage die heilige Stadt versunken in Verdorbenheit unter gleißnerischer Maske.

Es ist manchmal vorgeschlagen worden, unter einigen Päpsten der Jetztzeit Maßregeln zu ergreifen, um den Verheerungen des Lasters Schranken zu setzen. Die Commandanten der französischen Truppen haben unaufhörlich Vorkehrungen reclamirt, ohne irgend etwas zu erlangen. Die Regierung der Cardinäle meint, ein amtliches Einwirken der Behörden enthalte eine mittelbare Anerkennung eines Zustandes der Dinge, welchen man zu ignoriren vorzieht.

---

61. Kirchenbann.

Der Schlüssel, welchen unser Herr und Heiland dem heil. Petrus und dieser seinen Nachfolgern überlieferte, um die Pforte des Himmelreichs den Gläubigen zu öffnen, dient auch, um sie den Rebellen gegen die Kirche zu verschließen.

Dies ist die geistliche Strafe des Kirchenbanns, oder der Excommunication, welche gegen die Ketzer, Schismatiker und hartnäckige Sünder ausgesprochen werden kann. Denn dieselbe Gewalt, welche die Seelen zu binden und zu lösen vermag, kann rebellische Unterthanen aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausschließen und dem Satan überliefern, wie man ein brandiges Glied vom Körper schneidet.

Wen dieser Bannstrahl trifft, hat weder an den öffentlichen Gebeten, noch an den guten Werken, noch an den geistlichen Gütern der Kirche einen Theil; er verliert das Recht auf ein geistliches Begräbniß und wenn sein Körper an geweihter Stätte bestattet worden, kann er wieder herausgerissen werden; er ist von der Theilnahme an allen Sacramenten, von seinem Theil an der Erbschaft des Himmels ausgeschlossen und einige Ausnahmsfälle abgerechnet, darf kein Gläubiger mit ihm verkehren.

Vor Zeiten floh man den Gebannten, wie einen mit der Pest behafteten. Als aber die Päpste sich dieses Mittels bedienten, um alle Könige ihrer Macht zu unterwerfen, als sie sich anmaßten, über Scepter und Krone zu verfügen, als sie ein Spiel damit trieben, Unterthanen ihres Eides der Treue zu entbinden und aus der Empörung ein Recht, aus Pflichtverletzung eine Tugend zu machen, somit die keckſten Revolutionaire ihrer Zeit wurden, — schwächten sie selbst die zauberhafte Wirkung desselben ab. Da konnte denn ein französischer König, Philipp der Schöne, die päpstliche Bulle öffentlich durch Henkers Hand verbrennen lassen, man sah Päpste sich

gegenseitig in den Bann erklären, Concilien verfluchen, welche dann mit gleichen Waffen erwiderten. Durch solchen Scandal innerhalb der Kirche kam es dahin, daß der Bannstrahl vollends seine Kraft verlor, die vom Vatican geschleuderten Blitze nicht mehr zündeten.

So hat man denn auch die Ceremonie, womit ehemals ein Bann vom Balkon der Peterskirche herab verkündigt wurde, aufgegeben. Es werden Bannsprüche nunmehr nur in fünf Placaten an verschiedenen Stellen Roms angeschlagen und eine Schildwache daneben gestellt, damit sie nicht herabgerissen oder besudelt wurden, und kein Mensch hält sich nur auf, solche zu lesen; man geht gleichgültig vorüber.

---

62. Die heilige Woche.

Eine große Zahl Fremder strömt nach Rom, um in der heiligen Woche den religiösen Ceremonien beizuwohnen, welche zu dieser Zeit durch die Pracht und den Reichthum, womit die Peterskirche ausgeschmückt ist, durch den ungeheuren Zusammenfluß der Gläubigen und durch die persönliche Betheiligung des Papstes einen besonderen Reiz haben. Erkundigen sie sich über diese Festlichkeiten bei den Römern, so können ihnen diese wenig Auskunft geben. Drum will ich hierbei etwas in's Einzelne eingehen.

Palmsonntag.

Dieses Fest verherrlicht nicht nur Christi Einzug in Jerusalem, sondern stellt auch den Einzug der Erwählten in's Paradies nach dem jüngsten Gericht dar.

Der Papst begiebt sich um neun Uhr in Procession vom Vatikan zur Peterskirche. Er wird in einer Sänfte getragen, an seinen Seiten zwei symbolische Fächer (Flabelli) zwischen einem doppelten Spalier päpstlicher Grenadiere. In der Vorhalle St. Peters empfängt ihn das Capitel, welchem er den Segen ertheilt, dann geht der Zug durch das große Schiff; bei der Kapelle des heiligen Sacraments, das auf dem Altar ausgestellt ist, steigt er aus und verrichtet knieend ein Gebet, und gelangt, nach einem Halt bei dem Beichtstuhl St. Peters, zu einem Throne ohne Baldachin, der in der Mitte des Chors errichtet ist, und empfängt da die Obedienz, d. i. die Huldigung der Cardinäle durch den Handkuß.

Nach dieser Ceremonie begiebt sich der Papst zu dem Thron mit carmoisinrothem Baldachin im Hintergrund des Chors, und nimmt da die Weihe der Palmen vor mittels Weihwasser und Weihrauch. Es sind das frische Palmenzweige, welche die Familie Bresca aus Bordighiera (in der vormaligen Grafschaft Nizza) zu liefern privilegirt ist. Darauf theilt er dieselben aus an die Cardinäle und Geistlichen, das diplomatische Corps, die bürgerlichen und militärischen Autoritäten, den römischen Adel und anderen mit besonderer Erlaubniß versehenen Personen. Die Empfänger knieen an den Stufen des Thrones und küssen erst die Palme, dann dem Papst die Cardinäle die Hand,

die Patriarchen und Bischöfe das Knie, die übrigen Personen den Fuß.

Hierauf wird der Papst zur Eingangspforte getragen und ertheilt der Menge der Gläubigen seinen Segen. Die Palmenträger bilden eine Procession und ziehen durch eine der Seitenthüren, welche gleich hinter ihnen wieder geschlossen wird. Wenn der Zug auf der entgegengesetzten Seite wieder in die Kirche gelangen will, findet er die Thür geschlossen, welche geöffnet wird, nachdem der Auditor der Rota, welcher das päpstliche Kreuz trägt, mit dem Ende des Kreuzes wider dieselbe geklopft hat.

Diese Procession stellt die Pilgerung der Erwählten zum Aufenthalte der ewigen Seligkeit dar; das Kreuz bedeutet Christus, welcher die Pforten des Paradieses öffnet, welche seit Adams Fall verschlossen sind; die Palmen sind ein Sinnbild des Sieges der Erwählten über ihre Feinde.

Ist der Zug wieder zurück und hat der Papst wieder seinen Thron eingenommen, so wird von einem Cardinal Messe gehalten, wobei der Papst nur assistirt. Zum Schlusse wird von diesem Cardinal ein Ablaß auf dreißig Jahre verkündigt, welchen der Papst allen Anwesenden gewährt. Diese Ceremonie wird von Vielen unbeachtet gelassen; sie werden uns danken, zu vernehmen, welches Schatzes sie theilhaftig geworden sind.

Der heilige Mittwoch.

An diesem Tage wird um vier Uhr Nachmittags in der Sixtinischen Kapelle die berühmte Nachtmesse gehalten, wobei der Papst mit dem heil. Collegium assistirt.

Dieselbe wurde in früherer Zeit bei Nacht gehalten; seitdem man aber durch Unordnungen, welche dabei vorfielen, veranlaßt wurde, sie auf die Tageszeit zu verlegen, beobachtet man noch den Gebrauch, daß sie erst nach Einbruch der Nacht endigen darf.

Es drängt sich nun eine ungeheuere Menge zur Sixtinischen Kapelle, und die Damen sind die allereifrigsten, weil sie einer ausgezeichneten Aufnahme von Seiten der Prälaten versichert sind. Die Frauen müssen mit Billets versehen sein, die man bei den Gesandtschaften leicht bekommt; sie müssen in schwarzer Kleidung mit einem Schleier versehen sein, welcher überall in Gegenwart des Papstes durchaus nöthig ist. Die Männer werden nur in schwarzem Anzug oder einer Uniform zugelassen. Die von amtlichem Character haben reservirte Plätze, die Uebrigen nach Belieben und die Meisten drängen und drücken sich in einem engen Gange.

Der erste Gesang bei dieser Messe ist eine monotone Antiphonie, abwechselnd mit dem Chor. Nach dem Schluß der Psalmen spricht der Papst im Baß das Pater noster. Hierauf stimmen die Sänger die Lamentationen des Jeremias an, ein vierstimmiger figurirter Gesang des berühmten Allegri. Hierauf folgt das Miserere, vierstimmig mit zwei Chören, von demselben Meister.

Die Solostimmen können in dem ungeheueren Schiff der Peterskirche keine rechte Wirkung haben; im beschränkteren Raume der Sixtinischen Kapelle ist dieses anders. Diese Gesänge von bewundernswerther Composition und äußerster Einfachheit werden mit seltener Vollendung und

ergreifendem Ausdruck ausgeführt; die lieblichste Harmonie bezaubert die Sinne und dringt tief in die Seele.

Die fünfzehn Kerzen des dreieckigen Candelabers, die sechs der Balustrade und die sechs des Altars werden eine nach der andern am Ende jedes Verses ausgelöscht. Die einzige letzte wird unterm Altar verborgen, so daß das Amt in völliger Dunkelheit zu Ende geht. Nach Beendigung des Gesangs liest der Papst das Gebet: Respice etc. Darauf erhebt sich in der Versammlung ein leichtes Gemurmel, das Licht wird wieder auf den Altar gestellt und die Menge verläuft sich in feierlicher Stille.

Die Messen am Mittwoch, Donnerstag und Freitag haben den Character von Leichenceremonien, welche gemäß dieser Zeit der Niedergeschlagenheit von einfacherem Styl sind. Man stimmt daher nicht das Gloria patria an, singt keine Hymnen, verlangt nicht den Segen, liest keine Kapitel vor; einzig bei jeder Hora wird ein einfaches Gebet gesprochen.

Das allmähliche Auslöschen der Kerzen soll die Erkältung der Jünger Jesu und ihr Wanken im Glauben bedeuten, und schließlich ihre völlige Verlassenheit. Das einzige unverlöschte Licht ist das Signal der heiligen Jungfrau, die bei der Auferstehung unerschütterlich im Glauben war. Das folgende Gemurmel beruht auf einer jüdischen Tradition von verschiedenartiger Deutung.

Der heilige Donnerstag.

Am Donnerstag wohnt der Papst mit den Cardinälen wieder in der Sixtinischen Kapelle der Messe bei, die von einem Cardinal gehalten wird.

Ehemals war es Gebrauch, an diesem Tage drei Messen zu halten. Die erste zur Versöhnung der Reuigen: diese erschienen in Sack und Asche baarfuß am Eingang, wo sie vom Papst oder einem Bischof empfangen und nach einigen Gebeten absolvirt wurden. Die zweite zur Segnung des heiligen Oels, dessen Weihe den Bischöfen vorbehalten ist. Die dritte zum Angedenken der Einsetzung des heiligen Abendmahls, war zugleich mit allgemeiner Communion verbunden. Diese drei sind nun in eine einzige zusammen gezogen, wobei diese verschiedenen Ceremonien vorgenommen werden. Die Glocken verstummen von nun an bis zum Samstag Nachmittag.

Bei dieser Messe weiht der Papst zwei Hostien, thut die eine in einem Kelch bei Seite und trägt denselben in Procession mit den Cardinälen, nach Beendigung der Messe zur Paulinischen Kapelle im Vatican, wo sie bis zum folgenden Tag aufbewahrt, diesen Nachmittag bei prächtiger Beleuchtung ausgestellt wird; die Menge der Gläubigen strömt hin, das Sacrament anzubeten.

Die Procession begleitet den Papst aus dieser Kapelle wieder zurück zu St. Peter, wo er auf dem großen Balkon der auf den Knieen liegenden Menge den Segen spendet. Hierauf lesen zwei Cardinäle in Latein und Italienisch vollkommenen Ablaß für alle Anwesenden ab und werfen die Formeln hinab, wo sich das Volk um die heiligen Papiere streitet und schlägt und sich meistens mit Fetzen der zerrissenen Blätter begnügt.

Seit Papst Paul III., bis auf Clemens XIII. war es gebräuchlich, am heiligen Donnerstag vor der Segen-

spendung die berüchtigte Bulle In Coena Domini abzulesen. Dieselbe, von Pauls Nachfolgern noch beträchtlich erweitert, hatte zum Schluß fast die ganze Welt in Bann erklärt. Clemens XIV., welcher auch den Jesuitenorden aufhob, hat diese fürchterliche Waffe im Arsenal des Vatikans zurückgestellt.

Nach diesem feierlichen Act schreitet der Papst zur Fußwaschung (lavanda). Es werden nämlich aus den Priestern oder Diakonen verschiedener Nationen dreizehn Pilger ausgewählt, welche die Apostel vorstellen. Denselben werden von dem erhabenen Haupt von mehr als 150 Millionen Gläubigen, der kein menschliches Wesen über sich anerkennt und Königen wie Hirten den Pantoffel zum Küssen reicht, — die Füße gewaschen! Der höchste der Herrscher macht sich aus eignem Willen zum Diener der Diener des Herrn! Schade, daß so wenige die Erhabenheit dieser frommen Idee begreifen!

Die Ceremonie wird in der Peterskirche in einem Abschnitt rechter Hand vorgenommen. Der Papst wäscht der Reihe nach jedem der Apostel den rechten Fuß, trocknet ihn ab und küßt ihn und reicht ihm sodann einen frischen Blumenstrauß. Hinter ihm kommt der Schatzmeister und vertheilt an jeden Pilger eine goldene und eine silberne Medaille mit dem Bildniß des Papstes und der Jahreszahl, auf deren Rückseite Christus abgebildet ist, wie er dem heiligen Petrus die Füße wäscht, mit der Umschrift: „Ein Beispiel hab' ich Euch gegeben."

Gleich nach dieser Ceremonie wird vom Papst die Speisung der Apostel vorgenommen, in einem großen

Saale oberhalb des Vorhofs. Eine Menge der bisherigen Zuschauer, welche auch diesem Act beiwohnen wollen, drängt sich mit Lebensgefahr eine schmale Treppe hinauf und macht sich in dem bereits dicht gefüllten Saale gewaltsam Platz. Nun kommen die dreizehn Pilger, ganz weiß gekleidet und nehmen in Stille an einer mit vergoldeten Tafelaufsätzen und Blumenkörben geschmückten Tafel Platz. Der Papst erscheint, umgeben von einigen Prälaten und escortirt von seiner Nobelgarde, in höchst einfacher Kleidung. Ein Prälat reicht ihm eine mit Spitzen besetzte Schürze und hält ein versilbertes Becken unter, während der Papst den Aposteln Wasser auf die Hände gießt. Nachdem die Tafel gesegnet worden, bringen die Prälaten, in einer Reihe hinter einander, die Gerichte und überreichen sie mit Kniebeugen dem Papste, welcher sie jedem der Gäste vorsetzt; hernach versieht er sie mit Wein und Wasser. Dieses wiederholt sich einigemal und der Zuschauer, welcher gewahrt, mit welcher Lust das Mahl verschlungen wird, kann nicht umhin, die stille Bemerkung zu machen, wie zum Erstaunen ein gutes Gewissen den Appetit befördert.

Nachdem der Papst sich entfernt hat, fahren die Apostel fort, ihre Schuldigkeit zu thun, soweit ihr Vermögen hinunterzuschlingen reicht. Hierauf stecken sie die Reste ihrer überreichen Portionen in einen großen Korb, plündern vollends die mit Obst, Kuchen und Zuckerwerk bedeckten Aufsätze; und schließlich packen sie auch ihre Bestecke ein, welche sie mitnehmen dürfen.

Es ereignen sich dann mitunter, wie wir schon mit angesehen haben, Scenen einiger Unordnung. Während

der Anwesenheit des Papstes ließ sich das Publikum in den Schranken der Schicklichkeit halten, man duldete das Lästige des Gedränges und der Stickluft in der Athmosphäre; sowie aber der heilige Vater sich entfernt hatte, empfand man, daß die Elasticität der Körper ihre Grenzen hat; und als man bei der Tafel ein Beutejagen sah, woran man Theil zu nehmen Lust hatte, kam es zur Explosion. Die Schranken wurden niedergerissen, die Wachtposten umgestoßen, der Auftritt erstürmt, man stürzt sich auf die übrigen Brocken des Gastmahls, und wer nichts besseres mehr erringen kann, begnügt sich mit einem Blatt oder Blattstiel, um es in sein Gebetbuch einzulegen. Die Soldaten, welche hindern wollen, vermehren nur die Verwirrung: man hört Zanken, Schimpfen, Herausforderung, Jammergeschrei von Frauen, die man wegtragen muß, um sie vor Erstickung zu schützen.

Zwei Stunden nach diesem symbolischen Apostelgastmahl wird in der Sixtinischen Kapelle die Dunkelmesse wiederholt, in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle; in der Zwischenzeit sind die Säle der Museen im Vatican dem Publikum geöffnet.

Ehemals war es Gebrauch, am heiligen Donnerstag im Vatican den Cardinälen ein Gastmahl zu geben, wozu auch die höchsten römischen Adligen zugezogen wurden. Andere Tafeln waren für die Beamten des päpstlichen Hofes und die Dienerschaft der Cardinäle gedeckt. Auch der Senator und die Conservatoren von Rom speisten nebst eingeladenen Gliedern patrizischer Familien im Vatican. Seit 1831 ist dieser Gebrauch abgeschafft, zu nicht uner-

heblicher Erleichterung der apostolischen Kammer in finanzieller Bedrängniß.

Die Messe ist von der am Tage zuvor nicht verschieden; aber die Kapelle ist alles Schmucks entkleidet. Altar und Thron sind ohne Baldachin und Verzierung, der Altar ist mit einem Schleier bedeckt und das Kreuz mit schwarzem Stoff umhüllt, die Sitze der Cardinäle sind unbedeckt und die Tribünen ohne Behänge. Die vierstimmigen Lamentationen mit Einleitung einer Baßstimme sind von Palestrina: das Miserere nach Wahl des Kapellmeisters, von Anerco, Scarlati, Baini ꝛc. Den Liebhabern der Musik, welche in die Kapelle nicht eindringen können oder wollen, sagen wir, daß man sie aus dem anstoßenden Saale ganz eben so gut hören kann, ohne sich Fußtritten oder auch Grobheiten der Schweizer auszusetzen.

Der heilige Freitag.

Auch an diesem Tage wird das heilige Amt in der Sixtinischen Kapelle und in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle gehalten. Die Kapelle ist in demselben schmucklosen Zustand, wie Tags zuvor, und weiter, die Kerzen werden gar nicht angezündet. Der Papst trägt einen rothen Mantel ohne Schmuck, violette Stola und silberne Mütze, keinen Ring, und ertheilt nicht den Segen. Die Cardinäle tragen Schuhschnallen von Stahl oder Silber und violette Kleidung anstatt purpurner.

Der Papst begiebt sich ohne Mantel, ohne Schuhe und Mütze zur Adoration und legt in ein Becken eine

Börse mit hundert Goldthalern*) nieder; die Cardinäle bringen jeder einen Goldthaler. Nach ihnen kommen die Patriarchen und übrigen hohen Würdenträger der Kirche, das diplomatische Corps, der Senator nebst den Conservatoren und die höchsten der Militar- und Civilbeamten zur Adoration, und opfern nach Maßgabe ihrer Ostentation zu Gunsten des Monsignor Sacristan und der beiden ersten Ceremonienmeister, welche den Ertrag unter sich theilen.

Um vier Uhr wird die Dunkelmesse in gleicher Weise, wie an den beiden vorhergehenden Tagen, gehalten.

Nach Beendigung der Messe begiebt sich der Papst in Begleitung der Cardinäle und seiner gewöhnlichen Umgebung zu Fuß in die Peterskirche zwischen einem doppelten Spalier von Soldaten. Dort knieet er vor dem Beichtstuhl St. Peters, und nach einigen leise gesprochenen Gebeten besteigt ein Canoncus von Bischofsrang den Balkon am Pfeiler der heil. Veronica und zeigt die größeren Reliquien vor, nämlich ein Stück vom wirklichen Kreuz Christi, sein Schweißtuch und die heil. Lanze.

Der heilige Samstag.

Die Sixtinische Kapelle ist wieder in großem Festschmuck und die Ceremonien dienen zur Vorbereitung des Auferstehungsfestes. Sie beginnen mit der Weihe des Wassers, Feuers und Weihrauchs. Die Sänger stimmen die zwölf Prophezeihungen an und beginnen die Litaneien

*) à 2¼ Thlr. ungefähr.

der Heiligen. Während dessen werden die Kerzen wieder angezündet, die violetten Draperien des Altars und Thrones verschwinden und die Cardinäle vertauschen das Violette mit Weißem. Sowie das Gloria in excelsis Deo angestimmt wird, verschwindet auch der violette Schleier vom Altargemälde, welches die Auferstehung darstellt, die Nobelgarde schultert ihr Gewehr, die Thürsteher heben ihre silbernen Keulen empor, im Hof der Schweizer ertönen die Mörser, die Kanonen der Engelsburg donnern und alle Glocken Roms erwachen aus ihrem Todesschlaf.

Nachdem die Epistel gesungen worden, treten der Unter-Diaconus und der Auditor der Rota vor den päpstlichen Thron und sprechen mit Kniebeugen am Fuße der Stufen: „Heiliger Vater, ich verkündige Euch große Freude, die ist Halleluja!"

Uebrigens ist der Papst bei der Messe am Samstag selten anwesend. Wer den heil. Vater in der Sixtinischen Kapelle zu sehen beabsichtigt, merke sich dies.

An diesem Tage um acht Uhr früh begiebt sich der Generalvicar in die Johanniskirche zum Lateran, um neu bekehrte Juden, Muselmänner oder Heiden zu taufen.

Es wird in der Sacristei erst der Teufel aus ihnen ausgetrieben, dann bekommen sie im Baptistorium Constantins das Sacrament der Taufe.

63. Das Osterfest.

Bei der Feier des Osterfestes hält der Papst selbst das heilige Amt in der Peterskirche. Dieser Umstand, der nur dreimal im Jahre vorkommt, würde schon hinreichen, die heiligen Räume mit einer unendlichen Menge zu füllen. An diesem Tage entfaltet die Kirche ihren ganzen Pomp: Papst, Cardinäle und die ganze Klerisei prangen im stattlichsten Schmuck, die Nobelgarde steckt sich in ihre schöne rothe Uniform, die Schweizer in ihren Harnisch, und ihre klassische Hellebarde wird mit dem großen Schwert für zwei Hände vertauscht. Zwei päpstliche Throne sind im Chor errichtet: der eine, Thron der Tertie genannt, auf der Epistel-Seite des Altars; der andere, genannt der große, befindet sich unter der Kanzel St. Peters. Eine große Bühne für die Souveraine und ihr Gefolge ist auf der Seite des Evangeliums; andere Bühnen für das diplomatische Corps und privilegirte Personen stehen rings im Chor; endlich zwei große Amphitheater für die Damen erheben sich auf beiden Seiten des Hauptaltars.

Gegen neun Uhr begeben sich die Cardinäle in ihren gothischen, vergoldeten, mit Wappen gezierten Caroſſen in den Vatikan, in ihrem Gefolge das ganze Geräth von Edelleuten, Schleppträgern und Bedienten zu Fuß, die, weil es so besser lautet, mit dem Titel Vertraute (Familiare) geschmückt sind. Die fürstlichen Cardinäle sind zu drei Wagen berechtigt, die anderen zu zwei. Alle übrigen Personen, welche den Papst zu begleiten haben, begeben

sich ebenfalls in den Vatikan, wo sie sich im Königssaale zur Procession ordnen. Man defilirt langsam zu zwei und zwei zwischen zwei Spalieren von Gensdarmen, Grenadieren und der päpstlichen Artillerie.

Ist der unendliche Zug im Vorhofe der Peterskirche angelangt, so stößt er hier auf das Capitel St. Peters, welches, nachdem der heilige Vater ihm den Segen ertheilt, dem Zuge vorantritt durch die große Mittelpforte in die Kirche. Der Papst läßt sich in den gewöhnlichen Stationen zur Capelle des heiligen Sacraments und zum Beichtstuhl St. Peters tragen, endlich zum Throne der Tertie, wo ihm in gewöhnlicher Weise die Cardinäle und Geistlichen Obedienz leisten. Nachdem er die Psalmen und vorbereitenden Gebete gelesen, wird ihm Mantel und Stola abgenommen und der heilige Schmuck angelegt, der von verschiedenen Prälaten an den Fuß des Thrones gebracht ward. Darauf begiebt er sich zum Altar.

Indem wir die gewöhnlichen Ceremonien der Messe übergehen, beschränken wir uns darauf, einige abweichende Formalitäten anzuführen. Jedesmal wenn der Papst liest, wird ihm das Buch von einem Patriarchen oder Erzbischof vorgehalten. Die Epistel und das Evangelium werden erst in lateinischer, dann in griechischer Sprache von Diakonen abgesungen; dabei ist der lateinische von sieben Akolythen, welche Candelaber mit angezündeten Kerzen tragen, umgeben, der griechische nur von zwei. Zum Handwaschen wird dem Papst von einem Würdenträger das Wasser gegossen, der Laie ist, dem Senator von Rom oder einem Fürsten. Daß das Wasser, der

Wein und die Hostie erst gekostet werden, ist nicht zu übersehen, mit der Erinnerung, welche Verbrechen solche Vorsicht nöthig machten. Der Papst empfängt übrigens das heilige Mahl nicht am Altar, sondern, nachdem er es geweiht und vorgezeigt, begiebt er sich auf den päpstlichen Thron, und ein Cardinal bringt ihm die Hostie und den Kelch, aus dem er mit einem goldenen Röhrlein trinkt. Hernach überreicht der Papst selbst dem Cardinal, Diakonus und Unterdiakonus die Communion, und diese trinken den Kelch leer.

Ist die Messe zu Ende, so tritt der Cardinal Erzpriester zu St. Peter nebst zwei Sacristanen zum heiligen Vater heran, und überreicht ihm im Namen des Kapitels eine Börse von weißer Seide mit Gold gestickt, worin 55 Paul alter Münze, die unter den ersten Päpsten geschlagen worden und zwar zur Löhnung pro missa bene cantata. Der Papst nimmt sie an und übergiebt sie dem Cardinal Diakonus; dieser reicht sie einem seiner Schleppträger, welcher sie hernach in die Sacristei bringt, wo man ihm dafür fünf Scudi couranter Münze einhändigt.

Hernach begibt sich der Papst wieder in seinen Tragstuhl und läßt sich zum Beichtstuhl St. Peters tragen, wo er aussteigt und niederknieet zur Verehrung der heiligen Reliquien, welche ein Diakonus im bischöflichen Gewand nach einigen Gebeten dem Volke zeigt, wie am heiligen Freitag. Denkmale seiner Passion, verehrte Sinnbilder der Erlösung des Menschengeschlechts. Darauf bildet sich der Processionszug wieder wie zuvor, der Pabst wird durch das große Schiff und die Vorhalle getragen, ertheilt

von der Treppe aus dem Volke den Segen, und gelangt so bis zu der päpstlichen Loge, wo er den feierlichen Segen Urbi et Orbi spendet, wie wir oben beschrieben haben.

Der Platz St. Peters bietet in diesem Moment einen wirklich imposanten Anblick dar. Ein großer Theil der Bevölkerung Roms, die der Umgegend, die Menge, welche aus der Kirche herausströmte, das ganze zu Rom anwesende Heer, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, — alle diese füllen den ungeheuren Raum, der nicht weniger als hundert und fünfzig tausend Menschen faßt.

Man irrt aber gewaltig, wenn man meint, religiöses Gefühl habe diese Menge hierhergezogen. Man kam aus Neugierde, um ein Schauspiel zu sehen, seine elegante Toilette zu zeigen, die Fremden sich anzuschauen, ihre Trachten zu mustern und über die Kinder Albions sich ein wenig lustig zu machen; man kam, um die Reihe der Equipagen zu schauen, die Bedienten zu zählen, ihre Livreen zu bewundern und unanständige Zeichnungen auf den Wappen der Caroſſen mancher Cardinäle zu belächeln. Schließlich hat die Osternepoche für den Römer noch eine große Bedeutung, welche der Religion fremd ist. Man legt an diesem Tage die Winterkleidung ab und weiht die des Frühlings ein. Das ist ein sehr wichtiges Ereigniß für den Römer und das Interesse daran zieht eine zahllose Menge herbei.

Tod des Papstes.

Wenn ein Papst stirbt, begibt sich alsbald der Cardinal Kämmerling in den päpstlichen Pallast, um den Tod zu constatiren. Er thut das persönlich, indem er mit einem Hammer dem Leichnam dreimal auf die Stirne klopft; giebt er keine Antwort, so ist der Tod gewiß. Aerzte werden nicht zugezogen: die Wissenschaft hat bei der Etiquette nicht mitzusprechen. Man hat zu sehr Eile, die Erbschaft anzutreten, daß man sich über Kleinigkeiten nicht aufhalten kann.

Darauf verkündigt die große Glocke des Capitols mit drei und dreißig Schlägen Rom und der katholischen Welt, daß die Kirche ihr Haupt verloren habe. Augenblicklich verläßt die Schweizergarde den apostolischen Pallast, um den Privatpallast des Cardinal Kämmerlings zu beziehen, in dessen Hand bis zur Eröffnung des Conclave die höchste Autorität gelegt ist. Doch führt er nur den Namen der Regierung, denn in der That ruht jedes Amt, alle Geschäfte sind suspendirt. Der Cardinaldechant beruft unverzüglich alle Cardinäle zum Conclave, und versammelt alle zu Rom anwesenden zu Congregationen, welche täglich zusammen kommen um dasselbe vorzubereiten. Man befaßt sich dabei hauptsächlich mit Folgendem. Der Fischerring und die Staatssiegel werden zerbrochen, der Cardinal-Dotar und Cardinal-Secretair liefern Kasse und Papiere ab; der Gouverneur von Rom und die hohen

Würdenträger werden im Amt bestätigt; die Bestattung des Pabstes wird am dritten Tage besorgt. Sodann werden für's Conclave ein Beichtvater, Aerzte, Chirurgen, Barbiere und das übrige Personal der Conclavisten erwählt, die Zellen verlooſt, zwei Cardinäle zur Ueberwachung des Verſchluſſes bestimmt.

Das heilige Colleg besteht aus siebenzig Cardinälen, die aber niemals vollzählig sind. Es sind theils Cardinal-Biſchöfe, theils Prieſter, Diaconen oder Laien-Cardinäle. Trifft die Wahl einen, der noch nicht die biſchöfliche Weihe hat, ſo wird ihm ſolche dann unverzüglich ertheilt; und wenn der heilige Geiſt in den Wählern ſich für einen Laien ausſpricht, ſo ſollte er ſogleich die Weihe der drei Grade auf einmal erhalten. Das geſchieht aber nie, ſo lange die Cardinäle allein die Wahl zu üben haben.

Denn ehemals, bis zum zwölften Jahrhundert, wirkte das Volk bei der Papſtwahl mit, und die Geſchichte hat gezeigt, daß ſolche Wahlen kein ſchlechteres Ergebniß hatten, als ſpäter; es gingen daraus die Päpſte hervor, welchen der heilige Stuhl ſeinen Glanz und die Begründung ſeiner Macht verdankt. Hat man aber etwas mit Prieſtern zu theilen, ſo finden dieſe ihren Antheil niemals groß genug. Die Mitwirkung des Volks wurde erſt beſtritten, dann geleugnet, zuletzt entzogen. Und doch ſtammt die Souverainität in ihrer ganzen Fülle urſprünglich vom Volk. Das haben die Inhaber derſelben ſelbſt nicht beſtritten, nur ausgebeutet; nicht abgeleugnet, ſondern eludirt.

Als in dieſer Weiſe das römiſche Kaiſerthum auf den Höhepunkt abſoluter Machtvollkommenheit gelangt

war, sprach das Christenthum die Gleichheit aller Menschen aus. In diesem Princip erkannte das Volk seine Befreiung, ergriff die neue Lehre mit Begeisterung. Und da es bei den Christen wirklich demüthige Priester ohne Ehrsucht und Betrüglichkeit erkannte, sah es in ihnen die wahren Vertreter Gottes, erfaßte mit heiligem Eifer den neuen Glauben und opferte ihm Gut und Blut. Aber nach einigen Jahrhunderten fühlte es eine schwerere Fessel, die fester geschmiedet war, als die frühere. Die Lämmer waren zu Wölfen geworden, die Priester hatten Heere und Henker im Sold, hatten allen Reichthum, alle Ehren, alle Macht an sich gerissen; das Volk wurde durch Aberglauben fanatisirt, durch Unwissenheit verdummt, durch Faulheit entnervt, durch Elend herabgewürdigt, durch Knechtung erniedrigt. So ist das römische Volk in seinen heutigen Zustand gekommen.

Während der Versammlungen der Congregation wird die Leiche des Papstes erst drei Tage hinter einander in der Sixtinischen Kapelle ausgestellt, wo die amtlichen Personen, der römische Adel und Fremde zugelassen werden. Dann wird sie nach St. Peter in die Kapelle des heiligen Sacraments gebracht, und weitere drei Tage lang stürzt das Volk hin, an dem bronzenen Gatter deren Füße zu küssen. Am sechsten Tage schreitet man zur Bestattung in dem provisorischen Grabmal, wo sich bis dahin die Leiche des vorigen Pabstes befand, welche nun Platz zu machen hat. Man verfährt dabei auf höchst unwürdige Weise, indem das Grab mit Lärmen geöffnet, und der Körper des jüngst noch Angebeteten wie ein schlechtes Bündel in

das Loch hinabgeworfen wird. Alle Herzen sind bereits dem neuen Spender aller Gnaden zugewendet.

Nun wird mitten im Schiff der Peterskirche ein ungeheurer Katafalk errichtet, und weitere drei Tage lang strömt das Volk mit aller Begier zu diesem Schauspiel der Neugierde. Man mustert und bewundert den reichen Pomp der Kapelle und der Leiche in allen Einzelheiten, aber der Verdienste des Verstorbenen gedenkt kein Mensch.

---

65. Conclave.

Seit dem Jahre 1143 haben die Cardinäle das Recht, den Papst zu wählen, allein geübt, und zwar bis 1268 ohne beengende Maßregel. Seitdem aber unter Verschluß, aus folgendem Anlaß:

Es waren dieselben, achtzehn an Zahl, zu Viterbo versammelt, konnten aber durchaus nicht zu einer Verständigung gelangen. Der französische König, Philipp der Kühne und sein Oheim, Karl I. von Sicilien, kamen persönlich, richteten aber nichts aus. Endlich, nachdem zwei Jahre ohne Ergebniß verlaufen waren, machte der General des Franziskanerordens den Bewohnern von Viterbo den Vorschlag, die heiligen Väter im bischöflichen Pallast einzuschließen. Als dies nichts fruchtete und wieder Monate vergeblich abliefen, deckten sie das Dach des Pa-

lastes ab, jene wurden aber nur hartnäckiger. Endlich fanden sie den Ausweg, ihre Vollmachten an sechs unter ihnen zu übertragen, welche einen Papst außerhalb ihrer Mitte wählten. Dies geschah am 1. September 1271 nach einer fast dreijährigen Vacanz. Der neue Papst, Gregor X. veranstaltete ein allgemeines Concil zu Lyon, welches ein Grundgesetz für die Papstwahl aufstellte, von welchem aber nur noch einzelne Bestimmungen in Kraft sind. Es wurde seiner unbequemen Strenge wegen erst suspendirt, dann verschiedentlich im Interesse der Gesundheit, der Würde und Bequemlichkeit der heiligen Väter modificirt.

Nunmehr wird der Verschluß in folgender Weise veranstaltet:

Die Ausführung ist in der Hand des Cardinal-Kämmerlings, in Verbindung mit den drei Dechanten, der Bischöfe, der Priester, der Diakonen. Ein Marschall des Conclave ist der Hüter nach Außen, der General-Auditor der apostolischen Kammer Secretair des Conclave.

Man versperrt die beiden Enden der Straße längs dem großen Hügel des Pallastes, worin sich eben so viele Zellen befinden, als Cardinäle am Leben sind. Die Bewohner dieser Straße haben die Wahl, auszuziehen oder mit eingesperrt zu werden. Unter Zellen versteht man aber vollständige Wohnungen, bestehend aus einem Salon, einem Zimmer des Herrn, zweien für die Conclavisten und einer Küche. Tapezierung und Vorhänge sind bei den Cardinälen, welche der verstorbene Papst wählte, violett, für die anderen grün. Diese Farben unterscheiden

auch das übrige Costüm; den Purpur nehmen sie erst nach Ablauf des Conclave wieder an.

Am Eingang jeder Zelle ist ein Nobelgardist aufgestellt, der täglich nach einer Verlesung wechselt. Derselbe dient aber durchaus nicht zum Ueberwachen der Aus- und Eingehenden. Die Bewachung des Conclave ist der Schweizercompagnie und einem Trupp Infanterie anvertraut, welcher im Innern des Quirinalpalastes ihre Station haben, den Posten der Nobelgarde und der Palastgarde, welche im Palast der Consulte placirt ist, einem Piket Linientruppen und einem Gensdarmerieposten, welche die Straßenzugänge bewachen. Der übrige Theil der Garnison ist in den Casernen consignirt.

Die Marschallwürde des Conclave ist in der fürstlichen Familie Chigi erblich. Der Marschall hat seine Wohnung außerhalb des Vorschlusses, doch innerhalb des Palastes und muß zu jeder Zeit auf den Ruf der Glocke des heiligen Collegs bereit sein. Innerhalb des Vorschlosses wohnen der Gouverneur des Conclave, der Secretair, die Ceremonienmeister, der Beichtvater, der Sacristan, zwei Aerzte und ein Chirurg. Im Erdgeschoß wohnen ein Kellermeister, die Barbiere und die Gewerbsleute; auch befinden sich da eine Apotheke und die Vorrathsgewölbe. Arbeiter aus allen möglichen Gewerben sind da, welche bezahlt weeden, ohne etwas dafür zu leisten. Nach diesem Ideal eines Gefängnißzustandes trachtet natürlich Jeder, zumal da man darin, mit Ausnahme des Spazierenfahrens, alle möglichen Unterhaltungen und Bequemlichkeiten hat, selbst das Lotteriespiel nicht ausge-

nommen, wofür man die Nähe des heiligen Geistes in Benutzung zieht. Die Pauliniſche Kapelle iſt zum Abſtimmen vorbehalten, der Saal der Stallknechte zu einer Kapelle umgewandelt, worin ſich außer dem Hauptaltar ſechs beſondere befinden, für diejenigen Cardinäle, welche nicht in ihrer Zelle einen eignen Altar zu haben belieben.

Zehn Pförtchen ſind mit Thüren verſchloſſen, deren doppelte Schlüſſel in den Händen der Hüter ſind. Drei derſelben, Nobelpförtchen genannt, oben bei der großen Treppe, dienen für die Beſucher der Cardinäle. Ihre Hut iſt dem apoſtoliſchen Palaſtmeiſter, den Conſervatoren Roms und den Auditoren der Rota anvertraut. Die vier Pförtchen des Erdgeſchoſſes, für die Eßwaaren beſtimmt, werden von den Prälaten gehütet, welche beim Tribunal Signatura Stimme haben. Zwei andere Pförtchen, neben dem Eingang des großen Palaſtflügels, werden von Patriarchen, Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Prälaten der apoſtoliſchen Kammer gehütet. Endlich das zehnte Pförtchen, für den Sekretair des Conclave beſtimmt, iſt keiner Ueberwachung unterworfen. Für jeden Cardinal iſt in der Pauliniſchen Kapelle ein Ehrenſitz mit einem Baldachin von grünem oder violetten Stoff und vor demſelben ſteht ein Tiſch, der mit gleichem Stoff gedeckt iſt, mit Namen und Wappen des Inhabers. Der Baldachin iſt ein Zeichen der höchſten Machtvollkommenheit, worauf während der Vacanz jeder der Cardinäle gleiches Recht hat, weil, wie das Volk ſich ausdrückt, jeder einen Papſt im Leibe hat. Sowie der Papſt gewählt iſt, verſchwinden alle Baldachine außer dem des Erwählten.

Vor dem Altar steht ein großer Tisch, worauf sich befinden: die Eidesformel, Stimmzettel, Kerzen, Siegellack u. s. w., endlich zwei große Kelche, welche zu Stimmurnen dienen und zur Zeit der Stimmgebung auf dem Altar stehen. Hinter dem Altar steht ein eiserner Ofen, dessen Rohr nach einer Oeffnung geleitet ist, die neben dem großen Balkon in der Mauer angebracht worden. So oft nun eine Abstimmung verfehlt, werden die Stimmzettel darin verbrannt und man thut feuchtes Stroh dazu, damit es viel Rauch giebt. Das Volk draußen schaut nach dem Ende dieses Rohrs: kommt Rauch heraus, so ist der Papst noch nicht fertig; kommt keiner, so ist er fertig! So kündigt sich das große Ereigniß der mit Ungeduld harrenden Welt an.

Zu Rom hängt Jedermann, näher oder entfernter, an geheimen oder offenbaren Fäden mit einem Cardinal zusammen; und so ist auch kein Mensch, der nicht bei der Papstwahl interessirt wäre. Darum mögen auch die Römer einen häufigen Wechsel der Päpste leiden, und eine lange dauernde Regierung wird ihnen langweilig. Jeder neue Herrscher ist von einer großen Menge Creaturen umgeben, und er hat über Aemter, Pensionen und Sinecuren zu verfügen. Jede neue Stuhlbesteigung führt ein großes Beutejagen mit sich. Ferner, eine unzählige Menge Lieferanten, die unter der vorigen Regierung fett geworden, müssen nun anderen Leuten desselben Schlags, die sich auch mästen wollen, Platz machen. Man begreift die Anhänglichkeit eines großen Theils der Bevölkerung an den Quirinal. Und nicht allein diese Gelüste, diese wetteifernden Bestrebungen sind rege, auch die politischen

Leidenschaften mischen sich darein. Jede Partei hat ihren Candidaten. Die Tribünen dieses bescheidenen Forums gießen glühende Lava der Satire unter diese Gruppen, und die Straßenadvocaten ergießen sich in unerschöpflichen Strömen der Beredtsamkeit. Endlich alle Höfe haben da ihre Anhänger, und während ihre amtlichen Repräsentanten im Inneren des Conclave ihren Einfluß geltend machen, versäumen subalterne Agenten nicht auf dem öffentlichen Platz zu wirken.

Wer an einem Pförtchen eingelassen sein will, hat den Hütern ein abgeredetes Zeichen vorzuweisen. Zu diesem Behuf theilen die Cardinäle an ihre Freunde und Vertrauten kleine Stäbchen aus, die grau oder violett bemalt und mit ihrem Wappen versehen sind. Manche hohe Persönlichkeiten, z. B. der Cardinalkämmerling, der Gouverneur des Conclave, der Fürst Chigi, die Conservatoren u. A. haben das Recht, Medaillen prägen zu lassen, die als Einlaßbillets dienen.

Die eingelassenen Besucher dürfen nicht leise sprechen, noch sich der Pantomime bedienen; sie müssen so vernehmlich reden, daß die Hüter, welche den Namen Horcher führen, sie verstehen können. Diese haben auch das Recht, alle aus- und eingehenden Schriften zu lesen, auch die Packete und Körbe, welche das Essen bringen, zu visitiren, selbst die Pasteten dürfen sie durchwühlen und das gebratene Geflügel aufschneiden. Doch wird dieses Recht nicht so strenge ausgeübt. Die heiligen Wähler kennen schon andere Mittelchen für geheime Verständnisse mit der Außenwelt. Jedenfalls haben sie das Pförtchen des Secretärs

ganz zur Disposition; denn dieser gefällige Mann würde es nicht wagen, denjenigen, welcher als Papst hervorgehen wird, sich nicht verbindlich zu machen.

Am Tage nach dem Anfange des Conclave, Morgens vier Stunden vor Mittag, werden vom Gouverneur des Conclave, in Begleitung der Schweizergarde, die Pförtchen geöffnet, zu gleicher Zeit vom Marschall die Fensterläden. Um dreiviertel nach zwölf Uhr werden die Pförtchen wieder geschlossen, um zwei und eine halbe Stunde vor Anfang der Nacht abermals geöffnet und eine Stunde nach Ave Maria wieder geschlossen, nur die drei Nobelpförtchen eine halbe Stunde später. Während dessen ruft ein Ceremonienmeister in den Hausgängen mittelst einer Glocke die Cardinäle zusammen. Beim dritten Glockenzeichen spricht er mit lauter Stimme: In Capellam Domini. Sind sie versammelt, so wird vom Cardinal-Dechant die Messe gelesen und alle Cardinäle nehmen die Communion. An den folgenden Tagen wird vom Sacristan des Conclave die Messe gelesen und die Hymne: Veni, creator, Spiritus angestimmt. Dann nehmen sie das Frühstück in ihren Zellen, um nach Vollendung desselben zur Abstimmung wieder zu kommen.

Vormals gab es eine Menge Arten der Papstwahl: im Jahre 1550 zählte man deren achtzehn. Jetzt giebt es deren noch drei.

Die erste geschieht durch Acclamation, die man Adoration nennt. Ein Cardinal tritt auf, proclamirt mit lauter Stimme seine Wahl und ladet seine Collegen ein, ihn zur Adoration an den Fuß des Altars zu be-

gleiten. Schließen sich zwei Drittheil der Abstimmenden an, so ist die Wahl schon fertig. Da bei einer solchen Kühnheit vorauszusetzen ist, daß der Proclamirende sich des Erfolgs zum Voraus versichert habe, so hat sie häufig Erfolg und zwar meist bis zur Einstimmigkeit.

Die zweite Art, durch Compromiß, wird dann angewendet, wenn nach lange vergeblichem Stimmen man die Hoffnung auf Einigung der Wähler aufgiebt. Es wird dann das Recht der Ernennung auf eine gewisse Anzahl Cardinäle übertragen. Einmal, da man es nur einem übertrug, beutete er es für sich selbst aus, indem er ausrief: Ego sum Papa, und ließ sich sofort krönen. Es war Johann XXII. Seitdem gilt die Bestimmung, daß es mindestens drei sein müssen, auf welche die Uebertragung geschieht. Dabei giebt man wohl der Vollmacht eine Beschränkung in der Zeit, da sie sich einigen müssen: man zündet eine Kerze an, und wenn dieselbe niedergebrannt ist, erlischt mit der Flamme auch die Vollmacht.

Die dritte Art, durch geheime Abstimmung, ist die heut zu Tage gewöhnliche. Man hat viel von einem Veto gesprochen, welches die Höfe von Frankreich, Oesterreich und Spanien auszuüben hätten; es ist aber ein solches weder in den Gesetzen begründet, noch auch so absolut. Dasselbe beruht thatsächlich mehr auf einer Gefälligkeit des römischen Hofes, um dem neuerwählten Papst soviel als möglich Anhang zu sichern.

Bevor man zur Abstimmung schreitet, zieht man durch's Loos die Namen von drei Cardinälen, um dieselbe zu leiten und zu überwachen, und von weiter dreien,

in fermiere genannt, welche die Stimmen der wegen Krankheit Abwesenden von ihnen aus ihren Zellen einzuholen haben. Sodann schreibt jeder Cardinal auf dem Tische vor ihm den Namen seines Candidaten auf einen Zettel, geheim mit verstellter Schrift. Fürchtet einer, durch seinen Nachbar zu nahe beobachtet zu sein, so begiebt er sich an einen der sechs abgesonderten Tische, welche inmitten der Kapelle aufgestellt sind. Dann steckt er seinen Zettel in ein Couvert, das er mit vier Siegeln verschließt, von einem Gepräge, das er sorgfältig geheim hält, worauf eine besondere Devise oder ein Sinnbild sich befindet. Die Cardinäle gehen einzeln zum Altar, indem sie vor Aller Augen ihren versiegelten Zettel zwischen Daumen und Zeigefinger halten, und legen ihn in den auf dem Altar stehenden Kelch, nachdem sie laut die Formel gesprochen: Testor Christum Dominum, qui me judicaturus est, quem secundum Deum elegi et quod in accessu praestabo.

Nachdem alle Stimmzettel abgegeben sind, werden mit einer Scheere, ohne die Siegel zu verletzen, die Couverte geöffnet, die Zettel herausgenommen und von unten an aufgeschlagen, so daß der obenanstehende Name des Stimmenden bedeckt bleibt. Die Namen werden erst dann bekannt, wenn einer der Candidaten drei Viertheile der Stimmen erhalten hat. Die Namen der Candidaten werden laut ausgerufen, so daß jeder der Cardinäle durch Aufzeichnung derselben die Operation controliren kann.

Hat Keiner diese Majorität erhalten, so wird sogleich zum Behuf des Beitritts zu einer nochmaligen Abstim-

mung geschritten. Dabei darf Keiner seine Stimme demselben Candidat nochmals geben. Ergiebt sich auf diese Weise die Majorität, so ist die Wahl fertig. Wo nicht, so werden sämmtliche Zettel nebst Couverte und Siegel verbrannt, und die Cardinäle begeben sich in ihre Zellen zurück.

Während die Cardinäle sich von ihren Strapazen erholen, giebt das Volk außen, dem der Rauch die unfruchtbare Wahl verkündigt hat, seine Unlust zu erkennen, welche bei fortdauernden vergeblichen Versuchen mit jedem Tag sich steigert bis zu Lästerungen und Drohungen. Aber die Cardinäle besitzen unter der Zahl ihrer hohen Tugenden auch eine außerordentliche Geduld und einen unversiegbaren Gleichmuth.

Am Abend des ersten Tages beginnen die täglichen Sitzungen der drei Cardinäle, welchen zur Handhabung der Ordnung im Namen des heiligen Collegs die höchste geistliche und weltliche Autorität anvertraut ist. Sie haben aber darin fast nichts zu thun, denn die Ausführung aller Geschäfte liegt in der Hand des Secretärs, welcher die Functionen eines Minister-Staats-Secretärs versieht. Derselbe ward sonst gewöhnlich auf die Art belohnt, daß der neuerwählte Papst gleich bei der Adoration ihm seine eigene Mütze aufsetzte. Doch scheint dieser Gebrauch außer Uebung zu kommen; denn Leo XII. zuerst, und nach ihm Gregor XVI. und Pio IX. haben ihre Mützen in die Tasche gesteckt.

Denselben Abend berufen die drei Cardinäle den Beichtvater, Sacristan, Caplan, die zwei Aerzte, den Chi-

rurgen, Apotheker und die zwei Gehülfen des Secretärs zu sich, und nehmen ihnen einen feierlichen Eid auf's Evangelium ab, nichts von dem weiter zu sagen, was sie in Betreff der Wahl könnten gesehen oder gehört haben. Hernach werden ebenso die sämmtlichen übrigen Conclavisten vereidigt.

Abends kehren die Cardinäle in ihre Zellen zurück, wo es ihnen verstattet ist, sich einander zu besuchen und über die Wahl zu unterhalten. In diesen kleinen Zirkeln werden an einem Tag wohl zehn Päpste ein und abgesetzt, und es bewährt sich dabei in vollem Umfang die Wahrheit des Satzes, daß dem Menschen die Sprache gegeben sei, um seine Gedanken zu verhüllen. Es entwickelt sich da das Raffinirteste, was die Politik an Ränken und Gegenränken eingeben kann; und man kann sich keinen Begriff von allen den Pfiffigkeiten machen, die von den Füchsen, welche den Braten so weit hin wittern, ersonnen werden. Die feinsten Pläne des Ehrgeizes werden aufgespürt, gesponnene Netze zerrissen, angelegte Minen vereitelt: auf die lebhaftesten Angriffe die rascheste Erwiderung, und alles das mit ausgesuchtester Höflichkeit und einem Anschein von Gutmüthigkeit, welcher die Abgefeimtesten aus dem Geleise bringt.

Die Cardinäle führen zu Rom ein von der übrigen Welt ganz abgesondertes Leben: zu Fuß dürfen sie sich in der Stadt gar nicht zeigen; nur auf dem Pincio ist ihnen verstattet auszusteigen und durch die Alleen zu wandeln, wobei ihnen zwei Livreebediente auf vier Schritte folgen. Also nur von Bedienten, Schmeichlern und

demüthigen Creaturen umgeben, ist das gewöhnliche Leben außerhalb der Kirche ihnen fremd, obwohl sie manchmal die weltlichen Gesellschaften mit ihrer Gegenwart beehren. Beständig mit einer Maske vermummt, spielen sie eine studirte Rolle. Ein Schein von Gutmüthigkeit, vermischt mit sehr viel List, erheuchelte Demuth, die unersättlichen Ehrgeiz verdeckt, eine zur Schau getragene Bigoterie, die eine allzugroße Freiheit verschleiert — alles dies macht ihr Dasein zu einem Gewebe von Gleißnerei. Durch Scheinheiligkeit haben sie den Purpur erlangt, durch Scheinheiligkeit hoffen sie zur dreifachen Krone zu gelangen. Ein römischer Cardinal glaubt niemals nur einem Wort, er will Thatsachen und diese bewiesen haben: bei keinem Menschen in der Welt setzt er Biederkeit, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit voraus.

Um zwei Uhr Nachts gibt ein Ceremonienmeister mit einer Glocke in den Gängen das erste Zeichen zum Rückzug, nach einer halben Stunde das zweite, um drei Uhr das dritte mit dem Zuruf: In cellam Domini!

Diese strenge Regel der Absperrung sticht freilich sehr ab von dem comfortablen Leben, welches sie gewöhnlich zu Hause führen; und die delikaten Mahlzeiten, welche täglich aus den erlauchtesten Küchen herbeigebracht werden, stimmen wenig zu der Verordnung Gregors X. Die lange Reihe von geschlossenen Wagen mit anlockenden Düften ist ein Schauspiel für die Heiterkeit und dem satyrischen Volkswitz.

Hat nun ein Candidat die erforderliche Majorität erlangt, so öffnen sich auf einen Glockenzug die Pforten,

und herein treten die beiden ersten Ceremonienmeister, gefolgt vom Cardinal-Dechant, dem Kämmerling, den drei Ordnungsmeistern, dem Secretair und Sakristan. Sie nähern sich dem Erwählten und der Cardinal-Dechant fragt ihn, ob er die Wahl annehme. Die Selbstverleugnung, welche so eine Ehre abwiese, ist nicht mehr zeitgemäß; unfehlbar ist die demüthige Antwort, man ergebe sich den Willen des Allerhöchsten. Unverzüglich senken sich mit staunenswerthem Ensemble die Baldachine. Der Erwählte nennt den bereit gehaltenen Namen, welchen er annehmen will und der apostolische Protonotar nimmt ein Protokoll über die Annahme auf.

Während der Abfassung begiebt sich der neue Papst in Begleitung von zwei Cardinal-Diakonen in die Sacristei und legt das päpstliche Gewand an. Sowie er wieder herauskommt, setzt er sich auf einen Thron am Fuße des Altars, und die Cardinäle kommen heran zum Fußkuß. Wann die Reihe an den Kämmerling kommt, überreicht er ihm den Fischerring. Diese Ceremonie, Adoration genannt, wird später in der Sixtinischen Kapelle und in der Peterskirche wiederholt.

Gleich nach dieser Adoration werden der Gouverneur und der Marschall zu derselben Gunst zugelassen, dann folgt das übrige Personal der Conclavisten. Es fallen die Schranken und erscheinen, nach den Hütern der Pförtchen, das diplomatische Corps, der römische Adel und eine Menge Fremder, die sich beeifern, dieselbe Huldigung darzubringen.

Während dessen erschienen die zwei ersten Cardinal-

Diakonen mit dem päpstlichen Kreuz und zwei Ceremonienmeister, auf dem großen Balkon des Palastes, um dem römischen Volk und der katholischen Welt das Ereigniß zu verkündigen. Da ertönt Jubelgeschrei auf allen Seiten, Freude strahlt aus allen Augen, alle Herzen schlagen voll Hoffnung, die Hände klatschen, die Füße trappeln, die Sacktücher flattern, die Hüte fliegen empor, — und der Papst eilt, mit dem Segen zu erwiedern. Wie er erscheint, verdoppeln sich die Evviva! alle Glocken läuten, darein mischt sich Kanonendonner, Trommelwirbeln, Trompetengeschmetter. Wenn der Papst den Arm erhebt, wird's stille, Alles fällt auf die Kniee. Bald erneuert sich der Lärm nur heftiger und länger, bis der Papst sich zurückzieht: da verstummt das Geschrei und die Menge verläuft sich. Man eilt in die Bureaux der Lotterieen, um da seine Taschen zu leeren und in süßen Träumen von Illusionen gewiegt einzuschlafen.

Diese enthusiastischen Aeußerungen sind mehr ein Ausdruck der Wünsche als der Huldigung. Aber der neue Monarch schreibt sie meist seinen bereits erworbenen Verdiensten zu. Geht er dann, berauscht von dem hohen Gedanken seiner Macht und umgeben von Schmeichlern, den Weg seiner Vorgänger, ohne dem Bedürfniß der Zeit, den berechtigten Wünschen für eine bessere Zukunft zu genügen, so begleitet auch dieselbe Gleichgültigkeit, wie bei seinem Vorgänger ihn zum Grabe.

66. Krönung des Papstes.

Bei der Krönungsfeier des Papstes entwickelt die Kirche ihren gesammten Pomp, die Regierung ist freigebig in Spenden, die Stadtbehörden sorgen für öffentliche Belustigungen. Damit Jeder sich einen frohen Tag machen könne, findet bereits Abends zuvor in einem Hofe des Vatikans eine Geldvertheilung statt, ein Paul*) an Jeden, der sich meldet. Ein alter Gebrauch gönnt dabei den Frauen in interessanten Umständen den doppelten Betrag; so kommt es, daß binnen 24 Stunden die Zahl dieser Personen auf's Zehnfache wächst.

Der erste Sonntag oder auch Festtag, welcher auf die Wahl des Papstes folgt, ist zur Krönung desselben bestimmt. Da begiebt sich der neue Herrscher in stattlichem Festzug von dem Quirinalpalast, wo das Conclave gehalten wurde, zur Peterskirche. Voran ein Peloton Dragoner, begleitet von der Nobelgarde und den Schweizern, durchschreitet dieser langsam die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung. In einer Karosse, die von Goldverzierung strotzt, ertheilt er seinen Segen der Menge, die auf dem ganzen Weg sich herzudrängt, sich auf die Kniee wirft und mit Zurufen die Luft erschüttert. Bei der Brücke zur Engelsburg wird er mit Kanonensalven begrüßt und wenn er auf dem Petersplatz, der dicht gedrängt

*) = circa 5 Sgr.

von Menschen gefüllt ist, anlangt, tönt ihm aus hunderttausend Kehlen ein jauchzendes Evviva! entgegen, dazu stimmt das Geläute aller Glocken der Stadt, Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, Mörser und Kanonen donnern. Er muß sich in diesem Moment für den geliebtesten aller Monarchen halten. Schon mancher Herrscher, welcher den Werth solcher Demonstrationen überschätzte, gab sich Illusionen hin, welche den ephemeren Enthusiasmus der Unterthanen überdauerten.

Der Papst hält an unter der großen Vorhalle, welche mit rothem Damast und goldenen Tressen und Franzen behangen ist. Er setzt sich auf einen prachtvollen Thron mit sammtnem Baldachin, der bei dem Eingang zum Tempel des Gottes der Armen und Niedrigen errichtet wurde. Auf beiden Seiten reihen sich die Cardinäle auf Bänken, die mit reichen Draperien bedeckt sind, inmitten eines Kreises, der von Schweizern abgesperrt wird. Während die Sänger anstimmen: „Du bist Petrus ꝛc.“, tritt der Cardinal-Erzpriester an der Spitze des Kapitels vor und hält eine Rede zum Preis der Tugenden, welche er noch nicht kennt. Hierauf wird das Kapitel zum Fußkuß zugelassen.

Der Papst zieht in die Kirche ein durch die große Mittelpforte, welche bereits mit den Wappen des neuen Herrschers geziert ist. Der Nachfolger des Fischers von Kapernaum läßt sich unter einem goldgestickten Himmel auf einer Sänfte tragen, die goldene Mütze auf dem Haupt und zwei große symbolische Fächer auf den Seiten. Der lange Zug, welcher in Procession dem Papst folget,

besteht aus denselben Personen und unverändert in derselben Folge, wie bei anderen festlichen Gelegenheiten.

Der ungeheure Raum der Kirche ist ganz mit den reichsten Stoffen behangen: es sind Draperieen von Atlas, Brocat und Sammt in grellen Farben mit goldenen Borten; das Hauptschiff und der Chor strahlen in voller Beleuchtung; tausende von Kerzen flammen im Widerschein der krystallenen Luftres, die vom Gewölbe herabhängen; man erblickt nur Tressen, Franzen und Krepinen zwischen Blumenguirlanden und Laubgewinden. Kurz, die Kirche ist wie in den allerschönsten Tagen geschmückt, um den neuen Papst würdig zu empfangen.

Wie gewöhnlich macht derselbe seinen Halt vor der Kapelle des Sacraments und dem Beichtstuhl Petri, dann wird er in die Kapelle St. Georg getragen, wo er die Obedienz des Clerus empfängt und dem Volke den Segen ertheilt. Hierauf stimmt er die Hora der Tertia an und nachdem er den Priesterschmuck angelegt, wird er zu dem päpstlichen Altar getragen, wo er die Messe lesen soll. Beim Ausgang aus der Kapelle stößt er auf einen Ceremoniemeister mit einem langen silbernen Stab, woran oben ein Bündelchen Werg befestigt ist. Ein Kapelldiener zündet dieses mit seiner Kerze an und jener ruft, den Stab schwingend, dem Papst laut die Worte zu: „Heiliger Vater, so schwindet der Ruhm der Welt!“ Diese sinnbildliche Ceremonie wird auf dem Weg von der Kapelle zum Altar noch zweimal wiederholt und dieselbe Person ruft denselben Spruch zu.

Am Fuße des Altars empfängt der Papst aus den

Händen des ersten Cardinal-Diakonus das päpstliche Pallium. Hierauf begiebt er sich zu dem Thron mit dem Baldachin im Hintergrund des Chors, wo er zum zweitenmal die Obedienz empfängt. Er spricht das Introite und das Kyrie; stimmt sodann das Gloria in excelsis an, und hält dann die Messe geradeso wie an Ostern.

Nach der Messe wird der Papst in Procession mit allem bei den großen Ceremonien üblichen Gepränge auf die päpstliche Loge der Kirchenfacade getragen, wo ebenfalls ein Thron hergerichtet ist. Hier in Gegenwart des ganzen versammelten Volkes wird der feierliche Krönungsact vorgenommen. Nach einigen sacramentalen Gebeten nimmt der zweite Cardinal-Diakonus dem Papst die goldene Mitra ab, und der erste Cardinal-Diakonus setzt ihm die Tiara mit den drei Kronen auf mit den Worten: Wisse, daß Du Vater der Fürsten und Könige bist, Herrscher der Welt auf Erden, Stellvertreter unsres Heilandes Jesu Christi, dem ist Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit. Amen.

Sogleich nach der Krönung spendet der Papst den Segen Urbi et Orbi, unterm Klatschen einer unendlichen Menge, und die beiden Cardinal-Diakonen verkündigen in Latein und Italienisch vollkommenen Ablaß.

So ist aus einem demüthigen Diener Gottes auf einmal sein Stellvertreter geworden, das oberste religiöse Haupt, der Spender aller geistlichen Gnaden, der Gewissenslenker von hundert und fünfzig Millionen Seelen; die Könige der Erde beugen sich zu seinen Füßen; er hat

die Macht über die Seelen, zu binden und zu lösen; seine Worte sind Orakel, seine Sprüche unfehlbar; Segen und Verfluchung steht in seinem Belieben; seine Macht hat keine andern Grenzen, als seinen Willen. . . . Ist irgend einem Menschen sonst verliehen, sich in so berauschender Fülle der Machtvollkommenheit zu wiegen?

Es kann nicht fehlen, daß jeder Papst, der diesen Thron St. Peters besteigt, die edelsten Absichten hat, die Bedürfnisse und Wünsche eines Volkes, das ihn mit solchen jubelvollen Huldigungen empfängt, zu befriedigen. Er findet ein abergläubiges, verdorbenes, unwissendes, elendes Volk: muß er sich nicht getrieben fühlen, es fromm, sittlich aufgeklärt, glücklich zu machen? Vor Augen liegen die Fehler einer überstrengen und schwachen Regierung, das unordentliche Leben in der heiligen Stadt, das Aergerniß des Klerus, die Auflösung der Zucht, der klaffende Abgrund des Bankerotts: darf man nicht voraussetzen, daß er mit aufrichtigem Herzen sich bestreben werde, den veralteten Fehlern durch tiefgreifende Reformen zu begegnen? Und doch, warum ist dieses Programm, welches sich jedem neuen Papst ins Herz eingräbt, noch nicht zur Ausführung gekommen? Oeffnen wir die Blätter der Geschichte, und blicken zunächst in die neuesten Erinnerungen. Eine Regierung, unter den glücklichsten Auspicien begonnen, vom freiwilligen Aufschwung aller Herzen begrüßt, lenkt bald von dem eingeschlagenen Weg wieder ab; auf die ausgedehnteste, gütigste Verzeihung folgen erbarmungslose Aechtungen und Kerkerqualen, das politische Schaffot wird wieder aufgerichtet. Heillose Rathgeber, welche Hartnäckig-

keit mit Festigkeit verwechseln, lenken den mit den edelsten Eigenschaften und höchsten Tugenden begabten Herrscher dahin, daß in dem Staat Empörungen, in der Kirche Spaltungen erfolgen.

Worin liegt denn die Quelle des Unheils, daß der beste Wille des Herrschers gelähmt, den berechtigtsten Wünschen des Volks durch grausame Täuschungen entsprochen wird? Sie liegt darin, daß die Päpste einen doppelten Character, die Repräsentation zweier unverträglicher Principien in sich vereinigen; daß sie beharrlich das Heilige mit dem Profanen vermischen, die religiösen Interessen durch die weltlichen zu schädigen bemüht sind, trotzdem, daß in der heiligen Schrift mit unauslöschlichen Worten stehet: „Niemand kann zweien Herren dienen."

Druck von W. Moeser in Berlin.

Das heutige Rom.

Skizzen und Characterbilder

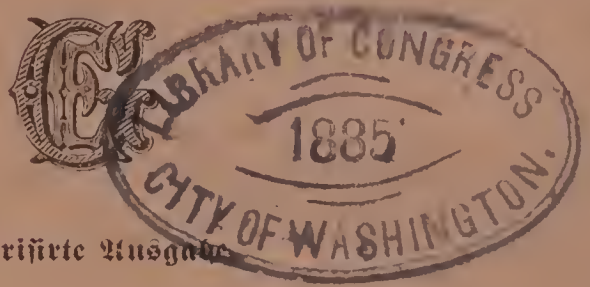
aus

dem wirklichen Leben

von

A. Valladier.

Zweite Auflage.



Autorisirte Ausgabe.

Berlin.

Hausfreund-Expedition.

(E. Graetz.)

17h

5/3/80

Im Verlage der **Hausfreund-Expedition** (E. Gracz) in **Berlin**, Kronenstraße 21, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, auch auf allen Bahnhöfen vorräthig:

Wachenhusen,	Berliner Photographien. 2 Bde.	20	Sgr.
—	Pariser Photographien	20	„
—	Eva in Paris	10	„
—	Irrlichter	10	„
—	Kriegstagebuch	20	„
Löwenstein,	Humoristische Vorträge . . .	10	„
Feydeau,	Gräfin Chalis	25	„
—	Die Schrecken der Liebe	20	„
Rasch,	Von der Nordsee in die Sahara . . .	20	„
Reinhardt,	Tintenklexe. 2 Bände	40	„
Schmidt-Weißenfels,	Fürstengeschichten . .	20	„
Springer,	Berlin wird Weltstadt	20	„
Tietz,	Wiener Photographien	20	„

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.

MAY 3 - 1948

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 152 760 0